

DIE ZISTERZIENSERINNENABTEI KLOSTERSTIFT ST. MARIENTHAL

GESCHICHTE – KULTUR – IMPULSE



verlag gunter oettel

Die Zisterzienserinnenabtei Klosterstift St. Marienthal
Geschichte – Kultur – Impulse



DIE ZISTERZIENSERINNENABTEI KLOSTERSTIFT ST. MARIENTHAL

Geschichte – Kultur – Impulse

Herausgegeben von
Michael Schlitt

verlag gunter oettel



Gefördert von der Beauftragten der Bundesregierung
für Kultur und Medien aufgrund eines Beschlusses des
Deutschen Bundestages



IMPRESSUM

© Verlag Gunter Oettel, Görlitz/Zittau 2021, www.verlag-oettel.de

Herausgeber: Dr. Michael Schlitt, Internationales Begegnungszentrum St. Marienthal

Umschlag, Layout, Satz: Gunter Oettel

Fotos: Umschlag vorn Archiv IBZ; Umschlag hinten s. S. 43, Abb. 4; S. 2 Paweł Sosnowski; S. 8 Gunter Oettel; S. 80,
174 Michael Schlitt

Druck: Druckzone Cottbus GmbH

ISBN 978-3-944560-83-0

INHALT

Michael Schlitt	
Vorwort	7

Zur Geschichte

Lars Dannenberg	
Die Gründung des Klosters St. Marienthal und die Burggrafen von Dohna	9
Jan Zdichynec	
Der Weg des Klosters St. Marienthal durch die Wirren der Jahrhunderte der Reformen und Reformationen.....	22
Gisela Rieck	
Abtei St. Marienthal: Zisterzienserinnen seit 1234 an der Neiße	31
Andrea Sander	
Studien zur Anlage des Zisterzienserinnenklosters St. Marienthal bis zum Umbau von 1743	41
Marius Winzeler	
Barocke Blütezeit – Architektur und Kunst in St. Marienthal 1740–1800	54
Marius Winzeler	
Die Klosterkirche von St. Marienthal – Wandlungen eines Zisterzienserbaus in acht Jahrhunderten	68
Marius Winzeler	
„die Heiligkeit ... zur Anschauung zu bringen“ – Die historistische Erneuerung der St. Marienthaler Klosterkirche im 19. Jahrhundert	72

Kultur schützen und pflegen – alte Gebäude neu nutzen

Udo Frenschkowski	
Das Engagement der Denkmalpflege im Kloster St. Marienthal seit dem Jahr 2000	80
Sven Taubert	
Restaurierungsgeschichte im Kloster St. Marienthal 1945–2021	84
Matthias Eifler	
Die Klosterbibliothek von St. Marienthal und die Reste des mittelalterlichen Buchbestandes	102

Heike Claasen/Holger Daetz/ Carsta Mahnkopf/Henrike Schwarz Der Kreuzweg und der Kalvarienberg des Klosters St. Marienthal – Geschichte und Bestand	112
Michael Schlitt Neue Perspektiven für alte Gebäude Die Umnutzung der ehemaligen Wirtschaftsgebäude des Klosters St. Marienthal zu einem Internationalen Begegnungszentrum	123
Gerhard Brendler Die Klosterschenke St. Marienthal.	144
Arnold Klaffenböck Der Dreifaltigkeitsbrunnen in St. Marienthal – ein Denkmal der „Pietas Austriaca“	154
Michael Schlitt Das „Wir-Denkmal“ in St. Marienthal	171
Impulse	
Michael Schlitt Klöster und Kommunitäten als Impulsgeber für eine nachhaltige Entwicklung.	175
Der Konvent von St. Marienthal	191
Autorenverzeichnis.	192

VORWORT

Seit fast 800 Jahren existiert die Zisterzienserinnenabtei Klosterstift St. Marienthal ununterbrochen. Damit ist St. Marienthal das älteste Frauenkloster des Ordens in Deutschland, das seit seiner Gründung ununterbrochen besteht. Unmittelbar an der Neiße zwischen Görlitz und Zittau gelegen, sind im Klosterstift St. Marienthal viele Generationen hindurch Nonnen dem Motto „ora et labora“ gefolgt. Die Wirren der Hussitenkriege und der Reformation hat das Klosterstift dabei ebenso überstanden wie die Zeit des Nationalsozialismus und der DDR sowie die mehrmaligen Hochwasserkatastrophen. Das Klosterstift St. Marienthal steht für den die Jahrhunderte überdauernden treuen Dienst an den christlichen Werten, die zu den unverzichtbaren Grundlagen Europas gehören, und steht für den großen Beitrag zu unserer Kultur, den Kirchen und Klöster über Jahrhunderte hinweg geleistet haben. Auch wer sich anderen geistigen Werten verpflichtet fühlt, wird erkennen, welch' eine große innere Kraft an diesem Ort vorhanden ist und bewahrt wird.

Leider gab es bis zum Erscheinen der vorliegenden Publikation keine aktuelle Veröffentlichung, die über diese sehr eindrucksvolle Geschichte des Klosters und die nicht weniger interessante Gegenwart informiert. Die letzte umfangreichere Publikation zum Klosterstift St. Marienthal stammt aus dem Jahr 1991. Damals erschien in dritter Auflage die vom Benno-Verlag herausgegebene Broschüre „Zisterzienserinnenabtei St. Marienthal. Ein Führer durch das Kloster“. Diese Broschüre ist seit vielen Jahren vergriffen. Daher erscheint es nun an der Zeit, den zahlreichen Besucherinnen und Besuchern des Klosters St. Marienthal sowie den vielen anderen Interessierten eine neue, aktuelle Publikation bereit zu stellen. Diese enthält zum einen Beiträge, die bereits in Fachzeitschriften oder anderen Veröffentlichungen publiziert wurden und nun zum Teil überarbeitet einem breiteren Publikum zugänglich gemacht werden (z. B. die Beiträge zur Gründung des Zisterzienserinnenklosters St. Marienthal sowie zum Kalvarienberg). Zum anderen gibt es etliche neue Beiträge, die über aktuelle Entwicklungen im Klosterstift St. Marienthal informieren (z. B. zur Restaurierung im Kloster St. Marienthal in den Jahren 1990 bis 2021 oder zur Umnutzung der ehemaligen Wirtschaftsgebäude seit dem Jahre 1994).

Möglich wurde diese neue Publikation durch das Soforthilfeprogramm „Kirchturmdenken. Sakralbauten in ländlichen Räumen: Ankerpunkte lokaler Entwicklung

und Knotenpunkte überregionaler Vernetzung“. Dieses Programm und damit die vorliegende Publikation wurde finanziell gefördert von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM) aufgrund eines Beschlusses des Deutschen Bundestages. Auch die Stiftung Internationales Begegnungszentrum beteiligte sich an der Finanzierung dieses Buches.

Für die Zusammenstellung der einzelnen Beiträge, die Fotos, das Layout und der Druck des Buches blieben nur wenige Wochen Zeit, da der Zuwendungsbescheid aus dem Soforthilfeprogramm erst Mitte Juli 2021 eintraf und die Publikation bis spätestens Ende 2021 gedruckt sein musste. Dass dies gelang, ist nicht nur der großen „Disziplin“ der Autoren/innen zu verdanken, sondern auch dem Verlag Oetzel, der „in Rekordzeit“ die Herstellung dieses Buches ermöglichte. Herzlich gedankt sei auch Herrn Torsten Fechner (Dittersbach) für die Abschrift des Beitrags zur Klosterschenke und die Bereitstellung zahlreicher Fotos und Abbildungen aus dem Fotoarchiv des Klosters. Frau Gisela Rieck (St. Marienthal/Königstein) hat nicht nur einen eigenen Beitrag in diesem Buch verfasst, sondern auch mitgeholfen beim Korrekturlesen und der Kommunikation mit den verschiedenen Autoren/innen und der Bereitstellung von Fotos und Abbildungen. Ohne sie wäre die Herausgabe der Publikation in der Kürze der Zeit nicht möglich gewesen. Herzlichen Dank dafür!

Ein ebenso herzlicher Dank gilt schließlich Herrn Dr. Marius Winzeler für die Unterstützung bei der Erarbeitung der Konzeption für diese Publikation.

Trotz dieser neuen Publikation gibt es nach wie vor zahlreiche Themen zum Kloster St. Marienthal, die auf eine genauere Bearbeitung warten. In diesem Zusammenhang seien z. B. genannt die Themen „Der östlichste Weinberg Deutschlands in St. Marienthal“ oder zur „Geschichte des Klosters St. Marienthal während der DDR-Zeit“. Möglicherweise finden sich ja Autoren/innen, die diese und weitere fehlende Beiträge in nächster Zeit zusammentragen. Die Stiftung Internationales Begegnungszentrum St. Marienthal ist gerne bereit, die Publikation solcher Beiträge auch in Zukunft zu unterstützen.

St. Marienthal, November 2021

Dr. Michael Schlitt

Vorstandsvorsitzender der Stiftung

Internationales Begegnungszentrum St. Marienthal



A. D. MDCXXV
KONIGSBERGER
ANNAE WITKOWSKI
BOHEMAE REGINAE
CIVIS LONDINENSIS
GENERICAE SEORUM
FRANCISCAE LONDINENSIS
MATHESII SEORUM REGINAE
EX O. AFRICA
INCEPIMENTUM DEBIT

VIRI SACRI
MARIAE V.
REGINAE M.
RECTORIS
A. D. 1711

DIE GRÜNDUNG DES KLOSTERS ST. MARIENTHAL UND DIE BURGGRAFEN VON DOHNA*

Lars-Arne Dannenberg

Bis heute gedenken die Nonnen des Klosters St. Marienthal der Familie der Burggrafen von Dohna als ihrer kleinen Stifter. Das Gebetsgedenken an diese Familie, die bis zum heutigen Tage unter dem Namen Grafen zu Dohna blüht,¹ ist lange Zeit mit ihrer reichen Stiftertätigkeit und ihrem Engagement für die frühe Klosterentwicklung im 13. und 14. Jahrhundert erklärt worden. Neuere Studien zeigen indes, dass sie nicht lediglich das Kloster in seiner Anfangszeit im besonderen Maße gefördert haben, sondern dass die eigentliche Initiative zur Klostergründung von den Burggrafen von Dohna ausging. Dagegen behauptet die tradierte Überlieferung, dass die böhmische Königin Kunigunde († 1248), tatkräftig unterstützt durch ihren königlichen Gemahl Wenzel I. († 1253), das Kloster 1234 als Sühnestiftung für ihren ermordeten Vater, König Philipp IV. von Schwaben, errichtet habe. Kunigunde von Böhmen stammte aus dem Geschlecht der Staufer. Ihr Vater war 1208 vom Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach ermordet worden, der sich für die Schmach rächen wollte, dass die bereits ihm versprochene Staufertochter, eben jene Kunigunde, aufgrund der veränderten politischen Lage 1206 mit dem Sohn des böhmischen Königs Přemysl Ottokar I., Wenzel, verheiratet worden war.²

Die Version der Klostergründung durch Königin Kunigunde kann bereits bei den ältesten Geschichtsschreibern³ nachgelesen werden und wird nicht nur in der heimatkundlichen, sondern auch in der fachwissenschaftlichen Literatur kolportiert.⁴ Selbst in einem historischen Roman hat diese Geschichte, romantisch verklärt und in sehr freier Interpretation der historischen Ereignisse, jüngst Eingang gefunden.⁵

1234 – der Beginn?

Ein Blick in die Urkunden⁶ offenbart bei genauerem Hinsehen jedoch eine andere Lesart.

Das wird schon deutlich an der ältesten überlieferten Urkunde aus dem Jahr 1234, in der sich kein Wort einer Klostergründung durch Königin Kunigunde findet. Vielmehr wird durch die Urkunde die Übertragung des Dorfes Seifersdorf (*Sifridsdorf*) mit allem Zubehör an das Kloster durch Königin Kunigunde bestätigt.⁷ Folglich ist

diese Urkunde weder als Gründungs- noch als Stiftungsurkunde des Klosters anzusehen, sondern nicht mehr, aber auch nicht weniger als die Ersterwähnungsurkunde, womit die Zisterze St. Marienthal dennoch zu den ältesten ununterbrochen mit einem Konvent besetzten Zisterzienserinnenabteien im deutschsprachigen Raum gehört. Die Stiftung von Seifersdorf geschah auf Anraten und mit Zustimmung ihres königlichen Gemahls. Bei strenger Lesart kann nicht einmal von einer Schenkung die Rede sein, denn *contuli* meint nach mittelalterlichem Sprachgebrauch wohl eher die Übertragung, die Verleihung und wurde auch im Sinne einer Besitzbestätigung gebraucht. Die Königin selbst bezeichnete diesen Akt als Schenkung (*donacio*) und eben nicht als *fundatio*, als eine Gründung.⁸ Dennoch legte vermutlich diese Ersterwähnungsurkunde den Grundstein für die anschließende Legendenbildung der Klostergründung durch Kunigunde.

Zumal Kunigunde und Wenzel mit der Formel „*pro remedio animarum nostrarum parentumque nostrorum*“ ihre Eltern in das Gebetsgedenken einschlossen. Durch diesen stets wiederkehrenden Topos hochmittelalterlicher Schenkungsurkunden gehört die Schenkung zum Typus der Seelenheilstiftung. Der mittelalterliche Mensch glaubte, sich durch diese irdische Leistung „einen Schatz im Himmel anzuhäufen“.

Tatsächlich hat dann wenig später die böhmische Königsfamilie den Augenschein eines königlichen Klosters weiter befeuert, als König Wenzel I. 1238 die Vogtei über das Kloster übernimmt.⁹ Und in der Besitzbestätigung für das Kloster 1239 findet sich sogar die Aussage, dass Kunigunde die Gründerin des Klosters sei.¹⁰

Dagegen gibt die Ersterwähnungsurkunde von 1234 eindeutig zu erkennen, dass sowohl Kloster als auch Konvent bereits existierten, ja die Nonnen längst auf dem Weg waren, Zisterzienserinnen zu werden, denn die Jungfrauen und Dienerinnen Gottes lebten bereits nach den Gewohnheiten jenes Ordens, wie es in der Urkunde heißt (... *ordini Cisterciensi ad monasterium [...] et sacrosanctis monialibus sub habitu et disciplina ordinis eiusdem ibidem domino deo famulantibus*). Mit anderen Worten: Kunigunde stiftete 1234 einem existierenden Kloster mit einem

intakten Konvent ein Gut zu. Die eigentliche Klostergründung muss demnach einige Jahre früher erfolgt sein oder wenigstens begonnen haben, denn sowohl Klosterbau als auch Inkorporation in den Zisterzienserorden waren in der Regel mit vorhergehender, mitunter auch schwieriger Standortsuche, mit langwierigen Verhandlungen und der Beseitigung rechtlicher Hindernisse verbunden, so dass dem ein länger währender, sich mehrere Jahre hinziehender Prozess vorausgehen konnte. Wann also ist das Kloster gegründet worden; und wer kommt dafür in Frage?

Die Burggrafen von Dohna im Ostritzer Raum?

Erste Zweifel an der autarken Stiftung durch Kunigunde streute schon der Nestor der Oberlausitzer Landesgeschichte, Hermann Knothe, als er auf den möglichen Einfluss diverser Adelsgeschlechter verwies.¹¹ Er vermutete, dass die Burggrafen von Dohna der Königin Land für deren Gründung zur Verfügung gestellt haben könnten, wofür sie mit Burg und Herrschaft Grafenstein entschädigt worden wären.¹²

Meines Erachtens sind die Burggrafen von Dohna nicht nur irgendwie an der Klostergründung beteiligt, sondern sie haben die Klostergründung initiiert, sie sind die eigentlichen Stifter des Klosters!

Die Burggrafen waren im Begriff, im Neißetal um Ostritz eine Herrschaft aufzubauen. Nur in der Rückschau lässt sich anhand der Summe zahlreicher in und um Ostritz gelegener Güter und Rechte in den Händen der Dohnas auf eine ursprüngliche Verbindung dieses Geschlechts zum Ort und auf eine Herrschaft Ostritz schließen. Burggraf Heinrich II. war von seiner angestammten Burggrafschaft Dohna, südlich Dresdens im Nisangau, ostwärts in diese siedlungsfreundliche Offenlandschaft gezogen und beteiligte sich am Landesausbau, vielleicht schon um dem zunehmenden Herrschaftsdruck der Wettiner auszuweichen, vielleicht folgte er aber auch einer allgemeinen Entwicklung, dem sich nach Osten wendenden Landesausbau.¹³ Herrschaftsaufbau hieß zunächst agrarische Erschließung und Besiedlung des Landes. Nach dem Grundsatz „Herrschaft durch Rodung“ wurde ein umfangreiches Siedelwerk mit Rodung und anschließender Verhufung der Flur in Gang gesetzt. Dorfgründungen bildeten die Herrschaftsbasis, da man über die allodialen Eigengüter frei verfügen konnte. Erfolgreicher Herrschaftsaufbau ging – zumeist zeitlich etwas versetzt – mit Burgenbau einher, um die herrschaftlichen Rechte

abzusichern.¹⁴ Und nicht zuletzt stand die wirtschaftliche Durchdringung des Raumes an, bei der Städte eine wichtige Rolle spielten. Auch die Dohnas handelten nach diesem Muster. So verdankt die Stadt Ostritz ihre Errichtung ebenfalls der burggräflichen Initiative, als vermutlich noch Heinrich II. in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts ein geringfügiges Marktgeschehen nahe der Kirche nunmehr in geregelte städtische Verhältnisse überführte.¹⁵ All diese Maßnahmen trugen zur Konsolidierung und rechtlichen Absicherung des Territoriums bei, ja mehr noch: Die Dohnas waren hier auf dem besten Wege, eine Landesherrschaft aufzubauen. Denn als Wenzel I. 1241 dem Kloster St. Marienthal den Besitz des Dorfes *Sifridsdorf* nebst dem dazugehörigen Wald bestätigt, wird neben dem *villicus* von *Ostrosee*,¹⁶ Heinrich, der gemeinsam mit seinen Brüdern Rudolph und Hartmann 80 Mark erhält, auch der Sohn des Burggrafen (*praefectus*) Otto (I.) von Dohna, Heinrich (III.), aufgrund seiner (Ober-)Ansprüche mit 40 Mark Silber abgefunden.¹⁷

Erwartungen an eine Klostergründung?

Vor allem aber markieren Klostergründungen Höhepunkt und vorläufigen Abschluss eines gelungenen Herrschaftsaufbaus. Ein Kloster erfüllte mehrere Funktionen, war es doch an die Interessen von Landesausbau und Herrschaftsbildung gekoppelt. Es war vermutlich als künftige Familiengrablege konzipiert,¹⁸ wo es der familiären Memoria dienen sollte. Die Nonnen hatten die burggräfliche Familie in ihr Gebetsgedenken einzuschließen. Die Gebetsleistung versprach durchaus hohe Gewinne, wenn dies auch eher ein Wechsel auf die Zukunft war.

Darüber hinaus war ein Kloster ein nicht unbedeutender Wirtschaftsfaktor. Die Zisterzienser waren bekannt für ihre einträgliche Wirtschaftspolitik, die dem Orden gemäß seinem Leitprinzip *Ora et labora* alsbald Reichtum und Ansehen eingebracht hatte. Freilich spielte bei den Zisterziensern des 13. Jahrhunderts das apostolische Ideal, das noch ihre Gründer nach dem Vorbild der Wüstenväter die Waldeinsamkeit aufsuchen ließ, diese zu selbstständiger, harter Arbeit verpflichtete und Einkünfte herrschaftlicher Art ausschloss, keine Rolle mehr. Die Gründung *in eremo*, in der Waldeinsamkeit, war eine Vision, die nicht mehr einzuhalten war. Längst war die Naturlandschaft der Kulturlandschaft gewichen. Auch die Fluren rings um den Bauplatz des Klosters St. Marienthal waren vermutlich weitestgehend aufgeteilt. Vielleicht

existierten schon Blumberg, Rusdorf, Königshain und einige andere Dörfer der näheren Umgebung, mit Sicherheit aber das heute wüste Seifersdorf und das aus einem altsorbischen Weiler hervorgegangene Dorf Ostritz, auf dessen Flur die Stadt angelegt worden war, wie der Namenswandel über Altostritz zu Altstadt, einem längst in die Stadt eingemeindeten Dorf, erkennen lässt. So lag das Kloster nur einige 100 Meter – gleichsam in Sichtweite – von der aufstrebenden Stadt Ostritz entfernt.

Außerdem war ein Kloster nicht nur ein Wirtschaftsfaktor, es war vor allem auch ein Herrschaftsinstrument, das der Besitzsicherung diente, denn die Entlassung aus frei verfügbarem Besitz in die kirchliche Obhut war nur ein scheinbares Problem. Die Übernahme der Vogtei gestattete dem Klostergründer auch weiterhin Einflussnahme auf das Kloster. Insofern war die Vogtei ein durchaus probates Mittel der Besitzsicherung. Sie garantierte ihrem Inhaber Mitspracherechte bei nahezu allen weltlichen Aktivitäten des Klosters, wie etwa Gütertransaktionen, und ermöglichte ihm sogar Eingriffe in die inneren Angelegenheiten des Klosters, beispielsweise auch Mitsprachebefugnisse bei der Besetzung von Ämtern. Nicht zufällig stammte wohl die erste Äbtissin des Klosters aus der Familie der Burggrafen von Dohna, wie es die Klostertradition wissen will.¹⁹

Man kann die Frage stellen, ob nicht ein Männerkloster attraktiver gewesen wäre. Dem ist entgegenzuhalten, dass Männerklöster, die längst den *labor proprius* nicht mehr ernst nahmen, die mittlerweile die feudale Wirtschaftsweise akzeptiert hatten, zu Grundherren geworden waren, die von Renteneinkommen ohne eigener Hände Arbeit lebten, die Stadthäuser errichteten und sich adliger Verhaltensmuster bedienten, eher zur lästigen Konkurrenz geworden waren, als dass sie zur Mehrung des Besitzes beigetragen hätten.

Dagegen konnten auch Frauenklöster zum Ausbau der Landesherrschaft beitragen. Für das Kloster arbeiteten Konversen, Handwerker und letztlich die Bauern der Klosterdörfer. Die zisterziensischen Wirtschaftsformen, die nunmehr auch den Erwerb von Grundeigentum und seine Nutzung in Form von Leihe und Renten ermöglichten, machten auch eine Frauenzisterze attraktiv.

Die Errichtung eines Frauenklosters war da scheinbar leichter, das überdies unversorgte Töchter aufnehmen konnte. Hier fällt die Parallelität mit der Gründung von Kloster St. Marienstern auf. Deren Probleme bei der Standortwahl und dem gescheiterten Versuch, ein

Männerkloster zu errichten, sind von Markus Bauer sorgfältig aufbereitet worden.²⁰

Markus Bauer hat freilich nicht die Möglichkeit in Erwägung gezogen, dass die Gründung eines Männerklosters nur vorgetäuscht gewesen sein könnte, um leichter die Zustimmung des Zisterzienserordens zur Errichtung einer (von Anfang an geplanten) Zisterzienserabtei zu erlangen, denn die Aufnahme von Frauenklöstern in den Zisterzienserorden wurde zu diesem Zeitpunkt von Seiten des Ordens strikt abgelehnt.²¹

Vielleicht bestand sogar ein gewisses Konkurrenzverhältnis zwischen den Burggrafen von Dohna und den Herren von Kamenz, die weiter westlich ebenfalls dabei waren, eine eigene Landesherrschaft aufzubauen, und überdies auch in unmittelbarer Nachbarschaft, auf dem Eigen, mit der verwandten Familie von Schönburg Landesausbau betrieben und bereits am Dorfende des von einem der ihren gegründeten Dorfes Bernsdorf einen Marktplatz absteckten und diesen Platz zur Rechtsstadt Bernstadt erhoben.

Die Rolle des Landesherrn?

Eine Klostergründung war freilich ohne landesherrliche Bestätigung undenkbar. Das Lehnrecht sah zwingend eine Mitwirkung des Lehnsherrn vor. Spätestens seit 1158 waren die Könige von Böhmen die Landesherrn der Oberlausitz. Das wurde ihnen in jedem Lehnrevers ausdrücklich bestätigt.²² Ende der 1190er Jahre hatte sich nach innerfamiliären Querelen mit Přemysl Ottokar I. ein tatkräftiger Politiker durchsetzen können, der seine Macht vor allem auch durch zahlreiche Klostergründungen verstärkte. Sein Sohn Wenzel I. setzte diese Politik fort. Zweifellos haben auch die Burggrafen bei den Königen von Böhmen um Bestätigung ihrer Gründung nachgesucht, was erst deren Aufmerksamkeit auf das auffallend kleine Kloster an der Neiße gerichtet haben dürfte. Denn tatsächlich spricht auch die Größe der mittelalterlichen Klosteranlage, die – wie neueste Untersuchungen ergeben haben – ungewöhnlich kleindimensioniert war,²³ für eine niederadlige Stiftung.²⁴ Bei einer königlichen, zumal einer Sühnestiftung hätte man wohl eine großzügigere Konzeption erwarten dürfen.

Nicht einmal der Bischof von Meißen konnte sich übrigens diesen lehnsrechtlichen Bestimmungen entziehen, wie die Vorgänge um die Errichtung des Kollegiatstifts Bautzen erkennen lassen.²⁵ Und selbst die Dohnas hatten schon einmal die nachträgliche Bestätigung einer

Schenkung vom böhmischen König einholen müssen, als Burggraf Otto I. 1232 die Hälfte des Dorfes Langenwolmsdorf an das Bistum Meißen übertrug.²⁶

Vielleicht hat Königin Kunigunde sogar erst um 1234 den Plan gefasst, das Kloster in besonderer Weise zu fördern, um das Gebetsgedenken auch für sich und ihre Familie zu sichern. Das würde die aufwendige Rückversicherung bei ihrem Gatten²⁷ wie auch die große Entfernung zum Prager Zentrum erklären. Zwar war Kunigunde ohne Zweifel äußerst fromm – sie unterhielt Beziehungen zur heiligen Elisabeth von Thüringen, der heiligen Hedwig von Schlesien und nicht zuletzt zu ihrer Schwägerin, der heiligen Agnes von Böhmen, und auch für sie selbst sind zahlreiche fromme Werke bezeugt,²⁸ wie beispielsweise 1244, die Gründung des Klosters Marienzelle bei Herburg, in der Nähe von Brünn²⁹ – aber sollte sie da wirklich nur wenige Jahre zuvor bereits ein anderes Kloster gegründet haben? Zumal dies selbst für die Königsfamilie einen ungeheuren Kraftakt bedeutet hätte, denn just zwischen 1230 und 1233/34 ist bereits von ihrer Schwiegermutter Konstanze das Kloster Himmelfort (*Porta Coeli*) in Tischnowitz (Tišnov) gestiftet worden (dessen Gedeihen im Übrigen noch lange der Hilfe ihres Sohnes Wenzel I. bedurfte). Außerdem blieb es dann in der Folge bei dieser einen Schenkung (oder auch nur Bestätigung) aus Königsbesitz für das Kloster St. Marienthal! Die Königsfamilie verlor scheinbar alsbald das Interesse an der Einrichtung und konzentrierte sich auf Anlagen wie Tischnowitz oder zunächst den Aufbau von Marienzelle bei Herburg. Für St. Marienthal belief sich ihr Engagement beinahe nur noch auf die Bestätigung der klösterlichen Privilegien.

Intentionen der Klostergründung?

Wenn es aber keine Sühnestiftung für den ermordeten Vater war, was war dann der Grund für das königliche Engagement? Neben der unbestrittenen persönlichen Frömmigkeit von Königin Kunigunde wie auch ihrem Gemahl König Wenzel I. zeichnet sich das Kloster durch eine auffällige Grenzlage am nördlichen Ausläufer des unmittelbaren böhmischen Machtbereichs aus. Es ist bekannt, dass König Wenzel an Grenzlagen, quasi als Schutz und Bollwerk gegen Nachbarn, Klöster errichten ließ oder durch Privilegienvergabe auf bestehende Klöster zurückgriff. Bereits drei Kilometer nördlich des Klosters, am Lauf des Baches Wittig verlief späterhin die Grenze, die sich allmählich zwischen dem Königreich Böhmen und der bischöflich-meißnischen bzw. oberlausitzischen Interessensphäre

herauszukristallisieren begann.³⁰ Insbesondere hier an der unsicheren und umstrittenen Grenzlage konnte das Kloster eine zusätzliche Sicherungsfunktion übernehmen. Dieser Umstand lässt vielleicht den eigentlichen Grund für das königliche Engagement errahnen.

Auch die Burggrafen von Dohna waren seit längerem in Auseinandersetzungen mit den Bischöfen von Meißen verwickelt, wie eine für die Stadt Dresden nicht ganz unwichtige Urkunde errahnen lässt.³¹ Die Parteinahme des Markgrafen von Meißen zugunsten des Bischofs in der Auseinandersetzung um den Abriss der Burg Torun, die auf dem Burgwartsberg in Freital-Pesterwitz lokalisiert wird, könnte sie in ihrer Hinwendung nach Böhmen bestärkt haben. Vielleicht waren die Burggrafen von Dohna bereits im Auftrag des Königs von Böhmen in diese Region gekommen.³² Tatsächlich bestanden recht intensive Kontakte Burggraf Ottos I. von Dohna zum böhmischen Hof, der mehrfach königliche Urkunden bezeugt.³³ Möglicherweise hat aber schon sein Vater Heinrich II. die guten Beziehungen zum böhmischen Hof aufgebaut.³⁴

Ob nun die Burggrafen das Kloster dem König von Böhmen übertragen haben oder es ihm nolens volens überlassen mussten, entzieht sich unserer Kenntnis. Auf jeden Fall gelang es Wenzel I. seine Position jenseits des Gebirges auszubauen, die wenig später mit dem symbolischen Umritt in der Stadterhebung Zittaus mündeten. In diesem Machtstreben band er auch Kloster St. Marienthal fester unter die böhmische Herrschaft.³⁵ Noch 1235 hatte Papst Gregor IX. (1227–1241) nämlich ausdrücklich erklärt, dass das Kloster St. Marienthal in der Diözese Meißen liege.³⁶ Als das böhmische Königspaar das Kloster 1238 unter ihre Schutzvogtei stellte, sind nunmehr auch Zlauco, der Abt von Ossegg (Osek), und Theoderich, ein Mönch dieses Klosters, anwesend.³⁷

Und die Weihe der Klosterkirche nahm 1244 gar der Bischof von Prag, Nikolaus von Újezd (1240–1258), vor.³⁸ Gegen diese Bestrebungen wehrte sich aber dessen meißnischer Amtsbruder, der bei der Kurie dagegen intervenierte. Papst Innozenz IV. (1243–1254) beauftragte daraufhin die Prälaten von Bosau, Altenburg und Mildenfurt mit der Untersuchung der Klage des Meißners³⁹ – freilich nicht mit dem für den Meißner Bischof gewünschten Ergebnis, denn fortan sollte die Diözese Meißen an der Wittig enden, Kloster St. Marienthal also tatsächlich im Bistum Prag liegen. denn 1245 wies derselbe Papst den Magdeburger Erzbischof an, alle zu exkommunizieren und ihres (kirchlichen) Amtes zu entheben, die die Nonnen

exkommunizierten, mit dem Interdikt belegten bzw. sie vor das Generalkapitel des Ordens zitieren wollten, und fügt ausdrücklich hinzu, dass das Kloster in der Prager Diözese liege.⁴⁰ Diese päpstliche Strafandrohung zielte vermutlich auch auf den Meißner Bischof, der offensichtlich mit Hilfe des Altzeller Abtes versucht hatte, gegen die Nonnen kirchenrechtliche Sanktionen durchzudrücken, um das Kloster und den Zittauer Zipfel unter seine Jurisdiktion zu zwingen.

Inkorporation in den Zisterzienserorden?

Noch im selben Jahr, 1245, nahm Innozenz IV. das Kloster in seinen Schutz und bestätigt alle seine Rechte und Privilegien⁴¹ – die damit vollzogene Exemtation aus der Prager Diözese war zugleich der letzte Schritt auf dem Weg zur vollständigen Inkorporation des Klosters in den Zisterzienserorden. Tatsächlich erklärte Bischof Johann von Prag (1258–1278)⁴² (sicher auf Bitten des Klosters) in einer seiner ersten Amtshandlungen, im März 1258, dass St. Marienthal unter seinem Vorgänger Nikolaus in die böhmische Ordensprovinz der Zisterzienser inkorporiert worden sei und bestätigt damit zugleich die Exemtation aus der Prager Diözese.⁴³

In diesem Zusammenhang erscheint nunmehr auch die schon mehrfach angesprochene Urkunde von 1238, in der König Wenzel das Kloster in seinen Schutz nimmt, in einem anderen Lichte, denn sie gehört in den zisterziensischen Inkorporationsprozess! Die *Carta caritatis*, das zisterziensische ‚Grundgesetz‘, verlangte nämlich, dass sich Bischöfe und weltliche Herren vor der Ansiedlung des Ordens mit den Ordensidealen einverstanden erklären mussten und dem Orden weitgehende (rechtliche) Autonomie einräumten, um von vornherein jeglicher Auseinandersetzung und Einmischung von außen vorzubeugen.⁴⁴

Folgerichtig löste König Wenzel I. das Kloster aus seinen weltlichen Rechtsverhältnissen. Er verlieh dem Kloster die Ober- und die Niedergerichtsbarkeit und verbot den *advocati* von Bautzen, Görlitz, Löbau, Reichenbach, Weißenberg und anderen Richtern außer auf Bitten der Äbtissin jegliche Rechtssprechung über die Klostergüter. Auch diese Urkunde ist folglich kein Argument für eine Gründung durch die böhmische Königsfamilie!

Zweifellos dürfte das königliche Eingreifen die vollständige Inkorporation des Klosters in den Orden beschleunigt haben. Noch Ende 1237, als der Erzbischof von

Magdeburg, Wilbrand von Käfernburg (1235–1253), in der Nähe von Görlitz weilte und einen 40-tägigen Ablass denjenigen versprach, die den Bau der Klostergebäude unterstützten, ist von einer noch „jungen Einrichtung“ (*habitatio novella*) die Rede, was den gestreckten Gründungsvorgang hinlänglich verdeutlicht.⁴⁵ Wahrscheinlich reagierte er damit bereits auf den Generalkapitelsbeschluss aus demselben Jahr, als die Äbte von Sittichenbach und Ossegg vom Generalkapitel⁴⁶ beauftragt wurden, die entsprechende Klosterinspektion vorzunehmen, damit der Aufnahmebitte der Königin entsprochen werden könne, denn auch das Einverständnis des jeweiligen Erzbischofs war eine der von den Zisterziensern geforderten Voraussetzungen.⁴⁷ Schon zuvor, 1235, hatte Papst Gregor IX. – mithin noch bevor sich der Orden mit dem Begehren der Königin befasste – den Abt von Altzelle beauftragt, das Kloster St. Marienthal jährlich zu visitieren und in die Gewohnheiten der Zisterzienser einzuweisen.⁴⁸ Für Frauenzisterzen galt nämlich nicht das zisterziensische Filiationsprinzip, sondern die Abteien wurden ohne eindeutige Vater-Tochterbeziehung dem Abt eines Männerklosters (*pater immediatus*) unterstellt. Dieser hatte die Umsetzung der Beschlüsse des zisterziensischen Generalkapitels zu überwachen, und Sorge (*cura*) für die klösterlichen Angelegenheiten zu tragen. Geht man davon aus, dass nicht der Abt persönlich die Gottesdienste abhielt und die Nonnen in die zisterziensische Liturgie unterwies, dann könnte das Amt des *pater immediatus* durchaus von den in den Klosterurkunden des Öfteren genannten Mönchen Michael und Stephanus aus Altzelle versehen worden sein.⁴⁹

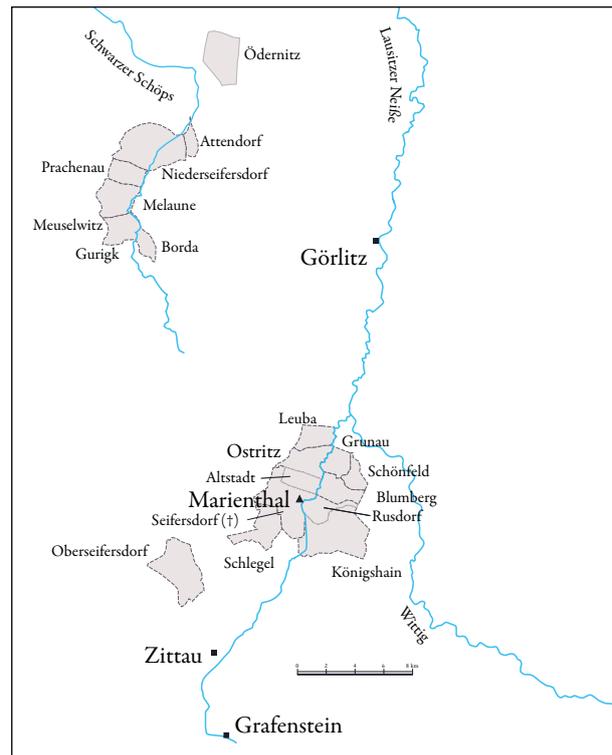
Die Urkunden von 1234, 1238 und 1239 sind in vielerlei Hinsicht mehrdeutig und gaben Anlass zu allerlei Spekulationen, die aber bei richtiger Einordnung ein Schlaglicht auf die zeitgenössischen Verhältnisse zu werfen vermögen. Johannes Bauermann hat den ältesten überlieferten Urkunden eine kritische diplomatische Untersuchung gewidmet, die von der Forschung nahezu unbeachtet geblieben ist.⁵⁰ Er kam zu dem Ergebnis, dass die beiden ältesten Urkunden von 1234 und 1238 nach Stil und Diktat nach Altzelle weisen, während die nächstfolgende von 1239 wohl nach Prag gehört, wo sie dem Diktat des Kanzleischreibers Wilhelm entspricht.

Seifersdorf oder Seifersdorf?

Bauermann stellte vor allem die These auf, dass die Gründungsdocs nicht ein heute wüst gefallenes Seifersdorf auf

der Flur des heutigen Klosters sein könne, sondern dass es sich vielmehr um das heutige Nieder Seifersdorf bei Reichenbach, nordwestlich von Görlitz, handelt.⁵¹ Begründet wurde dies u. a. mit der alsbald erfolgten Ausstattung durch die Nieder Seifersdorf benachbarten Ortschaften Ödernitz, Attendorf, Melaune, Meuselwitz, Gurigk, Borda und Prachenau, so dass das Kloster dort einen ansehnlichen Besitzkomplex zusammen bringen konnte. Das übereinstimmende Diktat ließe darauf schließen, dass es lediglich um die Besitzbetätigung seit längerem im Besitz befindlicher Dörfer handle. Das wüste Seifersdorf hätte das Kloster dagegen erst 1241 erworben.⁵² Insbesondere der hohe Kaufpreis von 80 Mark, den das Kloster dem *villicus* von *Ostrose*, Heinrich, und seinen Brüdern Rudolph und Hartmann zahlte, sowie ferner die 40 Mark Silber, die an den Sohn des *praefectus* Otto (I.) von Dohna, Heinrich (III.), gingen, sprächen dafür, dass erst jetzt das ganze Dorf Seifersdorf auf das Kloster überging.⁵³ Das näher lokalisierende Präfix *Nieder Seifersdorf* erhält der Ort erst ganz allmählich als Unterscheidung zum gebirgig gelegenen *Oberseifersdorf* bei Zittau, wie sich den Rechnungsbüchern des Klosters entnehmen lässt.⁵⁴ Bauermanns Auffassung hat dann Herbert Helbig in einem Aufsatz zu den Herrschaftsverhältnissen der Oberlausitz im 13. Jahrhundert übernommen, wo er rasch auf Akzeptanz stieß.⁵⁵

Das war von Bauermann zweifelsohne sehr scharfsinnig gedacht; jedoch muss hierbei auch an einen sukzessiven Besitzübergang gedacht werden. 1241 handelt es sich denn auch folgerichtig lediglich um die Bestätigung der Besitzeinweisung in das Dorf *Sifridsdorf* nebst dem dazugehörigen Wald durch König Wenzel I. Außerdem spricht dagegen der Wortlaut in nahezu sämtlichen Urkunden bis in die Hussitenzeit hinein, wonach es das Kloster selbst ist, *quae vocatur Sifersdorf*, bzw. welches *situam Syfridisdorf* sei.⁵⁶ Das heißt das Kloster, welches man selbst Seifersdorf ruft, ist ganz offensichtlich auf der Flur des gleichnamigen Dorfs errichtet worden. Über eine Verlegung des Klosters – obgleich bei den Zisterziensern innerhalb der ersten Generation nicht unüblich – von (Nieder-)Seifersdorf an seinen heutigen Standort ist aber nichts bekannt. Vielmehr handelt es sich um das nach der Zerstörung durch die Hussiten wüst gefallene und nicht wieder aufgebaute Dorf gleichen Namens. Darüber hinaus passt der Standort – vor dem Neißebruch in der Nähe des Flusses – in das Schema zisterziensischer Siedlungs- und Wirtschaftspolitik. Aufgrund dieser Tatsache kann auch die von Bartholomäus Scultetus und Alfred



Die Lage der Marienthaler Klosterdörfer an der Neiße und am Schwarzen Schöps (Entwurf: L.-A. Dannenberg, Gestaltung: G. Oettel)

Zobel vorgetragene These, dass das Kloster ursprünglich auf dem Berg errichtet worden sei, ohne ausgiebige Diskussionen zurückgewiesen werden, da Zisterzienserklöster in aller Regel in Tälern errichtet worden sind.⁵⁷

Dem widerspricht auch nicht, dass diese Schenkung durch die Königin vorgenommen wurde, denn es ist sehr gut möglich, dass Seifersdorf an der Neiße landesherrliches Eigen gewesen ist, und die Könige Obereigentum behielten. Hier ist mit Überlagerungen von Ansprüchen aus grundherrlichen Besitzverhältnissen und solchen landesherrlicher Natur zu rechnen. Insofern hat die Hinzuziehung der Königsfamilie zu diesen Gütertransaktionen wohl seinen Grund in ihrer landesherrlichen Stellung und den lehnsrechtlichen Beziehungen. Die Neiße-Talrandstraße, die schon Herzog Sobieslav auf seinem Zug nach Norden 1126 und 1131 genommen haben dürfte, als er auf dem Görlitzer Burgberg die Burg *Yzhorelik* ausbaute, stand unter königlichem Schutz; sie war gleichsam Krongut und Ausgangspunkt für landesherrlichen Siedlungsausgriff. Deutlich zeigt der Name des gegenüber liegenden Dorfes Königshain seinen Besitzer an.⁵⁸ Insofern darf die Passage *iustis nostris possessionibus* mit Bezug auf die Königsfamilie⁵⁹ nicht achtlos beiseite geschoben werden.

Auffällig ist ferner, dass Seifersdorf *cum omnibus pertinentiis suis* übereignet wird. Dieses Zubehör umfasst

auch Gewässer (vermutlich sind Nutzungsrechte am Fluss gemeint, vielleicht aber auch schon Teiche), mehrere Mühlen (*molendini*) mit den dazugehörigen Mühlgräben (*aquarum decursibus*) sowie Fischereirechte (*piscacionibus*). Die detaillierte Aufzählung wäre unnötig, wenn damit nicht einträglich Nutzungsrechte verbunden gewesen wären; vor allem aber deutet der Hinweis auf einen wasser- und fischreichen Ort hin – wie ihn das wüste Seifersdorf verkörperte, dessen Fluren sich bis zur Neiße erstreckten. Dagegen lag (Nieder-)Seifersdorf am Schwarzen Schöps – der im Vergleich zur Neiße nicht mehr als ein kleiner Bach ist.

Die gesamte Überlieferung lässt denn auch eine ursprüngliche Verbindung des Klosters mit dem heute wüsten Ort Seifersdorf erkennen. Denkbar ist – wofür sich zahlreiche vergleichbare Beispiele finden lassen –, dass den ersten frommen Frauen zunächst ein Haus in Seifersdorf zur Verfügung gestellt wurde, ehe diese sich gemäß der zisterziensischen Vorschriften endgültig in die strenge Klausur begaben.

Dagegen beweist die Besitzbestätigung von 1239, als König Wenzel dem Kloster auf Bitten seiner Frau den Besitz der sog. Niederdörfer, eben (Nieder) Seifersdorf, sodann Ödernitz, Attendorf, Melaune, Meuselwitz, Gurigk, Borda und Prachenau bestätigt, dass hier tatsächlich Nieder Seifersdorf gemeint ist. Nach derzeitigem Kenntnisstand lässt sich nicht mehr nachzuvollziehen, wann und wie Nieder Seifersdorf in den Besitz des Klosters gelangt ist, auf jeden Fall vor 1239.

Vermutlich ist es aus der Hand eines adligen Grundherren, der vielleicht seine Tochter oder eine andere Verwandte ins Kloster gegeben hatte, an St. Marienthal gekommen.⁶⁰ Dagegen erklärt die Urkunde von 1239, dass die Güter Meuselwitz, Gurigk und Borda, die das Kloster St. Marienthal vom Kloster Buch gekauft hat, einst einem Ritter Gerlach von Zockau (sw Bautzen) gehört haben, und dessen Erwerbung nun Kunigunde dem Kloster bestätigte.⁶¹ Ursache für die königliche *confirmatio* war vielleicht die Besitzsicherung und Beendigung von Auseinandersetzungen mit dem lokalen Adel durch die höchste weltliche Autorität, denn offenbar war bei so mancher Gütertransaktion auch „sanfter Druck“ ausgeübt worden, wie noch ein viele Jahre später (1280) verhandelter Rechtsstreit zwischen dem Kloster und den Gebrüdern von Nostitz erahnen lässt. Letztere behaupteten, sie seien zu der Übertragung von Ödernitz und Attendorf gezwungen worden.⁶²

Im Übrigen ließ die dann alsbald manifestierte Grenzlage den Klosterbesitz in diesen nördlichen Regionen nur noch eingeschränkt wachsen. Der noch Anfang des Jahres 1239 von König Wenzel I. bestätigte Besitzkomplex befand sich ab der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts im askanisch-brandenburgischen Herrschaftsbereich.

Der erste Konvent?

Die generell zu beobachtende Stiftungspolitik durch den Niederadel zugunsten in das Kloster aufzunehmende Töchter, wirft die Frage nach dem Gründungskonvent auf. Auch im Falle St. Marienthals dürfte sich der erste Konvent vor allem aus versorgungsbedürftigen Töchtern der umliegenden Adelsfamilien zusammengesetzt haben.⁶³ Das würde auch den anfangs nicht sonderlich üppigen Grundbesitz, gleichwohl die offensichtlich recht hohe finanzielle Liquidität des Klosters erklären.⁶⁴ Insofern sind auch die Spekulationen von einer Übersiedlung des ersten Konvents etwa aus St. Marienthron bei Nimbschen abzulehnen, da Nimbschen selbst erst kurz vor 1250 von Torgau über Grimma besetzt worden ist; Torgau wiederum 1243 erstmals urkundlich erwähnt wird, also einige Jahre nach St. Marienthals Ersterwähnung.⁶⁵ Auch eine Herkunft der ersten Klosterinsassen aus Böhmen, genauer aus dem mährischen Tischnowitz ist unhaltbar, da die Neugründung Himmelpfort nach so kurzer Zeit noch keinen „Überschuss“ an Schwestern gehabt haben dürfte. Plausibler ist die jüngste These, wonach die ersten Nonnen aufgrund namenkundlicher Vergleiche aus der Naumburger Gegend, evtl. aus der Zisterze Langendorf, stammen könnten.⁶⁶ Dennoch scheint mir die auffallende Namengleichheit am ehesten aus der Tatsache zu resultieren, dass zahlreiche in der Oberlausitz kolonisierende Geschlechter ihre Wurzeln in der Saale-Region um Naumburg und Weißenfels haben, wie die Herren von Vesta, die späteren Herren von Kamenz, oder die Herren von Greißlau, und natürlich auch in der neuen Heimat ihre traditionellen Familiennamen vergaben.

Den Herren von Greißlau darf ohne jeden Zweifel eine innige Verbindung zum Kloster unterstellt werden, die mehrfach Äbtissinnen stellten, wie Jutta von Greißlau (1294–1303), Kunigunde von Greißlau (1329–1338) und Agnes von Greißlau (1366–1388). Vielleicht war St. Marienthal ebenso als Greißlause Familiegrablege konzipiert – die dann freilich genauso hinter dem beherrschenden Einfluss der böhmischen Könige zurückstehen musste.

Die Greißlaus standen sicher in einem gewissen Näheverhältnis zu den Dohnas,⁶⁷ auch wenn dafür expressis verbis die Belege fehlen.⁶⁸ Beide Familien siedelten im Ostritzer Raum in unmittelbarer Nachbarschaft,⁶⁹ was zwangsläufig zu Kontakten zwischen beiden Familien geführt haben wird.

Aber auch von den anderen Adelsfamilien, die sich durch eine Stiftungstätigkeit für das Kloster auszeichnen, darf man annehmen, dass sie Töchter in das Kloster gegeben haben, auch wenn das nur vermutet werden kann, wie im Falle der in der Urkunde von 1280 genannten Herren von Nostitz oder die als Schiedsrichter und Zeugen aufgerufenen Herren von Baruth, von Gusk (Gaußig), von Landeskronen, von Metzradt, von Döbschütz, von Kottwitz oder auch von Kopperitz (Kuppritz). Im Falle Renzkos von Gusk kommt auch eine Beteiligung aus landesherrlichem Interesse in Betracht, denn Renzko/Reinhardt war eine der wichtigsten Stützen des Markgrafen von Brandenburg im Lande und ist wenig später sogar als Landvogt bezeugt.⁷⁰ Ebenso sind die Herren von Metzradt vermutlich mit den Askaniern ins Land gekommen, und auch die Herren von Landeskronen (bei Görlitz) sind des öfteren im Umfeld der Markgrafen zu finden.⁷¹

Dohnaische Stiftungen?

Über den Erwerb der einzelnen Besitzungen sind wir nur in den seltensten Fällen bis ins Detail informiert. Häufig erfahren wir nur schlaglichtartig über den Güterbesitz, wie in den Urkunden von 1234 und 1238/39.

1241 erwarb das Kloster ein Gut bei Seifersdorf mit dazugehörigem Wald für 80 Mark Silber;⁷² 1262 10 Hufen bei Reichenau von einem Ritter von Oppel. 1242 wurden Jauernick und (die heutige Wüstung) Behensdorf mitsamt Wäldern und Wiesen erworben. Vor 1273 haben Dietrich von Cholbov und seine Brüder das Dorf Rusdorf auf dem rechten Neißeufer dem Kloster geschenkt.⁷³

Seit 1267 griff das Kloster allmählich nach Südwesten aus, als es sukzessive Anteile an (Ober-)Seifersdorf von Reinko von Temritz erwerben kann,⁷⁴ ab 1310 in Eckartsberg, seit 1322 in Wittgendorf, ab 1369 in Dittelsdorf.

Auch das große Dorf Königshain östlich der Neiße konnte das Kloster sukzessive erwerben: 1280 verzichtete Rulco von Biberstein auf seine Lehnrechte an vier Hufen, die das Kloster zuvor von Friedrich von Greißlau gekauft hat;⁷⁵ 1294/1295 erwarb das Kloster mit der Stadt Ostritz auch die Gerichtsherrschaft über Königshain.⁷⁶ 1304 übereigneten die Bibersteins weitere Königshainer Einkünfte

dem Kloster.⁷⁷ Kurz darauf verzichteten die Herren von Räckelwitz auf ihre Rechte an Königshainer Gütern und ließen sie dem Kloster auf.⁷⁸ 1287 kam das Dorf Schlegel von den Brüdern von Oppel hinzu; 1303 mehrere Hufen von Altstadt (Altostritz) sowie von Seitendorf. 1289 erwarb es den Wald bei der späteren Wüstung Seifersdorf von den Brüdern von Greißlau für 45 Mark. 1303 schenkten die Brüder von Kamenz drei Hufen in Seitendorf, die vorher Hermann von Greißlau zu Lehen hatte.

Im Görlitzer Weichbild wurden seit 1326 Anteile in Leuba erworben, 1396 Grunau sowie ein Anteil an Schönfeld, die andere Hälfte 1408, 1407 Teile von Blumberg.

1288 verzichtete Burggraf Jaroslaus von Dohna auf Grafenstein auf seine Rechte an zwei Hufen bei Ostritz. 1326 verzichteten die Gebrüder von Dohna auf Grafenstein auf diverse Einkünfte in Altstadt und Ostritz zugunsten des Klosters. 1331 erwarb das Kloster weiteren Streubesitz um Altstadt von den Burggrafen von Dohna.

1332 bestätigte Herzog Heinrich von Jauer den Erwerb diverser Einkünfte in Reichenau von Jaroslaus von Schlieben, 1336 solche von Walter von Greißlau.

Abgesehen von diesen zahlreichen Schenkungen und Stiftungen war Höhepunkt und Abschluss der Erwerbungen 1346 die Übertragung der Stadt Ostritz mit allen Rechten und Befugnissen.⁷⁹ Der Schenkungsakt wurde von König Johann von Böhmen bestätigt, der zudem die Burggrafen für alle Zeiten mit einem besonderen Schutzauftrag für das Kloster versah.

Und noch 1405 erwarb das Kloster drei Hufen und drei Ruten in Seitendorf von Burggraf Wenzel von Dohna. In der Rückschau lässt sich mithin entnehmen, dass die Familie der Burgrafen von Dohna sich offenbar zugunsten des Klosters sukzessive ihres gesamten Besitzes im Raum Ostritz entkleidet hat.

... und alle Fragen offen?

Merkwürdig ist dennoch das vollständige Fehlen irgendeines Hinweises auf die Beteiligung der Burggrafen von Dohna bei der Klostergründung. Die Originalurkunden geben keine Hinweise auf mögliche Rasuren oder andere Eingriffe. Hinzu kommt, dass es sich bei den überlieferten Dokumenten größtenteils um Abschriften des 14. Jahrhunderts handelt, die zudem durch Wasserschäden in den Wirren nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges nahezu unleserlich geworden sind. Eine erneute Analyse war daher aus konservatorischen Gründen unmöglich.

Nicht zuletzt muss man jedoch zugestehen, dass die Anbindung an das böhmische Herrscherhaus vor allem für das Kloster selbst von großem Vorteil war, konnte es doch im Krisenfall königlichen Beistand erhoffen und sich auf die Schutzmacht von höchster weltlicher Autorität berufen. Womöglich hatte das Kloster selbst den Kontakt zur böhmischen Königsfamilie gesucht. Dafür spricht, dass die Urkunde von 1234 vermutlich in Altzelle aufgesetzt worden ist.⁸⁰ Tatsächlich dürfte es dann in der Folge das Kloster selbst gewesen sein, dass die Legende von der königlichen Stifterin gestrickt bzw. im Laufe der Zeit dieses Engagement in der Erinnerung mythenhaft überhöht hat. Anknüpfungspunkte für diesen Erinnerungsstrang waren

die königliche Schenkung von 1234 und der Beitrag der Königsfamilie im laufenden Inkorporationsverfahren in den Zisterzienserorden. Die über alle Zeitläufe lebendig gehaltene Erinnerung an die „großen“ Stifter nahm schließlich Formen an, die den Dohnaischen Ursprung nahezu vollständig überlagerten. Die *damnatio memoriae* der Burggrafen von Dohna war jedenfalls so gründlich, dass im allgemeinen kulturellen Gedächtnis fortan nur noch Königin Kunigunde von Böhmen als Stifterin fortlebte. Indes, den Beitrag der Burggrafen von Dohna bei der Errichtung des Klosters St. Marienthal freigelegt zu haben, war ausdrücklich Zielsetzung dieser Studie und kommt wohl den historischen Ereignissen näher ...

Anmerkungen

* Geringfügig überarbeitete Fassung der zuerst im Neuen Lausitzischen Magazin NF 11 (2008), S. 89–104 veröffentlichten Studie „Das Kloster St. Marienthal und die Burggrafen von Dohna. Überlegungen zur Gründung des Zisterzienserinnenklosters an der Neiße“.

¹ Zur Familie der Burggrafen von Dohna, ein unter dem Namen Grafen zu Dohna bis heute blühendes Geschlecht, liegt eine umfassende moderne Familiengeschichte vor: LOTHAR GRAF ZU DOHNA: Die Dohnas und ihre Häuser. Profil einer europäischen Adelsfamilie. Göttingen 2013.

² Aufgrund der über ihn verhängten Reichsacht für vogelfrei erklärt, wurde Otto von Wittelsbach wenig später auf der Flucht erschlagen.

³ SAMUEL GROSSER: Lausitzische Merkwürdigkeiten. Leipzig 1714.

⁴ Siehe die allesamt in dem Band von KARLHEINZ BLASCHKE u. a. (Hg.): 750 Jahre Kloster Marienstern. Festschrift. Halle a. d. Saale 1998 erschienenen Beiträge von MANFRED KOBUCH: Zisterzienser zwischen Saale und Neiße, S. 129–145, hier S. 131: „Königin Kunigunde von Böhmen (...) gründete 1234 St. Marienthal ...“; SIEGFRIED SEIFERT: Klöster und Stifte in der Lausitz im Barock, S. 271–281, hier S. 271: „... die Zisterzienserinnenabtei St. Marienthal (...) eine Gründung von 1234. Die Stifterin war Königin Kunigunde ...“; HEINRICH MAGIRIUS: Sankt Marienthal, S. 299–319, hier S. 299: „Königin Kunigunde von Böhmen stiftete 1234 ein Kloster ...“; GERTRAUD EVA SCHRAGE: Die Oberlausitz bis zum Jahr 1346. In: JOACHIM BAHLCKE (Hg.): Geschichte der Oberlausitz. Herrschaft, Gesellschaft, Kultur vom Mittelalter bis zum Ende des 20. Jahrhunderts. Leipzig 2001, S. 55–97, hier S. 74: „Kunigunde (...) stiftete im Jahr 1234 das Zisterzienserinnenkloster Marienthal bei Ostritz (...) an der Neiße.“. Zur heimatkundlichen Literatur vgl. nur GUSTAV TAUTE: Historisches aus der südöstlichen Oberlausitz. o.O. o.J. [1999] (Sammelband, der Zeitschriftenbeiträge der 1920er und 1930er Jahre vereinigt); JULIUS ROLLE: Heimatbuch der Stadt Ostritz. Reichenbach/OL o.J. [1999]. JAN ZDICHYNE: Marienthal v českém Žitavsku od založení do husitských válek. In: JAROMÍR HOMOLKA u. a. (Hg.): Gotické umění a jeho historické souvislosti. Sborník grantového projektu Gotické umění v severních Čechách. 3 Bde. Ústí nad Labem 2001–

2004, hier Bd. 1, S. 107–145; DERS.: Klášter Marienthal mezi králi, městy a šlechtou (1234–1547). In: LENKA BOBKOVÁ (Hg.): Korunní země v dějinách českého státu I. Integrační a partikulární rysy českého státu v pozdním středověku. Praha 2003, S. 166–218, hier S. 198–199; KATEŘINA CHARVÁTOVÁ: Vnitřní uspořádání a sociální složení klášterů cisterciáček ve středověkých Čechách. In: ANDRZEJ M. WYRWA / ANTONI KIEŁBASA / JOZEF SWASTEK (Hg.): Cysterki w dziejach ziem polskich, dawnej Rzeczypospolitej i Europy Środkowej. Poznań 2004, S. 939–958.

⁵ GERHARD BRENDLER: Erschlagen und dennoch am Leben. Historischer Roman zur Gründung des Klosters St. Marienthal. o.O. 2009.

⁶ JOSEPH BERNHARD SCHÖNFELDER: Urkundliche Geschichte des königlichen Jungfrauenstifts St. Marienthal [...]. Zittau 1834, bes. S. 29 f.; ferner RICHARD DOEHLER: Urkunden des kgl. Jungfrauenstiftes und Klosters Cistercienser-Orden zu St. Marienthal. Diplomatarium Vallis St. Mariae. In: NLM 78 (1902). Die einschlägigen Urkunden sind in unterschiedlicher Qualität ediert im Codex diplomaticus Lusatae superioris [künftig CDLS I], Bd. 1, hrsg. von GUSTAV KÖHLER, Görlitz 1856 abgedruckt (auch wenn diese Edition längst nicht mehr modernen Ansprüchen genügt, ist sie heute wertvoll, da beinahe sämtliche Urkunden durch Kriegseinfluss und unsachgemäße Lagerung nach 1945 nahezu unleserlich geworden sind; vgl. MANFRED KOBUCH: Die gegenwärtige Überlieferung der Urkunde des Klosters St. Marienthal. In: Folia Diplomatica 12 [1963/64], S. 1–14); das Gleiche gilt für den zwar noch gut zu gebrauchenden, aber in seinen Schlussfolgerungen oftmals überholten SIEGMAR GRAF DOHNA: Die Donin's. Aufzeichnungen über die erloschenen Linien der Familie Dohna. Berlin 1876. Daher sind die sich an den Richtlinien der Monumenta Germaniae Historica orientierenden und einzelne das Kloster betreffende Urkunden edierenden Codex diplomaticus Saxoniae regiae, II. Hauptteil, Bd. 1: Urkundenbuch des Hochstifts Meißen (künftig CDS II-1), hrsg. von ERNST GOTTHELF GERSDORF. Leipzig 1864; und Codex diplomaticus et epistolaris regni Bohemiae (künftig CDB), 5 Bde. Bd. 1–3/1,2 hrsg. von GUSTAV FRIEDRICH. Prag 1912–1942, Bd. 4/1,2–5/1,2,3, hrsg. von JINDRICH ŠEBÁNEK / SAŠA DUŠKOVÁ. Prag 1962–2000; und nun auch der Codex

- diplomaticus Saxoniae, II. Hauptteil, Bd. 19: Urkundenbuch des Zisterzienserklusters Altzelle 1162–1249 (künftig CDS II-19), hrsg. von TOM GRABER. Hannover 2006, vorzuziehen. Heranzuziehen sind auch die Teileditionen bei JOHANNES BAUERMAN: Die ältesten Urkunden für Kloster St. Marienthal aus den Jahren 1234–1245. In: NLM 99 (1923), S. 99–127, denen zumeist der Vorzug gegeben wurde.
- ⁷ CDLS I, Nr. 23. Die entsprechende Passage lautet: ...*quod ego Cunigundis regina, communicato dilectissimi domini et consortis nostri, regis Watizlai [...] contulimus villam Syfridis dorph dictam cum omnibus pertinenciis suis.*
- ⁸ Vgl. noch unten bei Anm. 57.
- ⁹ CDLS I, Nr. 32.
- ¹⁰ CDLS I, Nr. 35. König Wenzel I. erklärt, er habe dies auf Bitten der Gründerin (!) und liebsten Gattin Kunigunde, der lautersten Königin der Böhmen getan (*quod ad instantem petitionem fundatricis carissime consortis nostre Cunegundis serenissime regine Bohemorum*).
- ¹¹ Vgl. HERMANN KNOTHE: Geschichte des Oberlausitzer Adels und seiner Güter, vom XIII. bis gegen Ende des XVI. Jahrhunderts. Leipzig 1879, S. 154. Für Ernst Alwin Seeliger ist dies dann schon gesichertes Wissen; vgl. SEELIGER: Das Land Zittau bis zum Jahre 1319. In: Mitteilungen des Vereins für Heimatkunde des Jeschken-Isergaues 15 (1921), S. 121–123; 16 (1922), S. 1–11, 85–95; 17 (1923), S. 1–10, 81–98; hier 16 (1922), S. 1.
- ¹² Vielleicht haben die Dohnas tatsächlich als Ausgleich für die Abtretung diverser Rechte ans Kloster die Herrschaft Grafenstein erhalten. Das würde die offensichtlich sehr frühe Umsiedlung von Grafensteiner Untertanen nach Ostritz erklären; vgl. LARS-ARNE DANNENBERG: Ostritz – frühstädtische Entwicklungslinien einer oberlausitzischen Kleinstadt. In: NLM NF 9 (2006), S. 173–186, bes. S. 183 f. Dann wäre allerdings die These Knothes, dass die Dohnas Grafenstein erst erhalten hätten, nachdem die Berka von Duba 1267 beim böhmischen König in Ungnade gefallen waren, nicht länger aufrecht zu erhalten; vgl. HERMANN KNOTHE: Die Burggrafen von Dohna auf Grafenstein. In: Archiv für Sächsische Geschichte und Alterthumskunde Neue Folge 1 (1875), S. 201–259. Gunter Oettel scheint die These einer noch früheren Verlehnung Grafensteins an die Dohnas zu vertreten. Er setzt diesen Vorgang gar schon zum Jahr 1234 an, als die Dohnas als Ausgleich, dass sie der böhmischen Königin Land für die Klostergründung geschenkt hätten; vgl. GUNTER OETTEL: Der Gau Zagost und der mittelalterliche Landesausbau an oberer Neiße und Mandau bis zur Gründung der Stadt Zittau Mitte des 13. Jahrhunderts. In: GUNTER OETTEL/VOLKER DUDECK (Hg.): Die Besiedlung der Neiße-Region. Urgeschichte – Mittelalter – Neuzeit (Mitteilungen des Zittauer Geschichts- und Museumsvereins 22). Zittau 1995, S. 11–21, hier S. 16. Diese Vorverlegung mit weitreichender Besitzaufgabe geht sicher zu weit, wie die zahlreichen verbliebenen Rechte bis mindestens ins frühe 15. Jahrhundert hinein zeigen; vgl. unten den Abschnitt „Dohnaische Stiftungen?“. Neuerdings JITKA VONDRÁČKOVÁ: Purkrabí z Doňína na Grabštejně. In: JAROMÍR HOMOLKA u. a. (Hg.): Gotické umění a jeho historické souvislosti. Sborník grantového projektu Gotické umění v severních Čechách. 3 Bde. Ústí nad Labem 2001–2004, hier Bd. 2, S. 245–270, die freilich keine neuen Aspekte eröffnet und lediglich die Belehnung mit Grafenstein zwischen 1254 und 1256 ansetzt; ebd. S. 248.
- ¹³ Vgl. VINCENZ KAISER: Von Potschappel nach Grafenstein. Die Burggrafen von Dohna und ihre Ministerialität zwischen Elbtal und Oberlausitz im Hochmittelalter. In: NLM NF 13 (2010), S. 111–136, der einige Dohnaische Vasallengeschlechter namhaft machen kann, die in diesem Zuge in den Ostritzer Raum abgewandert sind.
- ¹⁴ Die Überlieferung weiß zwar nichts von einer Burganlage der Burggrafen von Dohna, dennoch kommen aus archäologischer Sicht mehrere Objekte in Frage; vgl. DANNENBERG, Ostritz (wie Anm. 12), S. 174 f. Anm. 8 11.
- ¹⁵ Dazu vgl. DANNENBERG, Ostritz (wie Anm. 12), passim.
- ¹⁶ In der Oberlausitz entsprach der *villicus* in etwa einem böhmischen Beamten, der für die Wahrung der ökonomisch-fiskalischen Interessen des Königs, wie die Einnahme von Zinsen, Zöllen, Geleitsgeldern etc., zuständig war. Auch eine Einsetzung als Stadtvogt kommt in Betracht, wie die Urkunde von 1238 (vgl. unten bei Anm. 44) vermuten lässt.
- ¹⁷ CDLS I, Nr. 58.
- ¹⁸ Ihre alte Familiengrablege befand sich in Altzelle, das sie mehrfach dotierten und wo viele Familienmitglieder – übrigens gemeinsam mit den Wettinern – ihre letzte Ruhestätte fanden.
- ¹⁹ Freilich ist die Annahme einer Identität mit der in einer Urkunde von 1235 (CDS II-19, Nr. 107) genannten Tochter Ottos I., Adelheid, problematisch, da sie in diesem Falle wohl schon als Äbtissin bezeichnet worden wäre. Stattdessen könnte es sich bei der 1238 genannten Äbtissin Adelheid durchaus auch um die Tochter Heinrichs II. und damit Schwester Ottos I. handeln. Dennoch ist die besagte Urkunde von 1235 aus einem anderen Grund interessant, da möglicherweise ein Zusammenhang mit der Entwicklung St. Marienthals besteht. Just zum selben Zeitpunkt war nämlich der Abt von Altzelle zum *pater immediatus* bestellt worden (vgl. unten zu Anm. 49). Burggraf Otto I. könnte trotz der topischen Formel, die Schenkung *pro remedio anime nostre et patris mei et matris mee et omnium heredum nostrorum* vorgenommen zu haben, dem Kloster Altzelle aus diesem Grund die Güter in Weißig bei Döhlen sowie in Obernaundorf bei Rabenau geschenkt haben, zumal er sich verpflichtete, Altzelle auch künftig zu berücksichtigen und weiterhin die burggräfliche Begräbniskapelle zu unterstützen. Vielleicht ist Otto deshalb nicht in seiner Neugründung St. Marienthal bestattet worden, denn es ist bezeugt, dass er sowie seine Frau Hildegundis und weitere Familienmitglieder im Kloster Altzella begraben sind; vgl. DOHNA, Donin's (wie Anm. 6), S. 54.
- ²⁰ MARKUS BAUER: Die zwei Gründungen des Klosters St. Marienstern. In: 750 Jahre Kloster St. Marienstern (wie Anm. 4), S. 65–86.
- ²¹ Gerade in den 1220er Jahren stieß die Aufnahme von Frauenklöstern in den Orden auf vehemente Ablehnung; vgl. dazu FRANZ J. FELTEN: Der Zisterzienserorden und die Frauen. In: HARALD SCHWILLUS/ANDREAS HÖLSCHER (Hg.): Weltverachtung und Dynamik (Studien zu Geschichte, Kunst und Kultur der Zisterzienser 10). Berlin 2000, S. 34–135, bes. S. 77.
- ²² Vermutlich schon 1156 hatte Friedrich I. Barbarossa in einer Geheimverhandlung den *pagus Milska* dem böhmischen Herzog Vladislav II. in Aussicht gestellt und ihn bei dieser Gelegenheit auch zum König erhoben. Dieser geheimen Vereinbarung ging der Abfall Heinrichs des Löwen sowie ein Zerwürfnis mit den meißnischen Markgrafen Otto dem Reichen und dessen Vater Konrad voraus, aus dessen Fahnlehen das Land Bautzen hätte herausgelöst werden müssen. Die beiden letzteren hatten sich einer antifriderizianischen Opposition angeschlossen, die lieber Barbarossas Neffen auf dem Thron gesehen hätte. Markgraf Konrad hatte, als sich diese Entwicklung abzeichnete, seine letzte Verfügung getroffen, seine Lehen eigenmächtig unter seine Söhne aufgeteilt und war in

- das Kloster auf dem Lauterberg bei Halle eingetreten; vgl. MICHAEL LINDNER: Eine Frage der Ehre. Markgraf Konrad von Wettin und Kaiser Friedrich Barbarossa. In: RAINER AURIG u. a. (Hg.): Im Dienste der historischen Landeskunde. FS Gerhard Billig. Beucha 2002, S. 105–121. Im Januar 1158 wurde Vladislav II. auf einem Reichstag in Regensburg ein Lehnsvassal über seine Länder ausgestellt, das ihn nun bereits als König von Böhmen tituliert; vgl. LENKA BOBKOVÁ: Die politischen Beziehungen zwischen dem Königreich Böhmen und der Oberlausitz im Mittelalter. In: LARS-ARNE DANNENBERG / MATTHIAS HERRMANN / ARNOLD KLAFFENBÖCK (Hg.): Böhmen – Oberlausitz – Tschechien. Aspekte einer Nachbarschaft. Görlitz / Zittau 2006, S. 33–46 (wo freilich die komplizierten Verhältnisse bzgl. der Verleihung der Oberlausitz und der Erlangung der Königswürde nicht genügend beachtet werden).
- ²³ HEINRICH MAGIRIUS: Beobachtungen zur Architektur der Zisterzienserinnenklöster in den Bistümern Merseburg, Naumburg und Meißen im 13. Jahrhundert. In: 750 Jahre Kloster Marienstern (wie Anm. 4), S. 157–185, hier S. 170–173: „Danach war der Bau der Klosterkirche ein platt geschlossener Saal mit zwei Fenstern und einem kleineren darüber im Ostgiebel [...]. Der Konventbau schloß am westlichen Ende der Südseite an [...]. Auf der Darstellung der mittelalterlichen Anlage ist deutlich ein Refektorium im Südflügel [...] zu erkennen. Der Westflügel könnte sich auf den heute noch vorhandenen Kellergewölben erhoben haben.“ (Dort auch unter Anm. 32 der Verweis auf DIETRICH KLOSE / BRIGITTE KLOSE: Studien zur Analyse von Umweltschäden und Erstellung einer Sanierungs- und Nutzungskonzeption über das Kloster Marienthal/Sachsen, Ms. 1996, in dem Magirus auf die Erkenntnisse zur mittelalterlichen Klostergestalt eingeht. Trotz intensiver Bemühungen war mir die Einsichtnahme in das Manuskript, das sich angeblich im Landesamt für Denkmalpflege Sachsen befindet, nicht möglich.)
- ²⁴ Selbst Kloster St. Marienstern, eine Gründung der Ministerialenfamilie von Vesta / Kamenz, war um einiges größer. Übrigens könnte man aufgrund der Schutzklärung der Markgrafen Johann und Otto von Brandenburg im Jahr 1264 (Codex diplomaticus Brandenburgensis. Sammlung der Urkunden, Chroniken und sonstigen Quellenschriften für die Geschichte der Mark Brandenburg und ihrer Regenten, hrsg. von ADOLPH FRIEDRICH RIEDEL, 41 Bde. Berlin 1838–1869, hier II. Hauptteil, Bd. 1, S. 83) auch bei St. Marienstern leicht auf den Gedanken kommen, dass es sich um eine landesherrliche Stiftung handeln müsse, wenn die tatsächlichen Verhältnisse nicht bekannt wären. Hier ist indes dasselbe Phänomen zu beobachten, wie das in Bezug auf St. Marienthal gesagte. Insofern ist – entgegen der Ansicht von BAUER, Die zwei Gründungen (wie Anm. 20), S. 76, mit Verweis auf WALTER SCHLESINGER: Kirchengeschichte Sachsens im Mittelalter. Bd. 2: Das Zeitalter der deutschen Ostsiedlung. Köln / Graz 1962, S. 573 – „der Anspruch eines Landesherrn, seine Schutzherrschaft über ein Kloster auszudehnen, das er nicht selbst gegründet hat“ nun ganz und gar nicht (!) „im 13. Jahrhundert neu und überraschend.“ Vielmehr handelt es sich um einen ganz gewöhnlichen Vorgang, mit dem freilich der Landesherr seine Hegemonialstellung dokumentierte und deswegen auch auf der Einhaltung größten Wert legte.
- ²⁵ So musste Bischof Bruno von Porstendorf um die Privilegierung der Gründung des Kollegiatstifts in Bautzen bei König Ottokar nachsuchen, woraus die Forschung irrtümlich den Schluss zog, dass es sich bei dem Kollegiatstift nunmehr um eine landesherrliche Einrichtung gehandelt hätte; vgl. MARIUS WINZELER: Böhmisches Einflüsse in Architektur und Kunst der Oberlausitz im Mittelalter. In: Böhmen – Oberlausitz – Tschechien (wie Anm. 17), S. 55–70, mit Verweis auf FRANZ SCHWARZBACH: Geschichte der Kollegiatkirche und des Kollegiatstiftes St. Petri zu Bautzen im Mittelalter. Diss. Freiburg i. Br. Görlitz 1929, S. 19 f. (und erneut in: NLM 105 [1929], S. 76–113). Diese Ansicht ist abzulehnen! ‚Landesherrschaft‘ ist genau genommen ein anachronistischer Begriff, mit dem der Historiker einen Zustand beschreibt, bei dem es einem Fürsten gelungen ist, mehr und mehr Herrschaftsbefugnisse, wie Gerichtsbarkeiten, Lehnrechte usw., in seiner Hand zu vereinen und dadurch ein bestimmtes Territorium herrschaftlich zu verdichten. Die Einschaltung des böhmischen Königs rührt aus den lehnsrechtlichen Verhältnissen. Insofern war es die Pflicht des Bischofs, diesen um die Bestätigung seiner Stiftung nachzusuchen.
- ²⁶ CDS II-1, Nr. 113. Der König bezeichnete Otto darin übrigens als seinen Getreuen, als *fidelis noster*. Auch diese Schenkung könnte übrigens im Zusammenhang mit der Einrichtung des Klosters St. Marienthal stehen, um den Bischof für diese Unternehmung gewogen zu machen, denn die Errichtung des Klosters bedurfte nach kirchenrechtlichen Vorschriften immer auch der Zustimmung des Bischofs in dessen Diözese die Einrichtung lag.
- ²⁷ Vgl. unter Anm. 8.
- ²⁸ Siehe THOMAS KRZENCK: Eine Stauferin am Prager Hof. Künigunde von Schwaben, Gemahlin Wenzels (Vaclavs) I. von Böhmen (1202–1248). In: Bohemia 31 (1990), S. 245–259.
- ²⁹ Der Vorgang ist wesentlich besser bezeugt, wenngleich auch hier Aktivitäten anderer vorausgingen. So soll Ulrich Schwarz, ein Brünner Bürger, sich als erster Förderer der jungen Gemeinschaft hervorgetan haben. Doch ist hier die entscheidende Initiative bis hin zur Wahl des Bauplatzes der Königinmutter zuzurechnen, wie sich einer Urkunde von 1234 entnehmen lässt; vgl. CDB III-1, Nr. 88; vgl. auch F. JOACHIMOVÁ: Fundace královny Konstancie a pražské statky německých rytířů. In: Umění 16 (1968), S. 495–502.
- ³⁰ Vgl. LARS-ARNE DANNENBERG: Mit Schwert und Krummstab. Beobachtungen zum bischöflich-meißnischen Landesausbau in der Oberlausitz unter Bischof Bruno von Porstendorf (1209/10–1228). In: LARS-ARNE DANNENBERG/DIETRICH SCHOLZE (Hg.): Stätten und Stationen religiösen Wirkens. Studien zur Kirchengeschichte. Bautzen 2009, S. 57–109. Und auch dessen Nachfolger Heinrich von Meißen kümmerte sich nach Verlusten im Wurzener Stiftsgebiet intensiv um seine Oberlausitzer Besitzungen und dachte nicht daran, seine Rechte kampflös preiszugeben. In Form des Bautzner Kollegiatkapitels hatte er eine funktionierende Einrichtung zur Verwaltung der Güter vorgefunden, auf die er nun baute. Es wäre reizvoll, die Besitzentwicklungen des Hochstifts Meißen und Böhmens in der Oberlausitz unter diesem Aspekt gegenüberzustellen, da sich dadurch womöglich auch offene Fragen bei der Einordnung der Oberlausitzer Grenzurkunde beantworten ließen. Mehrere Konfliktherde schwelten bspw. am Westrand der Oberlausitz, entlang der Pulsnitz; vgl. LARS-ARNE DANNENBERG: Thiemendorf. Methode und Konzept zur Lokalisierung eines ‚verschundenen‘ Ortes. In: NASG 74/75 (2003/04), S. 391–402; und vgl. neuerdings auch mit einer Einordnung zu Ursprung und Ziel der Oberlausitzer Berainungsurkunde von 1241 LARS-ARNE DANNENBERG / CORNELIA SCHLEGEL: Ubi in eam defluit Lusna. Überlegungen zur Oberlausitzer Berainungsurkunde von 1241 und dem westlichen Grenzverlauf der Oberlausitz. In: NLM 142 (2020), S. 111–120; , DIES.: „zog ... gegen Königsbrück

- und brannten ab den Schönfelder Hof an dem Städtel“. Der Schönfeldische Hof bei Königsbrück und die Herausbildung der Grenzen der Oberlausitz. In: *NLM* 143 (2021), S. 81–93.
- ³¹ Vgl. LARS-ARNE DANNENBERG/MAIKE GÜNTHER: Dresdens Ersterwähnung zu 1206 und kein Ende. Vom Wert der Urkunde – Überlegungen zu Kontrahenten und der normativen Bewältigung von Konflikten. In: *Neues Archiv für Sächsische Geschichte* 77 (2006), S. 175–191.
- ³² Ebenso gut könnten sie aber auch noch im Auftrag der Staufer, namentlich Friedrichs II., an die Neiße gezogen sein, wobei unklar bleibt, inwieweit der Kaiser überhaupt mit den Verhältnissen im Osten vertraut war; vgl. DANNENBERG/GÜNTHER, Dresdens Ersterwähnung (wie Anm. 31), bes. S. 183–185.
- ³³ CDB 2, Nr. 288 zu 1226; CDM 2, Nr. 250 zu 1234; CDM 2, Nr. 284 zu 1237.
- ³⁴ In der besagten Urkunde von 1232 (vgl. Anm. 26) wird Otto ausdrücklich als *fidelis noster* des böhmischen Königs und im gleichen Atemzug als Sohn Heinrichs (II.) bezeichnet, was möglicherweise das einst bestehende Verhältnis Heinrichs an den böhmischen Hof signalisieren könnte. Heinrich II., der seit 1181 in den Urkunden fassbar wird, war ein tatkräftiger Mann. Warum sollte nicht der böhmische König, der sich seit 1188 intensiv dem Landesausbau der ihm übertragenen Oberlausitz zuwandte, auf den Burggrafen aufmerksam geworden sein und ihn mit der Kolonisierung des Ostritzer Gefildes beauftragt haben?
- ³⁵ Wie wichtig den böhmischen Königen diese Region war, zeigt noch ihre Ausklammerung, als entweder Wenzel I. die Oberlausitz 1243 als Hochzeitsausstattung seiner Tochter Božena/Beatrix mit Markgraf Otto III. von Brandenburg an die Askanier übertrug, oder aber das Land 1253 nach Wenzels Tod als Pfand an die Askanier kam: Jedenfalls behielten sie sich den eben erst gesicherten Gebirgsübergang und damit das Einfallstor nach Norden zurück. Kurz darauf, 1255, unternahm Přemysl Ottokar II. seinen legendären Umritt um Zittau entlang der künftigen Stadtmauer, erhob den Ort formal in den Rang einer königlich-böhmischen Rechtsstadt und band ihn an Böhmen.
- ³⁶ CDLS I, Anhang Nr. 47.
- ³⁷ CDLS I, Nr. 32. Zlavko, der Abt, gehörte zu den engsten Vertrauten des Königs. Er ist ein Mitglied der Familie von Riesenburg, die mehrmals den königlichen Kämmerer stellten. Zlavkos Großvater gleichen Namens hatte Ossegg als Eigenkloster gestiftet. BAUERMANN, Die ältesten Urkunden (wie Anm. 6), S. 111, nimmt als Handlungsort der Beurkundung sogar Ossegg an.
- ³⁸ Die Urkunde ist ediert bei BAUERMANN, Die ältesten Urkunden (wie Anm. 6), S. 126 f.
- ³⁹ CDS II-1, 126.
- ⁴⁰ CDLS I, Nr. 56.
- ⁴¹ CDLS I, Nr. 53.
- ⁴² Bischof Johann war am 1. Februar gewählt worden; am 10. März wurde er vom Gesandten des Mainzer Erzbischofs, dem Olmützer Bischof Bruno von Schauenburg bestätigt und am 12. Mai in Wien geweiht; vgl. ZDEŇKA HLEDÍKOVÁ: Johann. In: ERWIN GATZ unter Mitwirkung von CLEMENS BRODKORB (Hg.): Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches 1198–1448. Ein biographisches Lexikon. Berlin 2001, S. 583.
- ⁴³ CDLS I, Nr. 51.
- ⁴⁴ Vgl. FLORENT CYGLER: Generalkapitel im hohen Mittelalter. Cisterzienser, Prämonstratenser, Kartäuser und Cluniazenser. Münster 2002, S. 31–34.
- ⁴⁵ CDLS I, Nr. 33 (dort mit falscher Datumsangabe, richtig ist 1237); vgl. Regesta Archiepiscopatus Magdeburgensis. 3 Bde. Hrsg. von GEORGE ADALBERT VON MÜLVERSTEDT. Magdeburg 1876–1899, hier Bd. 2, Nr. 1077.
- ⁴⁶ Das Generalkapitel war das höchste Organ des Ordens mit umfassenden legislativen, exekutiven wie auch judikativen Kompetenzen; vgl. FLORENT CYGLER, Das Generalkapitel (wie Anm. 44), bes. S. 23–118. Über ein ausgeklügeltes, von Cîteaux und den vier Primarabteien ausgehendes Filiations-system wurde jedes Kloster auf der jährlichen Äbteversammlung repräsentiert, wo man sich zusammenfand, um über die anstehenden Probleme im Orden zu beraten. Die absolut identische Rechtswahrung wurde durch interne Visitationen gewährleistet; vgl. dazu JÖRG OBERSTE: Visitation und Ordensorganisation. Formen sozialer Normierung, Kontrolle und Kommunikation bei Cisterziensern, Prämonstratensern und Cluniazensern. Münster 1996.
- ⁴⁷ Statuta capitulorum generalium ordinis Cisterciensis ab anno 1116 ad annum 1786. 8 Bde. Hrsg. von JOSEPH-MARIA CANIVEZ. Louvain 1933–1941, hier Bd. 2, S. 180: *Inspectio abbatiae monialium quae vocatur Sifristorf quam nostro Ordini regina Boemiae petit associari, de Sichem et de Oceth abbatis committitur a Capitulo generali, ut ad locum personaliter accedentes pensent omnia quae secundum formam Ordinis sunt pensanda et associant eam Ordini si viderint expedire, et sit filia abbatiae Cellensis, et quid inde, etc.* Ein ausdrücklicher Inkorporationsbeschluss ist den zisterziensischen *Libelli* nicht zu entnehmen. Zur Praxis der *cura monialia* im Zisterzienserorden vgl. FELTEN, Der Zisterzienserorden und die Frauen (wie Anm. 21); DERS.: Zisterzienserinnen in Deutschland. Beobachtungen und Überlegungen zu Ausbreitung und Ordenszugehörigkeit. In: Unanimité et Diversité Cisterciennes, Filiations - Réseaux - Relectures du XIIe au XVIIe Siècle. Actes du quatrième colloque international du C.E.R.C.O.R. Dijon, 23-25 septembre 1998. CERCOR – Travaux et Recherches. Saint-Étienne 2000, S. 347–400.
- ⁴⁸ CDLS I, Anhang Nr. 47 (mit fehlerhafter Datumsangabe); CDB III-1, Nr. 117; CDS II-19, Nr. 106.: ...*mandamus* [Gregor IX. – L.-A.D.], *quatinus ipsas singulis annis personaliter visitans eas Cisterciensis ordinis institutis studeas informare.*
- ⁴⁹ 1234 *Stephanus monachus Celle sancte Marie* (CDLS I, Nr. 27; CDB III 1, Nr. 86); 1238 *Stephanus, sacerdos et monachus* (CDLS I, Anhang Nr. 47); 1241 *Stephanus monachus* (CDLS I, Nr. 37; CDB IV-1, Nr. 9) *Mychael monachus Celle sancte Marie* (CDLS I, Nr. 32; CDB III-1, Nr. 176); 1239 *Michahel monachus de Cella sancte Marie* (CDLS I, Nr. 35; CDB III-2, Nr. 207); 1242 *Michahel monachus de Cella* (CDLS I, Nr. 39; CDB IV-1, Nr. 12).
- ⁵⁰ BAUERMANN, Die ältesten Urkunden (wie Anm. 6).
- ⁵¹ Ebd.
- ⁵² CDLS I, Nr. 58.
- ⁵³ BAUERMANN, Die ältesten Urkunden (wie Anm. 6), S. 119 f.
- ⁵⁴ Oberseifersdorf kann das Kloster 1267 von Ritter Reinko von Temritz erwerben; vgl. CDLS I, Nr. 91. J[OACHIM] PROCHNO: Zittauer Urkundenbuch I. Regesten zur Geschichte der Stadt und des Landes Zittau 1234–1437, Anm. zu Nr. 31, hat mit guten Gründen darauf hingewiesen, dass es sich bei dem im CDLS angeführten *Sembro* um einen gänzlich ungebräuchlichen Namen handelt und folglich wohl ein Lesefehler vorliegt. Er hat stattdessen wohl zurecht die Lesart *Reinko* vorgeschlagen, der sich mit dem zeitgleich in anderen Dokumenten auftauchenden Reinhardt, Renschko u. ä. identifizieren ließe. Die Herren von Temritz lassen sich bis in die Neuzeit nachweisen; vgl. KNOTHE, Adel (wie Anm. 11), S. 514 ff. Freilich hat Knothe nicht erkannt, dass die Herren von Temritz mit den Herren von Wurgwitz, einer bischöflichen Ministerialenfamilie, verwandt sind. Der Autor

- bereitet dazu einen Aufsatz vor; vgl. einstweilen LARS-ARNE DANNENBERG: War Bautzen eine Residenz? Überlegungen zu Ursprung und Genese einer Residenzstadt. In: LENKA BOBKOVÁ/JANA KONVIČNÁ (Hg.): Korunní země v dějinách českého státu III. Rezidenční a správní sídla v zemích České koruny ve 14.-16. století. Praha 2007, S. 367–402, hier S. 383, Anm. 57; S. 385, Anm. 67.
- ⁵⁵ HERBERT HELBIG: Die Oberlausitz im 13. Jahrhundert. Herrschaften und Zuwanderung des Adels. In: Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands 5 (1956), S. 59–127, hier S. 82 f. Völlig in die Irre hat sich dann Manfred Kobuch führen lassen, der Niederseifersdorf für eine Wüstung hält; vgl. KOBUCH, Zisterzienser zwischen Saale und Neiße (wie Anm. 2), S. 143: „Anfangsausstattung mit Niederseifersdorf (Wüstung)“.
- ⁵⁶ So heißt es in einem Bericht 1447 „do rukten sy bis ken Ostrus, unde des zogen branten sy Hyrsfelde, *das iuncfrau-closter zu Seyffersdorf* unde vil ander kirchen; CDLS II, S. 429, Hervorhebung L.-A.D.
- ⁵⁷ Dieser These hat bereits Schönfelder widersprochen, der darauf hinwies, dass vermutlich die Lage des wüsten Dorfes Seifersdorf auf dem Bergrücken zu dieser Ansicht führte; vgl. SCHÖNFELDER, Urkundliche Geschichte (wie Anm. 6), S. 31 f. Außerdem trägt das Kloster bereits in den ältesten Dokumenten den Namen *monasterium monialium de Valle sancte Marie* oder *claustrum Vallis sancte Marie*, was eindeutig für die Tallage spricht.
- ⁵⁸ Das Kloster kann Königshain sukzessive erwerben; vgl. Anm. 72 ff.
- ⁵⁹ Zur Unterscheidung zwischen Besitz und Eigentum vgl. MARY G. CHENEY: *Possessio / proprietas in ecclesiastical courts in mid-twelfth-century in England*. In: GEORGE GARNETT/ JOHN HUDSON (Hg.): *Law and government in medieval England. Essays in honour of Sir James Holt*. Cambridge 1994, S. 245–254.
- ⁶⁰ Da die Anlage von Nieder Seifersdorf zweifellos in die Epoche der Hochkolonisation fällt, wäre nach einem Ministerialen oder Niederadligen mit Rufnamen Siegfried Ausschau zu halten; vgl. den nahezu unbeachtet gebliebenen Aufsatz von Harald Schieckel, in dem er den Zusammenhang von Ortsname und Ortsgründer aufdeckt: HARALD SCHIECKEL: Ortsname und Ortsgründer. In: *Beobachtungen im Siedelgebiet östlich der Saale*. Festschrift für Walter Schlesinger. Köln/Wien 1973, S. 120–137.
- ⁶¹ CDLS I, Nr. 55; CDB III-2, Nr. 205. Die Gütertransaktion könnten noch die Donins eingefädelt haben, denen Beziehungen zum Kloster Buch nachgewiesen werden können.
- ⁶² CDLS I, Nr. 102. Auch schon zuvor gab es Auseinandersetzungen zwischen dem Kloster und umliegenden Adel über die tatsächlichen Besitzverhältnisse, wie sich einer Urkunde von 1273 entnehmen lässt, in der König Premysl Ottokar II. schlichtend eingreift und bestätigt, dass Dietrich von Cholbov und seine Brüder nunmehr das Dorf Rusdorf (auf der rechten Neiße-Seite) dem Kloster geschenkt hätten; vgl. CDLS I, Nr. 112.
- ⁶³ Siehe dazu MICHEL PARISSÉ: *Die Frauenstifte und Frauenklöster in Sachsen vom 10. bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts*. In: STEFAN WEINFURTER unter Mitarb. von FRANK SIEFARTH (Hg.): *Die Salier und das Reich*. Bd. 2: *Die Reichskirche in der Salierzeit*. Sigmaringen 1991, S. 465–501; zur Kritik an der Auffassung, dass namentlich die Frauenklöster exklusiv den Töchtern und Frauen des Adels vorbehalten waren s. FRANZ J. FELTEN: *Zum Problem der sozialen Zusammensetzung von alten Benediktinerklöstern und Konventen der neuen religiösen Bewegung*. In: ALFRED HAVERKAMP (Hg.): *Hildegard von Bingen in ihrem historischen Umfeld*. Mainz 2000, S. 189–235.
- ⁶⁴ Denn vermutlich haben die Grundherren, die in der Regel selbst allenfalls über einige Dörfer verfügt haben, dem Kloster überwiegend Geld oder Renteneinkünfte übereignet. Anders lassen sich die z. T. recht teuren Erwerbungen des Klosters (z. B. 1238 die Güter Borda, Gurigk und Meuselwitz für 230 Mark [CDLS I, Nr. 34]) in der Frühphase nicht erklären.
- ⁶⁵ Vgl. ANNE-KATRIN KÖHLER: *Geschichte des Klosters Nimbschen von der Gründung 1243 bis zu seinem Ende 1536/1542*. Leipzig 2003.
- ⁶⁶ SIEGFRIED SEIFERT: *750 Jahre Zisterzienserinnenabtei St. Marienthal*. In: *Cistercienser Chronik*, Heft 1–4 (1984), S. 82–89, hier S. 84, mit den entsprechenden Nachweisen.
- ⁶⁷ Schon um 1200 zeugen Vertreter beider Familien gemeinsam in einer Urkunde Markgraf Dietrichs zugunsten des Klosters Dobrilugk; s. DOBENECKER, *Regesta Thur.* II, 1176.
- ⁶⁸ GRAF DOHNA, *Donin's* (wie Anm. 6), erwähnt sie nicht.
- ⁶⁹ Vgl. LARS-ARNE DANNENBERG/ MAIKE GÜNTHER: *Dresdens Ersterwähnung zu 1206 und kein Ende. Vom Wert der Urkunde – Überlegungen zu Kontrahenten und der normativen Bewältigung von Konflikten*. In: *Neues Archiv für Sächsische Geschichte* 77 (2006), S. 175–191, bes. S. 190; s. a. KNOTHE, *Adel* (wie Anm. 11), S. 250 ff. Zu den Ursprüngen der Familie ferner HERBERT HELBIG, *Ständestaat*, S. 157 f., der jedoch erkennt, dass die Familie nicht etwa um die Mitte des 13. Jahrhunderts erlischt, sondern ihre Aktivitäten endgültig in die Oberlausitz verlegt, wo sie sich noch mindestens bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts nachweisen lässt!
- ⁷⁰ Vgl. KNOTHE, *Adel* (wie Anm. 11), S. 254 f.
- ⁷¹ Vgl. KNOTHE, *Adel* (wie Anm. 11), S. 328 f.
- ⁷² CDLS I, Nr. 58.
- ⁷³ CDLS I, Nr. 112.
- ⁷⁴ CDLS I, Nr. 91.
- ⁷⁵ CDLS I, Nr. 64.
- ⁷⁶ ZUB 52, 53.
- ⁷⁷ ZUB, Nr. 61.
- ⁷⁸ CDLS I, Nr. 114. Auch Räckelwitz war vermutlich landesherrliches Eigentum, denn 1280 verkauft ein gewisser Reinsko/ Reinhardt von Penzig, der einem ‚Bautzner Zweig‘ der ansonsten an der Neiße, unterhalb von Görlitz reich begüterten Familie angehörte, die wiederum im Umfeld der Könige von Böhmen und später der Markgrafen von Brandenburg zu finden ist und offensichtlich zu den einflussreichsten Geschlechtern in der Oberlausitz gehörte, einen Busch bei Räckelwitz an das Kloster St. Marienstern. Seit dem frühen 14. Jahrhundert gehörte es dann wohl den Herren von Metzradt, die mit den Brandenburgern in die Oberlausitz gekommen sind und offensichtlich den Markgrafen sehr nahestanden
- ⁷⁹ CDLS I, Nr. 257. Bereits 1288, 1289 und nochmals 1306 erhält *Jerrus dictus de Grabenstein* (aus der Familie der Burggrafen von Dohna) vom Kloster Ausgleichszahlungen für Güter, die dieses von seinen Lehns Männern erhalten hat, bzw. schenkt er selbst dem Kloster diverse Güter in und um Ostritz (CDLS I, Nr. 80, 81; ZUB, Nr. 67); größere Verfügungen fanden dann nochmals 1326 (CDLS I, Nr. 185) statt.
- ⁸⁰ Bauermann erkennt Altzeller Stil und Diktat. Ferner ist Wenzel in einer für die böhmische Kanzlei gänzlich ungewöhnlichen Namensform geschrieben worden, was auf Unkenntnis der tschechischen Sprache hindeutet.

DER WEG DES KLOSTERS ST. MARIENTHAL DURCH DIE WIRREN DER JAHRHUNDERTE DER REFORMEN UND REFORMATIONEN*

Jan Zdichynec

Dieser Text stellt einen knappen Versuch dar, die Entwicklung St. Marienthals zwischen dem 14. und 18. Jahrhundert zu schildern, und zwar aus dem Blickwinkel eines tschechischen bzw. böhmischen Forschers auf der Basis von mehr als zwanzigjähriger systematischer Forschung in der Literatur und vor allem in den Quellen, die sich teilweise vor Ort im Kloster, teilweise und vielleicht vorwiegend in anderen Archiven in der Tschechischen Republik, in der Oberlausitz, aber auch in Polen und Österreich befinden. Von dieser Arbeit wurde schon viel auch in deutscher Sprache veröffentlicht – hier nur eine Zusammenfassung mit Betonung der interessantesten Punkte der St. Marienthaler Geschichte.

Mittelalter – andauernde Beziehungen zur Böhmisches Krone

Im 14. Jahrhundert dauerten die Verbindungen des Klosters zu Königreich und König von Böhmen an, die schon in der Zeit der Gründung stark waren. Wir wissen nichts über die direkten königlichen Schenkungen, die lebendigen Beziehungen zu dem böhmischen Milieu bezeugen aber die Kunstwerke aus St. Marienthal wie der Auferstehungschristus und das gotische Jesulein sowie Handschriften böhmischer Provenienz. Sehr wichtig ist die Serie der Schutz- und Konfirmationsurkunden Karls IV. für das Kloster aus den vierziger und fünfziger Jahren des 14. Jahrhunderts, die die schwierige Lage des Klosters, das auch durch die Unruhe im Land und durch die landesherrlichen Beamten bedroht wurde, widerspiegeln. Der böhmische König griff gemeinsam mit den Zisterzienseräbten in den Streit um das Städtchen Ostritz mit den Nachbarsechstädten Görlitz und Zittau im Dezember 1368 ein.

Die Schwestern von St. Marienthal stammten in der Zeit wahrscheinlich vor allem aus den oberlausitzischen, aber ebenso aus den böhmischen Adelsfamilien. Ein wichtiges Beispiel ist Margaretha von Leipa, die Tochter Heinrichs von Leipa († 1329) aus dem Geschlecht der Rohnauer (tschechisch Ronovci), der im Zittauer Land und in Nordböhmen sehr mächtig war. Im ersten Drittel des

14. Jahrhunderts war er einer der mächtigsten Männer Böhmens, der auch durch seine nichteheliche Beziehung zur Königin-Witwe Elisabeth Richenza, Gründerin des Zisterzienserinnenklosters Altbrunn, den Zisterziensern sehr nahestand. Wir wissen aber auch von den Verbindungen zu den Herrengeschlechtern von Biberstein oder Dohna, vorwiegend kamen aber die Zisterzienserinnen aus dem niederen Adel und aus Patrizierfamilien.

St. Marienthal befand sich – ebenso wie das andere Zisterzienserinnenkloster der Oberlausitz St. Marienstern, die Magdalenerinnen in Lauban oder auch die Franziskanerkonvente in den Städten – am Beginn der Reformen und Reformationen, die eigentlich schon mit der ersten, böhmischen Reformation (Hussitismus) einsetzen, in einer ziemlich guten ökonomischen und sozialen Verfassung. Die hussitische Zerstörung im Mai 1427 hatte zwar die wirtschaftlichen Verluste und das dreißigjährige Exil der Nonnen in Görlitz verursacht, doch scheint es, dass der Konvent sich verhältnismäßig schnell aus dieser Krise erholt hatte. Die hiesigen Adeligen verfügten zwar nach der hussitischen Zeit wahrscheinlich über einige Klosterdörfer, aber der Umfang der Säkularisierung war nicht so groß wie in Böhmen, und schon am Ende des 15. Jahrhunderts konnten die Nonnen aus ihren eigenen Mitteln ihre Herrschaft, zum Beispiel durch den Kauf von Seitendorf und des Kirchenlehns in Leuba ausdehnen.

Nach 1450 wurden die Klostergebäude durch die Schwestern wieder besiedelt und teilweise vielleicht auch erneuert. Man ahnt dahinter die Unterstützung der oberlausitzischen Adels- und Bürgerfamilien; dies zeigte sich zum Beispiel in der Überlassung des Gerichts in Reichenau von den Gebrüdern von Kyaw an die Äbtissin Anna von Luttitz (1467). Ebenso handelten die von Gersdorf in wirtschaftlichen Angelegenheiten regelmäßig mit dem Kloster. Unterstützt wurde das Kloster auch durch den Meißner Bischof, den Böhmisches König und den oberlausitzischen Landvogt, seinen Vertreter. Zum Beispiel vidimierte der Vogt Sigismund von Wartenberg die älteren Klosterprivilegien 1491, andere Vögte bestätigten

die Vermögenstransaktionen des Klosters. Der böhmische König Albrecht von Österreich bestätigte schon im November 1438, während seiner Huldigungsreise durch die Oberlausitz, die Privilegien St. Marienthals (wie auch St. Mariensterns und die Urkunden der Magdalenerinnen in Lauban). Die königlichen Konfirmationen bekamen die St. Marienthaler Schwestern 1479 von Matthias Korvinus, 1491 von Vladislaus Jagiello und 1527 von Ferdinand I. Auch das Domstift Bautzen unterstützte das Kloster, zumindest rechtlich, durch verschiedenen Vidimi der Urkunden (1509).

Weniger wissen wir über den Einfluss des Abts von Altzella in St. Marienthal, der seit 1234 Vaterabt und Visitor des Klosters war. Dieser bestätigte nur gelegentlich die Vermögenssachen des Klosters und schickte sehr wahrscheinlich Mönche aus seinem Konvent als Pröpste oder Kapläne nach St. Marienthal.

Wir nehmen an, dass um 1500 in St. Marienthal 30 bis 40 Ordensschwester gelebt haben, mit Äbtissinnen adeliger Herkunft an der Spitze: Katharina II. von Nostitz (1490–1506), Margaretha IV. von Bresen (1506–1524) und Elisabeth von Talkenberg (1524–1540). Bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts bildeten die Frauen



Abb. 1 Auferstehungschristus, böhmisch ca. 1340, Nimbus Anfang.16. Jh.

aus der näheren Umgebung des Klosters höchstwahrscheinlich die Mehrheit der St. Marienthaler Nonnen, v. a. kamen sie aus dem hiesigen Adel sowie aus den Städten. Wir haben aber keine Information über alle Schwestern, und oft verfügen wir auch nur über ihre Vornamen. So begegnet man in St. Marienthal einer ähnlichen sozialen Zusammensetzung wie in St. Marienstern und in vielen anderen mitteleuropäischen Zisterzienserinnenklöstern, die in der damaligen Gesellschaft immer noch ein gewisses Prestige genossen. Aus den frommen Stiftungen, Ablassprivilegien und manchen noch erhaltenen Stücken der spätgotischen künstlerischen Ausstattung der Klöster geht klar hervor, dass die Zisterzienserinnen weiter eine wichtige Rolle im intensiven geistigen Leben der Oberlausitz spielten. Die Nonnen aus St. Marienthal scheinen also auf die Auseinandersetzung mit der Reformation gut vorbereitet gewesen zu sein.

Das Kloster war stark in seiner Umgebung verwurzelt, die Görlitzer Missiven zeugen z. B. über die fast alltägliche Kommunikation des Klosters mit dem Rat dieser Stadt, meistens in wirtschaftlichen Belangen, etwa wegen einer gestohlenen Kuh, mit der man sich zwei Jahrzehnte lang beschäftigte, oder in Untertanenerbsachen. Dieser Austausch verlief nicht ohne Streitigkeiten, die auch übrigens das Zusammenleben der Sechsstädte und dem Stand „Land“ (also Adel und Prälaten) in der damaligen Oberlausitz prägten. So kam es 1527 zwischen der Äbtissin Elisabeth und dem Rat von Zittau zu einem Streit über die Gerichtsbarkeit des Klosters: Damals war ein Mord im Klosterdorf Seitendorf begangen worden, und eine Schwester aus St. Marienthal wollte die Jurisdiktion ihres Konvents dadurch erzwingen, dass sie sich auf die Leiche setzte. Vergeblich: Die Ansprüche Zittaus setzten sich damals durch. Die formale Beziehung und gemeinsame Verehrung dauerte nichtsdestoweniger bis in die neueste Zeit an, trotz der konfessionellen Unterschiede. So sprachen zum Beispiel die Räte in Zittau und Görlitz 1540 dem Konvent ihr Beileid zum Tode der Äbtissin Elisabeth von Talkenberg aus, und noch im 18. Jahrhundert gratulierten die benachbarten Städte der Äbtissin zur Wahl.

Herausforderungen der lutherischen Reformation

Die Lehre Martin Luthers verbreitete sich im Gebiet um St. Marienthal rasch. In gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Hinsicht hat sich durch die Lehre jedoch wenig geändert.

In die Quellen dringen schon am Anfang der zwanziger Jahre des 16. Jahrhunderts die Nachrichten über das sich verbreitende Luthertum in den Klosterdörfern, so zum Beispiel über die Angriffe der Bevölkerung gegen den Ostritzer Altaristen Johannes Axt (1523). Man sollte damals sogar die Eucharistie mit Bier anstelle von Wein erhöhen. Aus dem Kloster selbst wissen wir bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts noch von keinen Verstößen gegen die Ordensdisziplin. Einige Drucke und Handschriften der Klosterbibliothek aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, wahrscheinlich aus dem Skriptorium von Altzella oder über Altzella gekauft, bezeugen das rege geistige Leben im Kloster. Nur vereinzelt sind Klosteraustritte durch den Einfluss von Luthers Lehre bezeugt, im Gegensatz zu Lauban, wo am Ostersonntag 1525 zwölf jüngere Magdalenerinnen auf einmal das Kloster verließen, weil sie von der lutherischen Predigt von Georg Heu beeindruckt waren.

St. Marienthal und der südliche Teil seiner Besitzungen gehörte seit den fünfziger Jahren des 13. Jahrhunderts zur Erzdiözese Prag, die in der Zeit vakant war. Der Prager Administrator Johannes Žák († 1534) klagte damals über die mehrfach schon genannte Äbtissin Elisabeth, dass sie seine Aufforderungen zur Zahlung der Türkensteuer an den böhmischen König ignorierte und den lutherischen Priestern auf ihren Patronatspfarreien freie Hand ließ.

Bis in die vierziger Jahre des 16. Jahrhunderts lebten in St. Marienthal vermutlich die Schwestern, die noch vor Luther in das Kloster eingetreten waren. Dann hat sich die Situation rasch verändert: Die Städte und der Adel, bisher katholisch, traten zum evangelischen Glauben über, sodass die ‚natürliche‘ soziale Basis der Klöster sehr geschwächt war. Wir wissen, dass in den fünfziger Jahren in St. Marienthal nur noch ungefähr acht bis zehn Schwester lebten, wahrscheinlich aus der unmittelbaren Nachbarschaft und von viel niedrigerer sozialer Herkunft. Nur wenige Beichtväter der Nonnen und Patronatspriester sind aus der Zeit bekannt: Das Kloster musste sogar in den siebziger Jahren als Beichtvater einen Apostaten aus Ossegg aufnehmen, manchmal scheint die Stelle einfach unbesetzt gewesen zu sein. Eine gewisse Rolle spielte damals der Pfarrer in Jauernick und Kanonikus in Bautzen Wolfgang Hulbeck.

1540 wurde Altzella durch den sächsischen Kurfürsten im Rahmen der Säkularisierung aufgehoben, was eine weitere schwere Bedrohung für beide oberlausitzischen Frauenzisterzen bedeutete. Doch der böhmische König

griff damals in die Verhältnisse ein und befahl, die Klöster den übriggebliebenen böhmischen Zisterzen unterzuordnen. Damit wurde die Anbindung von St. Marienthal an die böhmischen zisterziensischen Strukturen gefestigt. Immerhin hatte St. Marienthal eine starke wirtschaftliche Basis und gehörte mit 21 Dörfern und dem Städtchen Ostritz zu den größten Herrschaften in der Oberlausitz.

Ebenso war der Einfluss des katholischen Landesherren und das Wirken des Bautzener Administrators Johann Leisentrit († 1586) für das Überleben des Klosters entscheidend. Leisentrit konnte die *jura episcopalia* des säkularisierten Bistums Meißen seinem Domstift inkorporieren und damit auch seine Aufsicht über die Nonnen begründen. Doch zögerte der böhmische König Ferdinand I. nicht, als Patron und Landesherr in den fünfziger Jahren des 16. Jahrhunderts trotz des rechtlichen Schutzes vorzuschlagen, die Klostergüter St. Marienthals und St. Mariensterns für seine Kammer teilweise zu säkularisieren.

Für St. Marienstern und Lauban führte die Reformation zu Streitigkeiten mit ihren städtischen Patronatspfarreien Bernstadt auf dem Eigen und der Stadt Lauban. Aber die St. Marienthaler Nonnen teilten auch einige ihrer Dörfer mit den Anhängern des Luthertums, z. B. Reichenau. Es scheint, dass die Schwestern einfach nicht imstande waren, der Reformation den Eingang in ihre Herrschaften zu wehren, und einige von ihnen stammten sicher aus Familien, die selbst zum Luthertum neigten.

Die beiden Zisterzienserinnenklöster wurden vermutlich bis zu den siebziger Jahren des 16. Jahrhunderts von starken und fähigen Äbtissinnen regiert, die immer noch Kontrolle über ihre Konvente besaßen. Genannt sei wenigstens Margarete V. von Bellwitz in St. Marienthal (1563–1573), die zugleich die letzte adelige Äbtissin des Klosters war. In den folgenden Jahrzehnten begegnen wir schon den Problemen auch innerhalb der Klausur: Die Nonnen, wie zum Beispiel Ursula Laubig (1573–1583), hatten lutherische Verwandte, sympathisierten mit dem neuen Glauben und tolerierten die Lutheraner in Ostritz oder Reichenau oder mussten sie tolerieren. Aus dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts wissen wir von wiederholten Visitationen in St. Marienthal wie auch in Neuzelle und St. Marienstern durch die Zisterzienseräbte aus Böhmen und durch die Kommissäre des Prager Erzbischofs. Diese stellten – was die Disziplin und die Wirtschaft der Klöster betraf – skandalöse Dinge fest.

Es ist interessant, wie sich verschiedene Würdenträger dabei abwechselten, was zeigt, dass die regelmäßigen

Visitationen in St. Marienthal im 16. Jahrhundert nicht von den Zisterziensern durchgeführt wurden. Das Kloster wurde zuerst von Johann Leisentrit wegen des Verdachts visitiert, dass im Kloster „böse Gedanken“ verbreitet würden – seine Nachricht ist aber überraschenderweise eigentlich versöhnlich. Dann wurde vor allem der Klosterkaplan beauftragt, den Prager Erzbischof als *Loci Ordinarius* regelmäßig über die Zustände in St. Marienthal zu informieren. Man spricht sogar von der nötigen Konversion der Äbtissin Ursula Laubig und von dem zu großen Einfluss des Klostersvogts Christoph von Schweinitz. Wir verfügen zum Beispiel über eine detaillierte lateinische Nachricht vom Februar 1583 über den Besuch der Zisterzienseräbte als erzbischöfliche Gesandte im Kloster, die nicht nur über die „hartnäckige“ Äbtissin, die lockere Disziplin, die Vernachlässigung der Regel im Kloster und die Neigung der Nonnen zum Luthertum berichten. Die Äbtissin soll durch Häresie angesteckt sein, *haeretica pravitate inficirt*, so die Nachricht. Man berichtet weiter über die wirtschaftlichen Mißstände – der Klostersvogt bereicherte sich offensichtlich zu Lasten des Klosters. Der Konvent war damals gespalten, und einige Schwestern erhoben sogar Klage gegen ihre geistliche Mutter: Die Äbtissin beichte nicht und empfangen nicht die Kommunion, respektiere die Klausur nicht und sei in der Beziehung zu Gott und auch zu ihrer menschlichen Umgebung sehr verbissen. Im Brief schreibt man über „*ir boses verstocktes Kaldes Hertz [...] kan sie nicht überwinden weder gegen got noch irem nehestem*“. Die erzbischöfliche Visitation Ende Januar 1583 verlief sehr dramatisch: Die Äbtissin verlachte am Anfang die Briefe des Erzbischofs und bezeichnete sie als ungerecht. Der Visitor verlangte daraufhin das Klosterpetschaft (Siegel des Konvents) und die wichtigen Schlüssel und nahm Äbtissin Ursula Laubig in Haft. Später lebte sie wahrscheinlich interniert in einem böhmischen Kloster. Sie integrierte aber heimlich, und ihre lutherischen Freunde und Verwandte setzten sich für sie ein, angeblich sogar bei der Kaiserin Mutter. Die übrigen Schwestern fürchteten das sehr und schrieben dem Erzbischof, „dass dieses Unkraut nicht ins Kloster wieder kam“. Doch kehrte die abgesetzte Äbtissin nach einigen Jahren nach St. Marienthal zurück und wurde sogar noch zweimal Priorin des Klosters. Kurz danach, 1584, wurde auch die St. Mariensterner Oberin Lucia Günther wegen ihrer Unzuverlässigkeit und Beweglichkeit in Glauben und Regel ihrer Würde enthoben; 1585 traf das gleiche Schicksal Michael II. Jakob, den Superior von Neuzelle, dem einzigen überlebenden Männerkloster

in den Lausitzen. Er wurde wegen disziplinarer (Konkubinat!) und wirtschaftlicher Verfehlungen (Unterstützung seiner Familie!) nach einem langen, von päpstlichen Nuntien und königlichen Behörden geleiteten Prozess seines Amtes enthoben.

Die Nachfolgerin Äbtissin Margaretha (VI.) Scholz (1583–1591) versuchte vor allem die Klosterzucht zu erneuern und musste sich irgendwie mit den konfessionellen Konflikten in der Klosterherrschaft und mit dem Druck der protestantischen Adelligen abfinden. Sie bat 1586 den Prager Erzbischof, dass er den Beichtvater oder den Zittauer Archidiakon mit der Aufnahme zweier Novizinnen in St. Marienthal beauftrage. Das war nicht nur ein Zeichen der allmählichen Erneuerung, sondern auch ein Zeugnis dafür, dass es in der Zeit mehr Sache der Diözesanmacht als der Zisterzienservisitatoren war, im Kloster St. Marienthal einzugreifen.

Über das Niveau des Klosterlebens in der krisenhaften Zeit berichtet uns zum Beispiel der Pfarrer aus dem Marienthaler Patronatsdorf Jauernick. Als die Äbtissin 1591 gestorben war, eignete sich keine der Schwestern zu dieser Würde: die Priorin hat „*keine besondere Begabung, sie versteht nichts und zudem ist sie zanksüchtig*“. Sie stammte, wie die anderen Schwestern, aus einer armen Familie aus dem Klosterstädtchen Ostritz. Mit der Kaplanin sind „*viel armer leudt*“ verbunden.

Unter der Nachfolgerin der Äbtissin Margaretha Scholz, Margaretha (VII.) Kolmas (1591–1594) brachen die Unruhen und das Chaos in St. Marienthal wieder aus. Auch diese Superiorin wurde während einer außerordentlichen Visitation der Äbte aus Königsaal (Zbraslav) und Neuzelle abgesetzt. Drei ungehorsame Schwestern wurden nach St. Marienstern gesandt; Margaretha blieb aber tatsächlich noch fünf Monate nach ihrer Absetzung im Amt.

Äbtissin Ursula Queitsch alleine Schuld?

Auch die Superiorin Ursula Queitsch musste 1623 ihres Amtes enthoben werden. Bei den Konflikten ihrer Zeit muss aber die problematische Lage des Klosters nach außen wie nach innen berücksichtigt werden. Aus vielen Quellen wird deutlich, dass sich St. Marienthal in dieser Zeit des konfessionellen Umbruchs oft alleingelassen fühlte. Es herrschte ein Chaos in den Kompetenzen – hier der Visitor des Ordens, da der Kaiser, hier der Erzbischof von Prag, da der Bautzener Administrator, und die

Lutheraner hatten in der Oberlausitz schon großen Einfluss gewonnen. Es musste ein *modus vivendi* mit ihnen, mit der bikonfessionellen Realität, gefunden werden, allein schon, wenn es etwa um gute Mitarbeiter für die Klosterverwaltung ging.

Einblick in die inneren komplizierten Verhältnisse unter Ursula Queitsch geben Visitationsprotokolle, Berichte und Briefe verschiedener Akteure an den König und den Prager Erzbischof. Äbtissin Ursula widersetzte sich dem Königsaaier Abt Antonius Flamingk († 1609/1611) als Visitator vor allem deswegen, weil er sich bei der Visitation grob und überheblich benommen habe. Das Problem war der klösterliche Beichtvater, den die Nonnen wegen seines Verhaltens ablehnten. Der Abt exkommunizierte sie, aber die Nonnen akzeptierten dies nicht, und zwar mit der Begründung, sie könnten das Lateinische nicht verstehen. Die Äbtissin bat den Kaiser um Schutz, und er gewährte ihn, indem er die Bautzener Kanoniker nach St. Marienthal schickte. Deren Urteil fiel zugunsten der Äbtissin und ihrer Zusammenarbeit mit den Lutheranern aus. Abt Antonius Flamingk reagierte heftig darauf und erhob massive Vorwürfe gegen die Äbtissin und das Kloster. Im Gegensatz dazu lobten die Abgesandten des Prager Erzbischofs das Kloster als Ort der Ruhe und Frömmigkeit, in dem die Nonnen ihre Aufgaben vollkommen erfüllten.

Auch ein angesehenes Arzt Georgius Rupert, der am Hof derer von Redern im benachbarten Friedland (Böhmen) wirkte, zeigte sich als Befürworter der Äbtissin und der Nonnen und verteidigte sie gegen das harte Vorgehen des Abts und des Beichtvaters. Sein Zeugnis vom Dezember 1606 ist im Archiv des Prager Erzbistums erhalten. Rupert schreibt eine Nachricht an den erwähnten Königsaaier Abt Antonius. Es scheint, dass die scharfen Konflikte im Kloster, im Konvent, mit der Äbtissin und dem Beichtvater auch für die Nachbarn dieses Klosters interessant waren. Schon seit mehreren Monaten habe Rupert die Nachrichten über die Stürme im Kloster gehört, die zum Teil aus Neid gegen die Äbtissin Ursula erdacht würden, zum Teil aber auch berechtigt seien. Diese Gerüchte, die sich in der ganzen Gegend verbreiteten, verdürben den Ruf des Ordens, des Klosters und der katholischen Kirche.

Rupert und seine Frau, die kurz zuvor zum Katholizismus übergetreten waren, hatten sich entschieden, die Sache vor Ort zu untersuchen und beide Parteien miteinander zu versöhnen. Aus dem Bericht ergibt sich klar, dass Rupert direkt mit der Äbtissin und den Ordensschwestern redete und auch ihre Klagen gegen den Vaterabt

hörte. Rupert stellte fest, dass Flamingk versucht habe, zu schnell und zu hart die Ordnung herzustellen und seine Macht tyrannisch missbraucht habe. Dabei hätten ihm die Beichtväter geholfen; sie sollen gemeinsam die Schwestern eher gedemütigt und Angst statt Liebe erweckt haben. Rupert erwähnt zwei Beichtväter: Christophorus Herman und Johannes Reiner. Deswegen neigten die Schwestern zu heimlicher Andacht, d. h. zum Luthertum, dächten nur an ihren eigenen Nutzen und lebten sehr locker. Die übertriebene Härte bestehe in zu vielen Bußübungen (*unerhörter busse aufflegung*). Die Beichtväter griffen die Schwestern an, versuchten gar nicht, sie zu verstehen, verhielten sich wie „*grausame Peiniger*“, und der Beichtstuhl ähnele eher einem „*marterhause*“. Die Beichtväter hätten den Schwestern auch sehr „*impertinente Fragen*“ gestellt. Deswegen herrschten im Kloster Hass und Uneinigkeit. Interessant ist die Bemerkung in der Nachricht, die fast fünfzig Seiten umfasst, dass Georgius Rupert nie eine Antwort bekam.

Viele wirtschaftliche, aber auch die Klosteruntertanen disziplinierende Maßnahmen der Äbtissin Ursula Queitsch, erwähnen die „*Artickul des ehrwürdigen Stiffts und Jungfrawen Closters Marien-thal, Untertanen im Jahr und Eheding vorzuhalten A[nn]o 1621 auff's neue umbgeschrieben*“, die also aus der Zeit der tiefsten Krise der Klosterherrschaft stammen. Sie sind als Abschrift in einer Sammelhandschrift der Sächsischen Landesbibliothek Dresden erhalten. Die Untertanenordnung beginnt, wie es in der Zeit ganz üblich war, mit der Aufforderung zur Furcht Gottes. Es folgen ziemlich ungeordnet einzelne Punkte: Die Untertanen sollen die Sonn- und Feiertage achten, zur Kirche gehen und nicht arbeiten, und zwar unter Androhung einer Geldstrafe. Auch die Schenken sollen geschlossen bleiben. Weiter werden Gotteslästerung, Fluchen und Zauberei verboten und die Achtung den Priestern gegenüber vorgeschrieben.

Man befiehlt aber auch, die Zinsen und anderen Abgaben regelmäßig an die Obrigkeit abzuführen, das Mehl ausschließlich in der herrschaftlichen Mühle zu mahlen und das Bier aus der Klosterbrauerei zu kaufen. Die Untertanen sollen alle Gebäude, Kirchen, Pfarrhäuser, Schulen gut erhalten; die Richter und die Geschworenen sollen die Witwen und Waisen verteidigen; die Jugend soll sich nicht ohne Wissen der Herrschaft verloben – hier spürt man schon die Leibeigenschaft, die sich gerade im 17. Jahrhundert in Böhmen besonders entwickelte. Kein Verbrechen wie Diebstahl, Mord oder Hurerei soll vor der Obrigkeit

verschwiegen werden – und das Kloster behält sich das Recht vor, die Verbrechen mit dem Tod zu bestrafen.

Wir müssen also die schwierige Regierung der Äbtissin Ursula Queitsch differenziert betrachten. Der Ständeaufstand von 1618–1620 führte im Klosterland von St. Marienthal wie auch in anderen Teilen der Oberlausitz zu einem offenen Krieg zwischen Katholiken und Protestanten. Wir lesen sehr interessante Aussagen der katholischen und der lutherischen Untertanen, die auch ihre



Abb. 2 Grabplatte der Äbtissin Ursula Queitsch auf dem Friedhof des Klosters

Beziehung zum Glauben, ihre Rechte auf den Glauben der Vorfahren begründen, was für die Zeit seltsam ist. Äbtissin Ursula Laubig wurde 1623 schließlich durch eine erzbischöfliche und kaiserliche Kommission abgesetzt, mit einer militärischen Eskorte nach Böhmen gebracht und für einige Jahre ins Gefängnis geworfen. Danach kehrte sie nach St. Marienthal zurück und starb fünfzehn Jahre später. Der abgebrochene Äbtissinnenstab auf ihrem Epitaph symbolisiert ihre Absetzung.

Der Fall „Ursula Queitsch“ zeigt, dass die Bewältigung der Krise eines Klosters ohne Eingriff von außen kaum möglich war. Es scheint aber zugleich, dass die Absetzung der untüchtigen Oberin, verbunden mit einer Konzentrierung der Kräfte der Zisterzienser und der Diözesanoberen langsam wirklich zu einer Stabilisierung des Klosters St. Marienthal beitragen konnte. Sicherlich gab auch die Gründung des böhmisch-mährisch-lausitzischen Vikariats im Jahre 1616 Anlass zu Reformen, die den damaligen Reformtendenzen im Zisterzienserorden entsprachen und unter dem Taktstock des Generalabtes Nicolas II. Boucherat geschahen. Gerade in den zwanziger Jahren des 17. Jahrhunderts verbesserte sich schrittweise die Situation auch anderer Zisterzen in den böhmischen Ländern.

Es scheint, dass es nie mehr zu einer so tiefen Krise in St. Marienthal gekommen ist. Ein Mittel des Kampfs gegen die Reformationseinflüsse war unzweifelhaft die stärkere Abschottung der Klöster von der Außenwelt, direkt oder indirekt durch die Reformmaßnahmen des Ordens und durch die tridentinischen Kanonen veranlasst, weiterhin die Forderung des intensiveren Geisteslebens der Nonnen durch die Schenkung „heiliger“ Bilder und Bücher, sowie die stärkere Kontrolle: regelmäßige Visitationen, häufigere Beichte. Auch harte Strafen, einschließlich der Gefangenschaft bei Wasser und Brot, wurden vollzogen.

Stabilisierung des Konvents und die Zeit der Konfessionen

Nach Äbtissin Queitsch regierte in St. Marienthal Äbtissin Sabina Sommer (1623–1649), die wahrscheinlich zu den Schwestern gehörte, die „die Queitsch“ in Prag vor dem Erzbischof beklagten. Diese Zeit war zuerst stark durch den Dreißigjährigen Krieg geprägt, der auch in der St. Marienthaler Gegend sehr wütete. Sabina floh mit den Schwestern vor den Soldaten mindestens einmal nach Bautzen, zeitweilig hielt sie sich auch in Böhmen auf. Aus dem Konvent wissen wir von keinen Verstößen gegen die Ordensdisziplin. Sabina Sommer versuchte sogar entschieden die

Rekatholisierung auf ihrer Herrschaft, vor allem in Ostritz, durchzusetzen, teilweise im Auftrag des Erzbischofs Kardinal Ernst Adalbert von Harrach, was offensichtlich für Aufregung in Dresden sorgte. Die Lausitzen waren nämlich 1621 dem sächsischen Churfürsten als Pfand übergeben, und der griff immer mehr in die Religionsangelegenheiten ein. Der religiöse *status quo* sollte aber nach den Bedingungen des Prager Friedens von 1635 erhalten bleiben, sodass keine der beiden religiösen Parteien ihren Handlungsraum in der Region erweitern durfte.

In einigen Fällen hat sich auf der Herrschaft des Klosters St. Marienthal – wie auch St. Mariensterns – schon während des 16. Jahrhunderts eine spezifische Form von religiöser Toleranz oder vielmehr Koexistenz entwickelt. Es galt nicht als außergewöhnlich, dass die lutherischen Untertanen offiziell das Recht bekamen, am evangelischen Gottesdienst und Abendmahl in der Nachbarschaft teilzunehmen; sie wurden aber vom katholischen Priester getauft, getraut und beerdigt, wie etwa in Jauernick. Die Klostervögte wurden seit der Mitte des 16. Jahrhunderts aus den ortsansässigen protestantischen Adligen gewählt, die Postulantinnen des Klosters stammten oft aus den Patrizierfamilien, die teilweise lutherisch waren, und anderes mehr. Dieses Zusammenleben wurde in der Oberlausitz – wie in Böhmen – erst an der Wende zum 17. Jahrhundert beendet: einerseits durch den Druck der böhmischen katholischen Hierarchie und andererseits durch die Festigung und Verdichtung der lutherischen Konfession.

Wir erfahren nicht viel über die Persönlichkeiten der einzelnen Äbtissinnen im barocken St. Marienthal. Daher kann man die Rolle der Äbtissinnen bei den Rekatholisierungsversuchen nur schwer beurteilen – es liegen aber noch viele nur wenig erforschte Quellen vor. Es ist bezeichnend, dass in den Quellen der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts vor allem die Äbtissinnen als die aktiven Kräfte hervortreten. So verhandelte Äbtissin Sabina Sommer zu Beginn der Rekatholisierungsversuche selbsttätig mit den amtlichen Machthabern. Oft hatten sie keinen männlichen zisterziensischen Betreuer bei sich, oft hatte ein weltlicher Priester aus der Umgebung diese Rolle übernommen. Im Gegensatz dazu begegnen wir in der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts den tüchtigen, lang regierenden Äbtissinnen Anna Friedrich (1650–1690) in St. Marienthal und Katherina Benada (1664–1697) in St. Marienstern, die oft im Schatten ihrer Pröpste oder ihrer Männerbetreuer standen, was sich aus der strengen Klausur erklärte.



Abb. 3 Äbtissin Anastasia Rösler, Gemälde von Philipp Leubner, Abtei St. Marienthal (18. Jh.).

Zahlreiche Dokumente zeugen seit den fünfziger Jahren des 17. Jahrhunderts von der Erneuerung des Klosterlebens in der Oberlausitz. So haben wir einen Bericht des Königsaalers Abts und Provinzialvikars Jakob Martini über den Zustand der Zisterzienserklöster in Böhmen, Mähren und Lausitz aus dem Jahr 1651, der für das Generalkapitel der Zisterzienser bestimmt war.

So hat das Kloster Tischnowitz (Porta Coeli) in Mähren während des Dreißigjährigen Krieges schwer gelitten; dennoch hat Martini dort eine Äbtissin und sechzehn Schwestern vorgefunden, die weiterhin in der Klausur ein geregeltes Ordensleben führten und die auch im Kriegsexil nicht in ihrer Ordensobservanz nachließen. Das Gleiche gilt für St. Marienstern, obwohl die dortigen Schwestern wegen der Bedrohungen durch Feinde und Häretiker, unter denen sie lebten, oft ihr Kloster verlassen mussten; es war in gutem Zustand in weltlicher und geistlicher Hinsicht und die Kommunität zählte 22 korrekt lebende Nonnen. In St. Marienthal lebte Äbtissin Anna Friedrich mit zehn Schwestern und drei Novizinnen „*in charitate Religiosa sine gravibus qverelis*“, wenn auch in sehr bescheidenem Haushalt. Auch die Observanz der Altbrünner Cistercienserinnen war im Jahre 1651 befriedigend. Das galt ebenso für Frauenthal (Pohled), wo nur zehn Nonnen

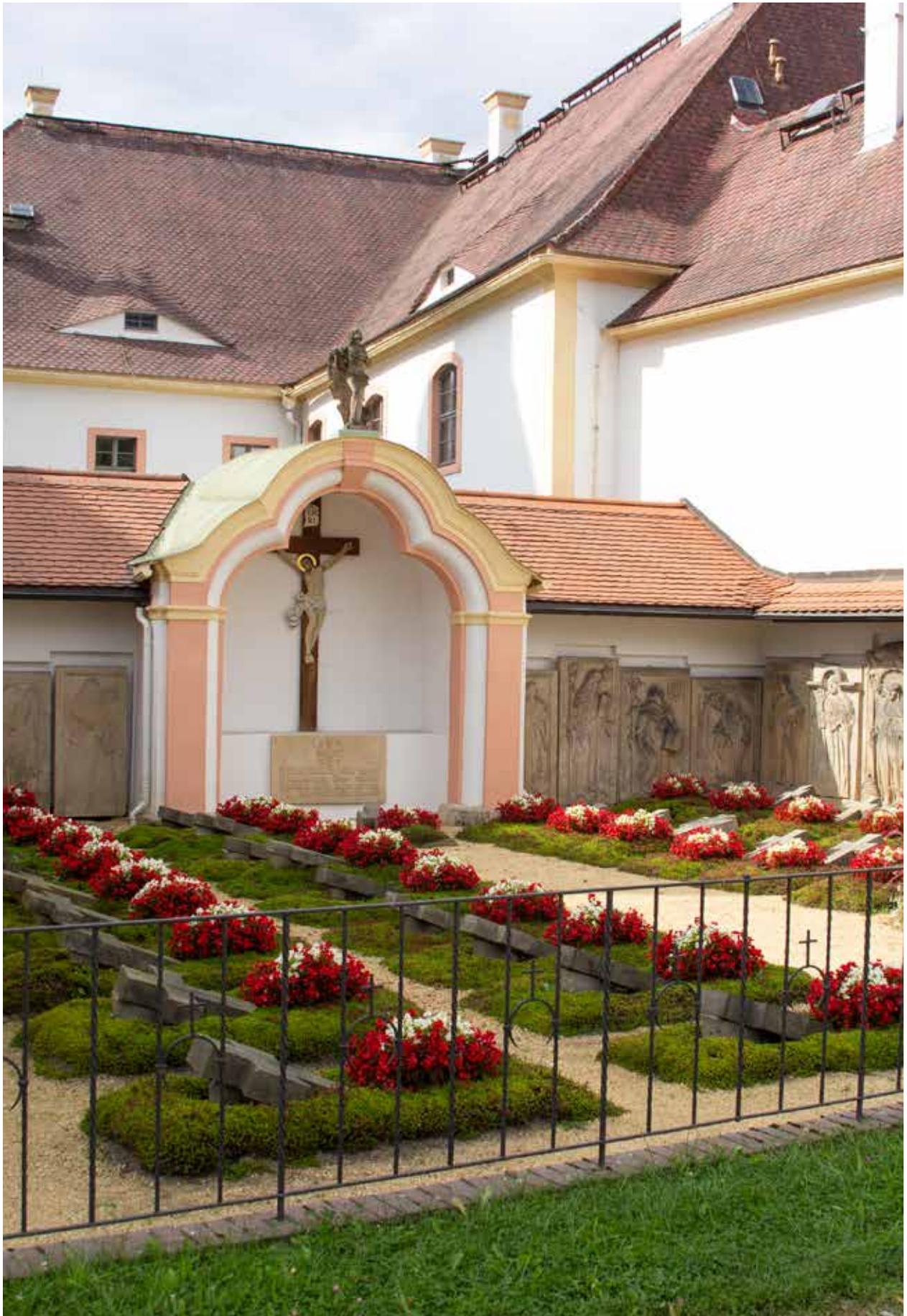


Abb. 4 Schwesternfriedhof mit den Grabplatten der Äbtissinnen

lebten, die aber wegen des unzureichenden Bauzustands ihres kleinen Klosters nicht die Klausur einhalten konnten.

Schon in den fünfziger Jahren des 17. Jahrhunderts wurden die Klöster inmitten der Protestanten wegen ihrer Disziplin sehr gelobt, obwohl immer mehr kleinere Probleme und Streitigkeiten auch hinter den Klostermauern entstanden; es kam auch zu merkwürdigen kleinen Zankereien zwischen den Nonnen oder zwischen den Nonnen auf der einen und ihren Pröpsten oder Beichtvätern auf der anderen Seite.

Den Quellen aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts entnehmen wir eine Vorstellung über die wachsenden Konvente. Woher rekrutierte sich aber der Schwesternnachwuchs? Offensichtlich aus sozial niedrigeren Schichten als vorher – so aus den Klosterstädtchen und Dörfern, weil der Adel und das Patriziat der Oberlausitz schon vorwiegend lutherisch waren, sowie immer mehr auch aus weiteren Gebieten des rekatholisierten Schlesiens und Böhmens, womit sich auch die lausitzischen Zisterzen stärker in das böhmische Cistercienser Vikariat

einfügten, unabhängig von den immer deutlicheren Diskrepanzen mit dem sächsischen Staat. Einige Nonnen stammten aus sehr katholischen Familien, so aus Familien mit mehreren Klerikern, Mönchen oder Klosterschwestern, wie zum Beispiel die St. Marienthaler Äbtissin Anastasia Rösler aus Eger, die eine Nichte der St. Marienthaler Äbtissin Clara Mühlwenzel war. Ihr Bruder Johannes wollte nach der Auflösung des Jesuitenordens in die Oberlausitz zu seiner Schwester kommen, doch er starb, bevor seine Angelegenheit geregelt worden war.

Noch im 18. Jahrhundert lebten die Zisterzienserinnen nicht ganz nach den Konstitutionen des Ordens, wie die langen Streitigkeiten der Äbtissinnen Theresia Senftleben und Anastasia Rösler mit ihren Pröpsten, vor allem mit Bonifazius Procházka, wegen der Klausurvorschriften und der Kontakte mit den Lutheranern beweisen. Aber der Neigung zum Luthertum wurden die Schwestern nicht mehr bezichtigt. Im Vergleich mit dieser schwierigen Periode Marienthals wirkte der barocke Glanz, zu dem das Kloster schon am Ende dieses Jahrhunderts gelangte, noch stärker.

Literatur

RICHARD DOEHLER: Urkunden des kgl. Jungfrauenstiftes und Klosters Cistercienser-Orden zu St. Marienthal. *Diplomatarium Vallis St. Mariae*. In: NLM 78 (1902)

AGAPE MENNE: Im Bannkreis Bernhards von Clairvaux. Aus dem Leben einer Zisterzienserinnenabtei (St. Marienthal). Salzburg 1953.

JOSEPH BERNHARD SCHÖNFELDER: Urkundliche Geschichte des königlichen Jungfrauenstiftes und Klosters St. Marienthal. Zittau 1834.

Siegfried SEIFERT: Pönfall und katholisches Kirchenwesen der Oberlausitz. In: Pönfall der Oberlausitzer Sechsstädte. *Kamenzer Beiträge 2*. Kamenz 1999, S. 65–71.

Jan ZDICHYNEC: Die konfessionelle Zeit in den Oberlausitzischen Frauenklöstern. Krise und Erneuerung des monastischen Lebens in der bikonfessionellen Oberlausitz. In: Peter Knüvener (Hg.): *Epitaphien – Netzwerke – Reformation*. Zittau und die Oberlausitz im konfessionellen Zeitalter. Zittau 2018, S. 45–52.

Jan ZDICHYNEC: Kláštery v Lužicích v době baroka – katolická duchovní kultura a politika vzdělávání mezi Saskem a Čechami. Die Lausitzer Klöster in der Barockzeit – katholische Kultur und Bildungspolitik zwischen Sachsen und Böhmen. In: Sabine Wolfram u. a. (Hg.): *Sachsen Böhmen 7000*. Sasko Čechy. Praha – Chemnitz 2018 (Ausstellungskataloge des Staatlichen Museums für Archäologie Chemnitz 2).

Jan ZDICHYNEC: Sie hat ein üble stimm, und keine rechte lußt. Zur Personengeschichte der Frauenklöster im böhmisch-mährischen-lausitzischen Zisterzienservikariat in der frühen Neuzeit. In: *Leben und Alltag in böhmisch-mährischen und niederösterreichischen Klöstern in Spätmittelalter und Neuzeit*. Referate der gleichnamigen Tagung in Brno vom 28. bis 29. Oktober 2008 (= *Monastica Historia*, Bd. 1, hrsg. v. Heidemarie Specht – Tomáš Černušák. St. Pölten – Brno 2011, S. 298–321.

Jan ZDICHYNEC: *Venerabiles dominae*. Die Äbtissinnen der oberlausitzischen Cistercienserinnenklöster Sankt Marienthal und Sankt Marienstern in der Zeit der Krise und Erneuerung. In: *Analecta Cisterciensia* 59 (2009), S. 424–443.

* Diese Studie entstand aufgrund langjähriger Forschung, zuletzt im Rahmen des Projektes „Kreativität und Anpassungsfähigkeit als Voraussetzung für den Erfolg Europas in der vernetzten Welt“, Reg.-Nr. CZ.02.1.01/0.0/0.0/16_019/0000734, finanziert aus Mitteln des Europäischen Fonds für regionale Entwicklung.

Fotonachweis

1 Waltraud Rabisch; 2, 4 Gunter Oettel; 3 Michael Čtveráček

ABTEI ST. MARIENTHAL: ZISTERZIENSERINNEN SEIT 1234 AN DER NEISSE

Gisela Rieck

Besucher der Oberlausitz im östlichsten Sachsen staunen nicht selten, ausgerechnet hier ein so prächtiges leibendes Zisterzienserinnenkloster zu finden und Ordensfrauen in dem traditionellen schwarz-weißen Habit zu treffen, zumal es 50 Kilometer weiter im Westen Sachsens die Zisterzienserinnen in St. Marienstern und nördlich in Brandenburg neuerdings wieder Zisterziensermönche in Neuzelle gibt. Doch diese drei Klöster sind nur ein ganz kleiner Rest in dem einst dicht mit Klöstern verschiedener Orden besiedelten Gebiet Thüringen – Sachsen-Anhalt – Sachsen – Brandenburg. Diese Länder der Reformation waren reiche Klosterländer, aus denen prominente Reformatoren kamen: Martin Luther aus dem Augustinerkloster in Erfurt, seine Frau Katharina von Bora aus dem Zisterzienserinnenkloster Nimbschen bei Grimma.

Dass die St. Marienthaler Zisterzienserinnen seit der Gründung ihres Klosters 1234, also über 785 Jahre ununterbrochen hier leben und wirken, wirft viele Fragen auf – über den Orden mit seinen Männer- und Frauenklöstern, die einsame Lage im Neißetal, den außergewöhnlichen Fortbestand über alle kirchlichen Krisen und politischen Systeme hinweg.

Zisterzienserinnen sind der weibliche Teil des Zisterzienserordens und als Teil des Ganzen in den Orden eingliedert. Sie sind also weder ein reiner Frauenorden noch ein eigenständiger ‚Zweiter Orden‘ wie etwa bei den Dominikanern oder Franziskanern.

Erinnerung an die Anfänge

Gegründet wurde der Zisterzienserorden 1098 in Burgund als Reformorden der Benediktiner. Die Äbte Robert von Molesme, Alberich und Stephan Harding wollten zurück zur Gründungsidee von Benedikt von Nursia und in der Gemeinschaft streng nach der im Jahr 540 von ihm für sein Kloster Monte Cassino aufgestellten Regel leben: ora et labora – bete und arbeite, nach einem strikt vorgegebenen Tages- und Jahresablauf, in dem Liturgie und praktische Arbeit in Einklang stehen, in Armut, Gehorsam und Ehelosigkeit. Zu diesen üblichen drei Ordensgelübden kommt bei benediktinischen Orden als viertes die Beständigkeit

– ‚stabilitas loci‘ –, die lebenslange Bindung an das gewählte Kloster hinzu. Ihre erste kleine Niederlassung bei Dijon nannten sie Cîteaux, lateinisch Cistercium, woher der Name des Ordens sich ableitet. Diesen drei Reformern von Cîteaux in der Zeit der von Historikern sogenannten „Vita evangelica et apostolica-Bewegung“ ging es im Wesentlichen um fünf Dinge, wie aus dem ‚Exordium Parvum‘, der frühen Geschichtsdarstellung des Ordens, hervorgeht: die Benediktsregel rein und strikt zu befolgen, ein Leben in Einfachheit und Armut „arm mit dem armen Christus“ zu führen, in Echtheit und Authentizität mit freiem Blick auf Gott und Jesus Christus, in Einsamkeit und ohne Ablenkung, in Einheit und Einförmigkeit. Davon geprägt sind nicht nur die Spiritualität und Liturgie der Zisterzienser, sondern alle ihre Lebensbereiche, auch ihre Wirtschaft, Architektur und Kunst. Nicht zufällig ähneln sich die alten Zisterzienserabteien in ganz Europa, denn die Gründerväter haben genau vorgegeben, wie die Klöster angelegt und ausgestattet werden sollten: einsam in Flusstälern, mit einem ausgeklügelten Bewässerungssystem, Fischteichen für



Abb. 1 Skulptur der zisterziensischen Gründeräbte von Werner Franzen 1992/97 im Altenberger Dom

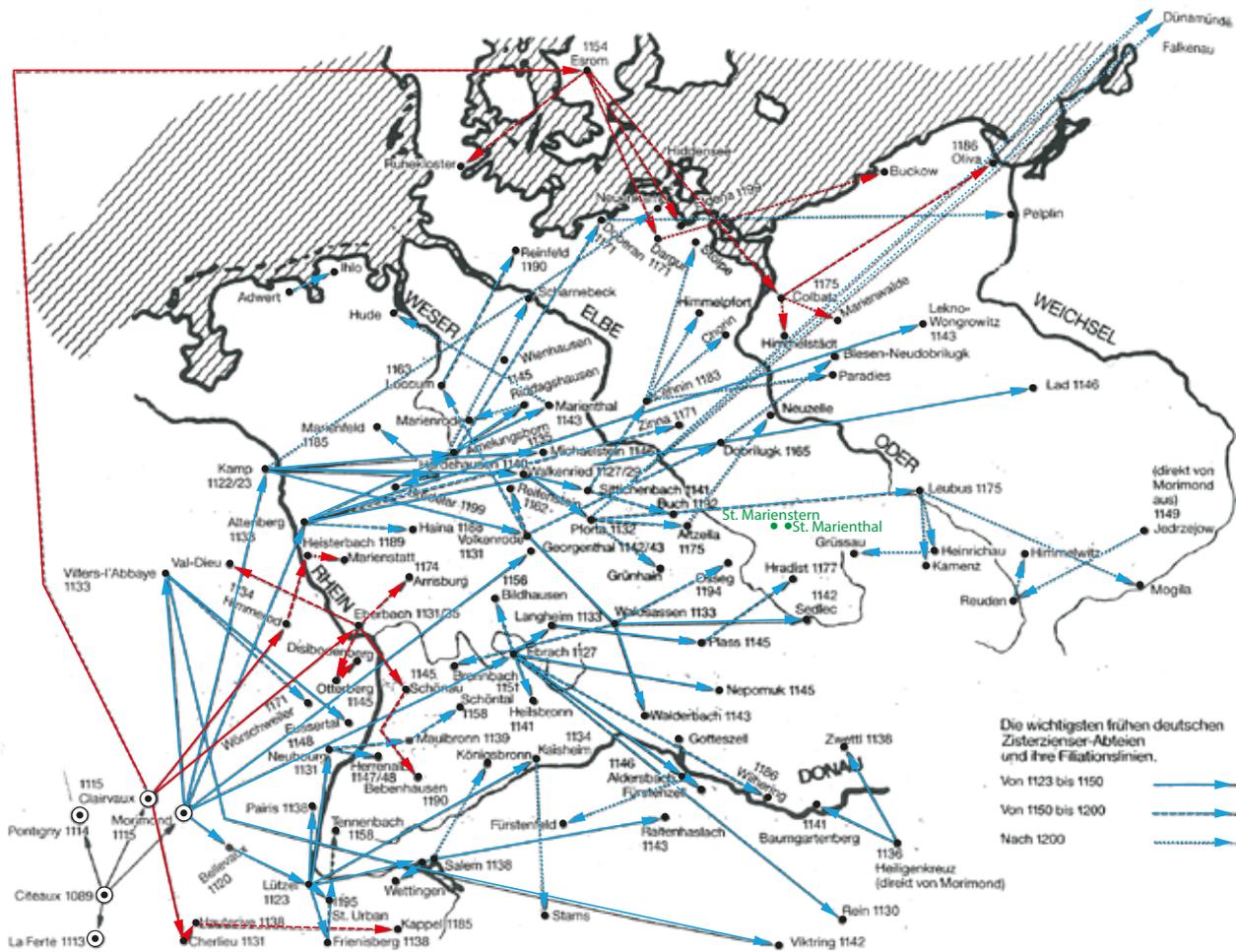


Abb. 2 Die wichtigsten frühen deutschen Zisterzienserabteien und ihre Filiationen. rot: Linie Clairvaux, blau: Linie Morimond. Aus: Wilhelm Kuhne: Hardehausen Paderborn 1989.

die vorgeschriebene Ernährung, Landwirtschaft und Weinbau, Verbindung der Bauten mit der Kirche und untereinander und mit direktem Zugang vom Schlafsaal/Dormitorium zur Kirche, Ausstattung mit bestimmten Büchern, dem ‚Armarium‘ – um nur das Auffälligste zu nennen. Bewahrt hat sich ein Erkennungsanspruch der Orden: Bernhard liebte die Täler, Benedikt die Berge, Franziskus die Dörfer und Dominikus die Städte.

Zunächst schien den drei Gründeräbten kaum Erfolg beschieden zu sein. Sie hatten nur wenige Anhänger, die den in 600 Jahren erworbenen Wohlstand in den Benediktinerklöstern mit allen Bequemlichkeiten aufgeben und ihrem strengen Ideal folgen wollten. Auch interne Schwierigkeiten hinderten sie. Der Aufschwung kam erst eine Generation später mit dem wohl bekanntesten Zisterziensermönch Bernhard von Clairvaux (1090/91–1153), der 1113 mit 30 Gefährten aus seiner eigenen und anderen angesehenen und vermögenden Familien Burgunds und mit guter Bildung in Cîteaux eintrat. Als

‚zweiter Gründer‘ des Ordens darf er angesehen werden. Die schnell zunehmende Zahl der Mönche führte zur Gründung neuer Abteien, zunächst der vier Primarabteien in Frankreich La Ferté (1113), Pontigny (1114), Clairvaux (1115) und Morimond (1117), von denen aus in atemberaubendem Tempo neue Klöster des Ordens in ganz Europa entstanden. Morimond wurde der Grundstein für die Ausbreitung des Ordens nach Osten, auch für St. Marienthal, erkennbar an den Buchstaben MORS in den Wappen wie in dem von Äbtissin Scholastika Walde (reg. 1754–1764) am Westgiebel der Michaels- und Kreuzkapelle in St. Marienthal. Bei Bernhards Tod im Jahr 1153 waren es schon 343 in Europa.

Der Einfluss der Zisterzienser auf die Kirche war groß, sogar der Papst, Eugen III. (1145–1153), war Zisterzienser, ein Schüler Bernhards. (siehe S. 33) Knapp 200 Jahre später, in der Zeit heftiger politischer und kirchlicher Konflikte, folgte noch einmal ein Zisterzienser auf den Papstthron: Papst Benedikt XII. (1334–1342). Aus

seinem Exil in Avignon erließ er 1335 für den Orden die Reformbulle „Fulgens sicut stella matutina“ – „Leuchtend wie der Morgenstern zwischen den Wolken ist der heilige Zisterzienserorden inmitten der streitenden Kirche durch Tat und Vorbild am Werk.“

Der rasche Erfolg der Zisterzienser lässt sich damit erklären, dass sie, auch für unser heutiges Verständnis, sehr modern waren. Mit der Zusammenkunft der Äbte im jährlichen Generalkapitel, der ersten supranationalen europäischen Versammlung, und mehr noch mit der 1119 von Abt Stephan Harding gegebenen Verfassung „Carta Caritatis“, in der die Beziehungen zwischen der Mutterabtei und den Tochterklöstern und der Tochterklöster untereinander „einig in Liebe, Regel und gleichen Gewohnheiten“ geregelt sind, hatte der Orden von Anfang an eine kluge demokratische Struktur erhalten. Zum anderen verbreiteten sich die geistlichen Schriften Bernhards von Clairvaux und die literarischen Werke der Zisterziensermönche Wilhelm von Saint-Thierry, bekannt

Gönne dich dir selbst Bernhard von Clairvaux an Papst Eugen III.

„Wo soll ich anfangen? Am besten bei deinen zahlreichen Beschäftigungen. Denn ihretwegen habe ich am meisten Mitleid mit dir. Ich fürchte, dass du, eingekleidet in deine zahlreichen Beschäftigungen keinen Ausweg mehr siehst und deshalb deine Stirn verhärtetest...Es ist viel klüger, du entziehst dich von Zeit zu Zeit deinen Beschäftigungen, als dass sie dich ziehen und dich nach und nach an einen Punkt führen, an dem du nicht landen willst. Du fragst an welchen Punkt. An den Punkt, wo das Herz hart wird. Wenn also alle Menschen ein Recht auf dich haben, dann sei auch du selbst ein Mensch, der ein Recht auf sich selbst hat. Warum solltest einzig du selbst nichts von dir haben? Wie lange noch schenkst du allen anderen deine Aufmerksamkeit nur nicht dir selbst. Wer aber mit sich selbst schlecht umgeht, wem kann er gut sein? Denke also daran: Gönne dich dir selbst. Ich sage nicht, tu das immer, ich sage nicht, tu das oft, aber ich sage, tu das immer wieder einmal: Sei wie für alle anderen auch für dich selbst da, oder jedenfalls sei es nach allen anderen.“



Abb. 3 Wappen der Äbtissin Scholastika Walde an der Kreuzkapelle mit den Buchstaben MORS

als Hagiograph von Bernhard von Clairvaux, Gueric von Igny und Aelred von Rievaulx schnell über ganz Europa und erregten hohe Aufmerksamkeit. Bildung, Wissenschaft, intellektuelles Leben hatten bei den Zisterziensern einen hohen Stellenwert. Skriptorien, Bibliotheken und Studiengänge wurden eingerichtet, auch gegen den Widerstand derer in den eigenen Reihen, die um den Verlust der Demut durch intellektuelle Betätigung fürchteten. Als im 13. Jahrhundert das kontemplative Leben der Ordensfrauen aufblühte – eingepägt haben sich vor allem die drei Mystikerinnen Gertrud von Helfta, Mechthild von Hackeborn und Mechthild von Magdeburg durch ihre Schriften - und die Frauenklöster sich rasant ausbreiteten, erlebte der Orden einen weiteren Aufschwung.

Frauenklöster der Zisterzienser

Frauenklöster gab es bei den Zisterziensern anfangs nicht, obwohl Frauen sich der religiösen Erneuerung der Zeit anschlossen und eine Lebensgestaltung mit geistlicher Leitung und Weisung suchten. Frühen Dokumenten und Urkunden zufolge hatten die Mönche sie nicht grundsätzlich abgelehnt, vielleicht zuerst nur gar nicht an Frauen als Ordensangehörige gedacht? Eine Erklärung findet sich bei dem mittelalterlichen Theologen Jacob

von Vitry in seiner 1220 erschienenen ‚Historia Occidentalis‘: „Das schwächere Geschlecht der Frauen [war] nicht imstande, eine so große und harte Zucht und den Gipfel der Vollkommenheit anzustreben.“

Allmählich entstanden aber doch einzelne Zisterzienserinnenklöster im Umkreis der Männerklöster, überwiegend als Neugründungen und Stiftungen des Adels oder des Königshauses, sei es zur Sühne, sei es als Grablege. Als erstes wurde von Molesme aus 1113 oder 1115 Jully aufgrund einer Schenkung des Grafen Milo von Bar gegründet. Es stand in enger auch persönlicher Beziehung zu Cîteaux: Die erste Priorin war eine Schwägerin von Bernhard, ihre Nachfolgerin wurde Bernhards Schwester Humbelina. Als zweites Frauenkloster folgte 1120/25 Le Tart nicht weit von Dijon, wiederum nach Schenkungen der Ritter Arnoul und Emeline Cornu und des Herzogs von Burgund. Erste Äbtissin wurde Elisabeth von Vergy, eine Tochter der Familie, die schon die Primarabtei La Ferté gestiftet hatte. Abt Stephan Harding nahm Le Tart als erste „propria filia“ – echte Tochter – in den Ordensverband auf und gab ihr die Konstitutionen des Ordens.

Während im 12. Jahrhundert die Zahl der Zisterzienserinnenklöster noch überschaubar geblieben war, änderte sich das schlagartig im 13. Jahrhundert durch Neugründungen oder die Bitte um Aufnahme und Inkorporation in

den Ordensverband. Vor allem in der Diözese Lüttich, der Heimat der großen Mystikerin Juliana von Lüttich, nahmen die Frauenklöster und andere weibliche religiöse Gemeinschaften schnell zu. In Westeuropa, Osteuropa und sogar im Nahen Osten entstanden sie „zahlreich wie die Sterne des Himmels“ – so noch einmal Jacob von Vitry. Im 13. Jahrhundert waren es über 900, deutlich mehr als Männerklöster. Das wurde den Mönchen offenbar unheimlich und zu viel. In den Generalkapiteln zwischen 1134 und 1147 hatten sie sich schon unmissverständlich gegen zu große Nähe zu Frauen, und sei es für hauswirtschaftliche Tätigkeiten, ausgesprochen und etwas später Frauen ausdrücklich verboten, auch nur die Schwelle eines Klosters zu überschreiten.

Nun versuchten die Äbte, die Gründung und Inkorporation von Frauenklöstern einzuschränken und mit strengen Vorschriften zu erschweren. Das Generalkapitel von 1228 verbot sogar die Neugründung von Frauenklöstern und ihre Inkorporation in den Orden. Das ließ sich jedoch nicht durchhalten, wie St. Marienthal zeigt, das 1235 aufgenommen wurde. Um die gleiche Zeit wurden auch andere Klöster von Mitgliedern der böhmischen Königsfamilie gestiftet: Porta Coeli in dem abgelegenen mährischen Tischnowitz Tal von Königin Kunigundes Schwiegermutter Konstanze von Böhmen, der mit Přemysl Otokar I.



Abb. 4 Kloster St. Marienthal, handkolorierte Fotografie. Verlag Hermann Richter, Zittau, 1907, Sl. Böhmer Ostritz



Abb. 5 Festgottesdienst zur Jubiläumsfeier 750 Jahre Klosterstift St. Marienthal, 1984 in der Klosterkirche

verheirateten ungarischen Königstochter, das Klarissenkloster in Prag von deren Tochter Agnes und das Zisterzienserkloster Neuzelle wie das Klarissenkloster in Seußlitz von dem Witwer ihrer Enkelin Agnes, Markgraf Heinrich dem Erlauchten von Meißen und der Lausitz.

Die Stellung der Äbtissinnen

Die Schwestern lebten in ihren Klöstern von Anbeginn wie die Mönche nach der Benediktsregel und den Konstitutionen des Ordens. Doch die Äbtissinnen waren nicht in allem den Äbten gleichgestellt, und das nicht nur, weil die Zisterzienser ein klerikaler Orden sind und einige Ämter die Priesterweihe voraussetzen. Die Stellung der Äbtissinnen im Orden war immer ein Spiegelbild der Stellung der Frau in der Gesellschaft, und so unterlagen sie und die Schwestern lange Zeit Einschränkungen und einer strengeren Klausur. Die Frauenklöster unterstanden fast ausnahmslos einem Vaterabt, was auch heute noch der Fall ist, sofern sie nicht wie St. Marienthal direkt dem Generalabt zugeordnet sind. Den Pröpsten und Kaplänen aus den Vaterabteien oblag die Seelsorge der Schwestern. Die Aufsicht über die Verwaltung und die politische Vertretung des Stifts nach außen, auch auf den Landtagen, die gerichtlichen und die wirtschaftlichen Aufgaben wurden seit den Anfängen von den Klostervögten wahrgenommen. Sie entstammten überwiegend den Adelsfamilien der Gegend und waren daher in St. Marienthal seit der Reformation protestantisch, was ihrer Sorge für das Kloster jedoch keinen Abbruch tat.

Erst in neuer Zeit, infolge des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962–1965), änderte sich Vieles außerhalb wie innerhalb des Klosters ganz entscheidend. In St. Marienthal öffnete sich die strenge Klausur auf der großen

Jubiläumsfeier zum 750-jährigen Bestehen der Abtei am 9. September 1984. Seitdem feiern die Schwestern den Gottesdienst nicht mehr getrennt von der Gemeinde und unsichtbar auf der Schwesternempore, sondern sie ziehen geschlossen in die Kirche ein und nehmen Platz im neuen Chorgestühl im Presbyterium. Nach der friedlichen Revolution und Wiedervereinigung Deutschlands nach 1990 wurden Reisen, das bessere Kennenlernen der weltweit verbreiteten Zisterziensergemeinschaft, die Teilnahme an Konferenzen und Tagungen wesentlich erleichtert, und die Äbtissin und die Schwestern nehmen diese Möglichkeiten wahr.

Zu den Generalkapiteln des Ordens sind erstmals 1974 in Casamari einige Äbtissinnen als Beobachterinnen ohne Stimmrecht zugelassen worden, und seit dem Generalkapitel 2000 in Rom sind schließlich alle Äbtissinnen Mitglieder des Generalkapitels mit fast den gleichen Rechten und Pflichten wie die Äbte. Sie haben aktives und passives Wahlrecht für alle Ämter ohne Priesterweihe wie etwa das des Generalabts.

St. Marienthal unter kaiserlichem und königlichem Schutz

Das erste Zisterzienserinnenkloster in Deutschland war das 1144 gegründete Wechterswinkel in Unterfranken. St. Marienthal ist also nicht das älteste, wohl aber das älteste deutsche, das ununterbrochen seit seiner Gründung im Jahr 1234 besteht, gefolgt von Lichtenthal in Baden-Baden (gegr. 1245) und St. Marienstern bei Panschwitz-Kuckau in Sachsen (gegr. 1248).

Von der ersten Zisterze in Deutschland, Kamp am Niederrhein (gegr. 1123, heute Kamp-Lintfort), geht die Verbindung über Altzella bei Nossen in Sachsen (gegr. 1197



Abb. 6 Goldene Bulle Kaiser Karls IV. für Marienthal aus dem Jahr 1357

als Grablege der Wettiner) nach St. Marienthal: 1235 wurde es der Visitationsaufsicht des Abts von Altzella unterstellt, Altzella war also erste Vaterabtei und blieb es bis 1541, als es im Zuge der lutherischen Reformation aufgelöst wurde. Dann übernahmen die Äbte von Neuzelle und der böhmischen Abteien Königsaal (Aula Regia)/ Zbraslav, Plaß/Plasy, Saar/Ždár nad Sázavou, Sedletz/Sedlec, Ossegg/Osek, Welehrad/Velehrad, Hohenfurth/Vyšší Brod und Goldenkron/Zlatá Koruna abwechselnd die Aufgabe, zuletzt seit 1802 die Äbte von Ossegg. Zur Zeit der DDR hatte Altabt Dr. Thomas Denter OCist von der Abtei Marienstatt im Westerwald als Delegierter des Generalabts von 1971 bis 1990 quasi die Funktion des Vaterabts für die beiden Oberlausitzer Zisterzienserinnenabteien St. Marienthal und St. Marienstern übernommen und die Verbindung zum Orden aufrechterhalten.

Die lange Geschichte St. Marienthals ist geprägt von Blüte und Niedergang, Zerstörung und Aufbau, Tradition und Erneuerung. Dem Mut der Äbtissinnen und Pröpste, manchmal auch dem Einschreiten der Ordensaufsicht ist es zu verdanken, dass weder die Hussiten noch die lutherischen Reformatoren, weder die Kämpfe im Dreißigjährigen Krieg noch die Überfälle der Schweden, weder die kirchen- und klosterfeindlichen Zeiten der Säkularisation, des Kulturkampfes, des Nationalsozialismus noch des Kommunismus die Schwestern vertreiben konnten. Ihre Tatkraft hat das Kloster auch nach den Katastrophen durch mehrere Brände und Überschwemmungen vor dem Untergang bewahrt. Ihr Gottvertrauen und der besondere Schutz der Gottesmutter Maria, unter den sich alle Zisterzienser stellen, gaben ihnen Kraft und Mut zum Ausharren – zweimal

gingen sie sogar geschlossen als Konvent ins Exil –, und sie fanden oft genug zurück zu einem Neuanfang.

Hier im einstigen böhmischen Kronland Oberlausitz konnten die Schwestern unter der historisch begründeten Protektion Böhmens wie des katholischen sächsischen Königshauses die Jahrhunderte hindurch bleiben und ihr Ordensleben führen. Zahlreiche Urkunden belegen die kaiserlichen und königlichen Privilegien des „Königlichen Jungfrauenstifts und Klosters des Cisterzienserordens zu St. Marienthal in der kgl. sächs. Oberlausitz“. Kaiser Karl IV. hat St. Marienthal am 17. August 1357 sogar eine eigene Goldene Bulle verliehen. Ein Jahr nach der eigentlichen Goldenen Bulle des Heiligen Römischen Reiches bestätigte und erneuerte er darin dem Kloster alle früheren Rechtssicherheiten und Privilegien: „Karl IV., deutscher Kaiser und König von Böhmen, bestätigt und erneuert auf Bitten der Abbatissin und des Konvents zu St. Marienthal (prope Syfridisdorf) die dem Kloster von des Kaisers Vater Johann und Urgroßvater Wenzel verliehenen und alle anderen früheren Privilegien ...“ und führte einzelne wichtige Urkunden auf. Darauf konnte sich das Kloster immer wieder berufen. Von größter Bedeutung für den Erhalt der Lausitzer Klöster auch in der Säkularisation waren die Bestimmungen des Traditionsrezesses aus dem Prager Frieden von 1635 im Dreißigjährigen Krieg. Demnach mussten die konfessionellen Verhältnisse in der Oberlausitz, wie sie in dem Jahr herrschten, gewahrt bleiben, auch als es 1848 durch den Antrag im Landtag auf Auflösung der Klöster brenzlich wurde. Unterstützung kam aus den katholischen Gemeinden im Umfeld der Klöster, die in Bittgesuchen

für deren Erhalt auf die Bedeutung des Schulunterrichts durch die Schwestern verwiesen.

Ora et labora im Wandel der Zeiten

Der Ablauf des klösterlichen Jahres und jedes Tages wird bestimmt durch den Wechsel von Gebet und Arbeit. Dabei gilt die Regel: Dem Gebet ist nichts vorzuziehen! Der Tag der Schwestern beginnt sehr früh mit dem ehemaligen Nachtgebet ‚Matutin‘ und dem Morgenlob ‚Laudes‘. Der hl. Messe am Morgen schließt sich die Terz an, am Vormittag folgen Sext und Non, am Nachmittag die Vesper und als letztes am frühen Abend die Komplet. Dazwischen liegen Arbeitszeiten, die Mahlzeiten, Zeiten für Erholung und Geistliche Lesung. Nach der Komplet herrscht Ruhe und soll nicht mehr gesprochen werden.

Bei den Tätigkeiten der Schwestern wurde einst zwischen denen der Chorfrauen und der Laienschwestern unterschieden. Die Chorfrauen, die im Mittelalter überwiegend aus gebildeten adeligen Familien stammten, fertigten Handarbeiten und Kunstgewerbe und arbeiteten in der Paramentenstickerei oder in der Schreibstube. Für die körperliche Arbeit in der Landwirtschaft, den Gärten, der Hauswirtschaft gab es entsprechend den Konversen der Männerklöster die weniger gebildeten Laienschwestern. Sie legten nur die einfache Profess ab und verrichteten weniger umfangreiche Chorgebete in der Muttersprache. Der Unterschied zwischen Chor- und Laienschwestern wurde im Zweiten Vatikanischen Konzil aufgehoben. Ohnehin hatte St. Marienthal den größten Teil seiner landwirtschaftlichen Flächen durch die Ziehung der Oder-Neiße-Grenze verloren. Heute hat jede Schwester, je nach Bildung, Fähigkeiten und Notwendigkeiten ihre Aufgaben in der Hauswirtschaft, im Garten und in der Kirche, in der Bibliothek, der Verwaltung, im Klosterladen und bisher auch in der Paramentenwerkstatt oder der Buchbinderei.

Einen besonderen Stellenwert hat nach der Regel des hl. Benedikt die Aufnahme von Gästen (RB 53): „Alle Fremden, die kommen, sollen aufgenommen werden wie Christus, denn er wird sagen: Ich war fremd, und ihr habt mich aufgenommen.“

Allen erweise man die angemessene Ehre. Besonders den Brüdern im Glauben und den Pilgern.“ Das ursprüngliche Gästehaus der Abtei ist das Haus St. Hedwig gegenüber der Propstei. Inzwischen sind durch die Stiftung des Klosters ‚Internationales Begegnungszentrum St. Marienthal IBZ‘ zusätzlich zu den Gästezimmern in der Abtei in mehreren Gebäuden Zimmer mit über 130 Betten in Einzel- und Doppelzimmern sowie in einem Schlafsaal für Jugendliche eingerichtet worden.

Um das kontemplative Klosterleben zu ermöglichen, war St. Marienthal von den Stiftern, der böhmischen Königin Kunigunde und den Burggrafen von Dohna gut ausgestattet worden. Die Schwestern mussten von dem leben, was sie hatten, aus ihrem Besitz erwirtschafteten und an Abgaben und Diensten erhielten. Zu dem Patronat über die ersten Klosterdörfer mit allen Rechten und Pflichten kamen im Lauf der Jahrhunderte durch Schenkungen, Kauf und Tausch weitere hinzu, so dass das Kloster nach einer Tabelle von 1833 die Herrschaft über 16.200 Untertanen in 21 Orten und Ortsteilen diesseits und jenseits der Neiße bis weit nördlich von Görlitz hatte. Damit war St. Marienthal einst eine der größten Grundherrschaften in der Oberlausitz. Im Vergleich zur Herrschaft des Adels in der Nachbarschaft waren die ‚Frondienste‘ der klösterlichen Untertanen oft nicht so schwer, wie aus den Dorfchroniken hervorgeht, und das Kloster sorgte während der Dienste stets für Verpflegung und Trinkgeld. In

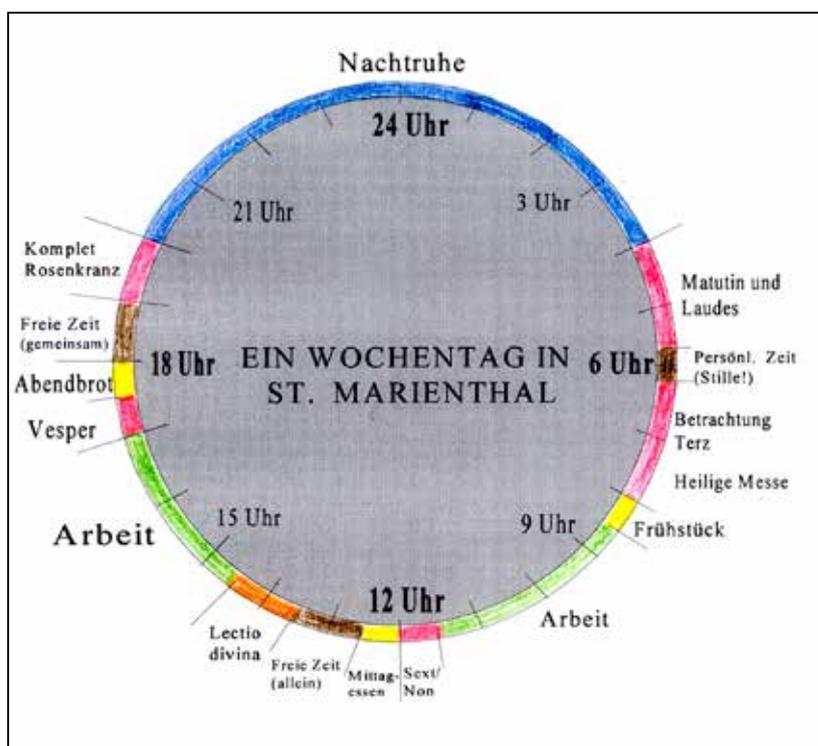


Abb. 7 Der Tagesablauf des Zisterzienserinnenklosters Marienthal

Notlagen wurden den Untertanen Leistungen erlassen. Daher stammt das Sprichwort: „Unter dem Krummstab ist gut leben.“

Seit 1346 besaß das Kloster durch ein Privileg von König Johann von Böhmen fast 500 Jahre lang die ‚Obergerichtsbarkeit‘, d. h. die Äbtissin hatte die alleinigen Hoheitsrechte in der Rechtsprechung, sogar für Verbrechen mit Todesstrafe, wofür sie nur ein juristisches Gutachten einholen musste.

Eine Besonderheit war, dass die Marienthaler Äbtissin auch nach der lutherischen Reformation das Patronat über die überwiegend evangelisch gewordenen Klosterdörfer behielt und damit die ‚Kollatur‘, das Recht, auch die evangelischen Pfarrer einzusetzen.

Wichtige Veränderungen im Verhältnis des Klosters zu seinen Stiftsdörfern wie im Lebensstil der Schwestern und ihren Lebensauffassungen brachten die politischen Entwicklungen im 19. Jahrhundert. Durch die ‚Ablösungsgesetze‘ fiel fast der gesamte Grundbesitz des Klosters an den Staat. Die ‚Erbuntertänigkeit‘ wurde beendet, und mit der Abschaffung der Patrimonialgerichtsbarkeit verlor die Äbtissin die Gerichtsbarkeit. Die Klosterpatronate wurden weitgehend abgelöst. Die Äbtissin behielt die Kollatur für einige evangelische Gemeinden bis zum Kirchensteuergesetz von 1916 sowie einige katholische Patronate bis 1939 und darüber hinaus über Jauernick und Heilig Kreuz in Görlitz auf ausdrücklichen Wunsch der damals zuständigen Breslauer bischöflichen Behörde. Für die Ablösung erhielt St. Marienthal eine gesetzliche Vergütung, quasi als Lastenausgleich, die zum 1. Januar 1862 von der Landesrentenbank gezahlt wurde. Das dürfte die Grundlage für den Kauf des durch Kaiser Joseph II. aufgelösten mährischen Klosters Porta Coeli bei Tischnowitz/Tišnov von dem weltlichen Besitzer gewesen sein, den Äbtissin Gabriela Marschner (reg. 1856–1883) mit finanzieller Beteiligung der Lausitzer Schwesterabtei St. Marienstern 1861 tätigte. 1901 wurde es mit Schwestern aus St. Marienthal wiederbesiedelt.

Wieder einmal mussten sich die Schwestern den Zeiten anpassen. Im Barock war es die äußere Gestaltung der Abtei, die mit ihrer Pracht kaum dem Ideal der Gründungsväter entsprach und vermutlich das Missfallen Bernhards von Clairvaux erregt hätte, aber nach dem verheerenden Dreißigjährigen Krieg ein deutliches Zeichen setzen sollte, „wir sind wieder da, ihr habt uns Katholiken nicht vernichtet“. Jetzt ging es infolge der Ideen der Aufklärung um neue Aufgaben von gesellschaftlicher und

sozialer Relevanz, ohne dass die Schwestern ihre Berufung zum kontemplativen Ordensleben aufgeben wollten. Hier seien stichwortartig die besonderen Leistungen einiger Äbtissinnen genannt. Äbtissin Laurentia Knothe (reg. 1810–1827) ließ in zwei Klosterdörfern Schulen bauen. Ihre Nachfolgerin Michaela Zoher (reg. 1827–1848) verlegte das Waisenhaus aus dem Klosterdorf Grunau in das Kloster und richtete in dem freigewordenen Gebäude ein Krankenhaus ein. In der Abtei eröffnete sie eine Schule für etwa 60 Mädchen und ließ Schwestern als Lehrerinnen ausbilden. Äbtissin Gabriela Marschner (reg. 1856–1883) stiftete großzügig Geld für die katholische Kirche in Görlitz und für die Ansiedlung der Borromäerinnen zunächst in Görlitz und dann in Jauernick. Sie richtete im Kloster Werkstätten für die Ausbildung von Schwestern ein, z. B. zur Bäckerin und Schusterin. Zur Stromversorgung legte Äbtissin Michaela Waurick (reg. 1896–1915) 1910 ein Elektrizitätswerk an. Im Ersten Weltkrieg stellte sie das Gästehaus des Klosters als Erholungsheim zur Verfügung. Sie war es auch, die 1901 zwölf Chor- und acht Laienschwestern von St. Marienthal nach Porta Coeli zur Wiederbesiedelung des 40 Jahre zuvor erworbenen Klosters entsandte.

In beiden Weltkriegen und der schwierigen Zwischenkriegszeit bewährte sich das Kloster unter Äbtissin Roberta Reime (reg. 1915–1943). Sie verbesserte die Ökonomie und baute weitere Werkstätten auf. Im Zweiten Weltkrieg richtete sie in der Abtei ein Lazarett ein, in dem die Schwestern mitarbeiteten und nahm Kinder v. a. aus dem Ruhrgebiet in dem sogenannten ‚Kinder-Landverschickungslager‘ auf. Unter ihrem Abbatiat stieg die Zahl der Schwestern nach dem Ersten Weltkrieg auf 60, die kaum genug Platz in der Abtei hatten. Es waren vor allem junge Menschen, geprägt von der Liturgischen Bewegung der Zeit und den Jugendbewegungen Quickborn und Neudeutschland mit starker Betonung von Gemeinschaft, die zu Ordensgemeinschaften strebten.

Dem Mut und der Beharrlichkeit von Äbtissin Celsa Gutte (reg. 1943–1982) und ihres Konvents ist zu verdanken, dass St. Marienthal in den letzten Kriegstagen nicht in die Luft gesprengt wurde. Nach Kriegsende gelang es ihr, das verpachtete Klostergut wieder in eigene Bewirtschaftung zu übernehmen und lebensfähig zu machen. Trotz der Kriegsbeschädigungen an den Klostergebäuden fanden zahlreiche Flüchtlingsfamilien von jenseits der Neiße Aufnahme. Von Januar bis August 1945 war auch die Eibinger Benediktinerin Agape Menne OSB mit

Wenn Äbtissin Celsa nicht so heroisch gewesen wäre ...

Dass St. Marienthal am Ende des Zweiten Weltkrieges nicht in die Luft gesprengt worden ist, verdankt das Kloster seiner unerschrockenen Äbtissin Celsa Gutte. In ‚ora et labora‘ (48/2013) hat Sr. M. Hildegard Zeletzki OCist aufgeschrieben, was sich damals ereignet hat:

Eines Tages, nicht lange vor ihrem Tod, hat mir Äbtissin Celsa folgende Geschichte erzählt, die ein Beweis für ihre sehr starke Persönlichkeit ist.

In den letzten Kriegstagen herrschte in der Abtei äußerste Anspannung. Eine Einheit der Waffen-SS hatte den Klosterhof belegt. Am Morgen des 7. Mai 1945 erreichte die Äbtissin der Befehl, die Schwestern hätten das Haus in kürzester Zeit zu räumen, denn es solle gesprengt werden. Die Äbtissin berief Propst Odilo hinunter zum Kreuzgang und versuchte, ihm die Lage zu erklären. Er erschien aufgeregt, seine Orgelnoten unterm Arm, und beschwor lautstark die Äbtissin, doch ja dem Befehl Folge zu leisten. Indessen patrouillierte eine Etage höher ein SS-Mann, der durch heftiges Kopfschütteln der Äbtissin bedeutete, nicht auf den Propst zu hören. Dadurch in ihrem Durchhaltewillen bestärkt, verabschiedete Äbtissin Celsa ihren Propst – und der ward zunächst nicht mehr gesehen.

Dann berief die Äbtissin den Konvent, der damals aus fast 60 Schwestern bestand, ins Refektorium.

Wenig später kamen die Befehlsleute der Hitler-Truppe, um sich die Entscheidung abzuholen. Wie üblich standen die Schwestern mit unterm Skapulier gefalteten Händen, mit dem Rücken zur Tür, um sich erst umzuwenden, als die Äbtissin mit ihrer ungewöhnlichen Offiziersbegleitung an der Stirnseite angelangt war. Die Soldaten erteilten ihnen den Räumungsbefehl, doch Äbtissin Celsa erklärte, sie selbst würde dem unter keinen Umständen folgen. Den wenigen Schwestern, die sich aus Sicherheitsgründen aus dem Kloster entfernen wollten, erteilte sie Dispens vom Stabilitätsgelübde.

Die Soldaten zogen ab, dem Kloster geschah zunächst nichts. Es war die große rettende Tat von Äbtissin Celsa, die dem Kloster den Weg in die noch völlig ungewisse Zukunft sicherte. Allerdings flog am Nachmittag die von der Wehrmacht zur Sprengung vorbereitete Neißebrücke hinter der Abteimauer in die Luft. Ein übereifriger Hitlerjunge wollte damit eine letzte Heldentat setzen, wusste ein alter Ostritzer zu erzählen. Auf alle anderen bedeutsamen Dinge, die sich mit dem Abzug der deutschen und dem Eintreffen der russischen Truppen ereigneten, soll hier so kurz nicht eingegangen werden. Nur sei noch erwähnt, dass der Propst, als die Lage sich beruhigt hatte, mit seinen Noten wieder vom Kirchturm herabkam, wohin er sich in Sicherheit gebracht hatte.

fünf Mitschwestern in St. Marienthal untergekommen; zum Dank hat sie das Buch über St. Marienthal und seine Äbtissinnen „Im Bannkreis Bernhards von Clairvaux“ geschrieben. 1955 richtete Äbtissin Celsa im Kloster das ‚Caritas-Pflegeheim St. Josef‘ für behinderte Mädchen ein. Kurz darauf folgte das ‚Ancilla-Heim‘ zur Vorbereitung von Mädchen auf einen kirchlichen oder sozialen Beruf, Klostereintritt nicht ausgeschlossen. 1978 entstand im einige Kilometer entfernten Klostergut Schlegel das katholische Behindertenheim für junge Männer ‚Pater Maximilian Kolbe-Hof‘, in das zwischen 1992 und 1999 auch die behinderten Frauen zogen. Für das soziale Engagement des Klosters erhielt Äbtissin Regina Wollmann (reg. 1993–2016), langjährige Leiterin des St. Josefsheims und des Pater-Kolbe-Hofs, stellvertretend für den

Konvent 2010 von Ministerpräsident Tillich den Sächsischen Verdienstorden.

Eine entscheidende Veränderung nach der ‚Wende‘ führten Äbtissin Pia Walter (reg. 1982–1993) und der Konvent 1992 mit der Gründung der „Stiftung Internationales Begegnungszentrum“ als öffentliche Stiftung bürgerlichen Rechts herbei. Der Freundeskreis der Abtei und der Förderkreis „Wir bauen Brücken“ des IBZ arbeiten eng zusammen zugunsten von St. Marienthal.

Und die Zukunft?

Wie wird es weitergehen mit St. Marienthal als Kloster? Wie in vielen anderen Klöstern stellt sich auch hier diese Frage. Nach den umfangreichen Sanierungs- und Renovierungsarbeiten unter den Äbtissinnen Regina Wollmann

Warum die Äbtissin von St. Marienthal im Ostritzer Stadtwappen steht



Zusehends erblühte das Städtchen Ostritz unter der Herrschaft des Klosters – und damit unter der Gunst des Kaisers. Ein neues Rathaus und eine steinerne Stadtbefestigung waren entstanden. Das forderte den Ärger der Sechsstädtebundstadt Zittau heraus. Im Dezember 1368 zogen die Zittauer,

durch Görlitzer verstärkt, aus, um Rathaus und begonnene Stadtbefestigung zu zerstören.

Die sich für das Wohl ‚ihrer‘ Stadt Ostritz verantwortlich fühlende Äbtissin Agnes von Grißlau (reg. 1366-1388) verließ daraufhin mit einigen Begleiterinnen die Klausur, um Ostritz durch ihre Gegenwart zu schützen. Nichtsdestoweniger begannen die Zittauer mit ihren Verbündeten Rathaus und Mauer zu schleifen.

Im Verein mit dem Ordensvisitorator, dem Abt von Alzelle, legte die Äbtissin in Prag Beschwerde ein. Ostritz erhielt seine Stadtrechte wieder und den beiden Sechsstädtebundstädten wurde auferlegt, wenigstens die Ostritzer Brotbänke wiederaufzubauen. Das Rathaus blieb zerstört. Das Ostritzer Stadtwappen zeigt noch heute eine Äbtissin mit Stab unter einem turmgekrönten Torbogen.

(aus: *Zisterzienserinnenabtei St. Marienthal*, 1982); *Linolschnitt Sr. M. Hildegard Zeletzki OCist*

(reg. 1993–2016) und Elisabeth Vaterodt (reg. seit 2016) wie durch die Stiftung Internationales Begegnungszentrum St. Marienthal nach dem gewaltigen Hochwasser vom August 2010 steht die Abtei an der Neiße so schön da wie wohl nie zuvor. Doch es mangelt an Schwesternnachwuchs. Die Mehrheit der neun Schwestern des Konvents ist nicht mehr jung, das katholische Hinterland, aus dem früher die Schwestern kamen, ist nach dem Zweiten Weltkrieg weggebrochen, die Hoffnung auf junge Frauen aus Polen, wo es kein Frauenkloster der Zisterzienser gibt, hat sich noch nicht erfüllt. Versuche, über das freiwillige soziale Ordensjahr Berufungen zu wecken oder zu festigen, stehen am Anfang und verlangen auch im Kloster ein Umdenken.

Aus Erfahrung wissen Ordensleute, dass Gottes Wege andere sind als die der Menschen. Ihnen geht es um die Wahrung der Tradition und der Ordensideale, an die zu erinnern und die im Hinblick auf die heutige Zeit zu überprüfen sich lohnt. Sie öffnen sich guten neuen Ideen, warnen aber vor zu vielem Experimentieren und falschen Zugeständnissen, nur um junge Frauen an sich zu ziehen. Die stärkste Kraft sehen sie im Gebet für Berufungen und Ordensnachwuchs.

Literatur-Auswahl

Bernart, Äbtissin Dr. M. Mechthild OCist: Die Gründerväter des Zisterzienserordens Robert von Molesme, Alberich von Cîteaux und Stephan Harding. Manuskript Abtei Thyrnau 2021; Brem, Äbtissin Dr. M. Hildegard: Die Carta Caritatis. In: *Cistercienser Chronik* 2/2019; Doehler, P. Richard: *Diplomatarium Vallis S. Mariae monasterii sanctimonialium ord. cist.* In: *Neues Lausitzisches Magazin* 77/78 (1901/02); Eberl, Immo: *Die Zisterzienser. Geschichte eines europäischen Ordens.* Ostfildern 2007; Gelbe, Sandra OCist: *Zeugnisse gelebter Spiritualität aus dem Umkreis der ersten OCist-Frauenklöster.* In: *Cistercienser Chronik* 2/2021; Generalkurie des Zisterzienserordens (Hrsg.): *Den Zisterzienserorden besser kennenlernen.* Rom 2001; Hannover, P. Dr. Bruno OCist: *Die Zisterzienserinnen, Frauen in der Nachfolge Christi.* Vortrag in St. Marienthal Oktober 2008; Menne, Agape OSB: *Im Bannkreis Bernhards von Clairvaux. Vom Leben in einer Zisterzienserinnen-Abtei.* Salzburg 1953; Oberste, Jörg: *Die Zisterzienser.* Stuttgart 2014. – ‚ora et labora‘ *Zeitschrift des Freundeskreises von St. Marienthal*, bes. Nr. 39/2009, 45 u. 46/2012, 49/2014, 51/2015, 53/2016, 59/2019, 62/2020 et al.; *Zisterzienserinnenabtei St. Marienthal. Ein Führer durch das Kloster.* Leipzig, 1982, 3. erw. Auflage 1991.

Fotonachweis

1 Norbert Orthen; 3 Gisela Rieck; 5, 6 Archiv Abtei St. Marienthal

STUDIEN

ZUR ANLAGE DES ZISTERZIENSERINNENKLOSTERS ST. MARIENTHAL BIS ZUM UMBAU VON 1743*

Andrea Sander

Die Zisterzienserinnenklöster von Marienthal und Marienstern sind die einzigen seit ihrer Gründung im 13. Jahrhundert kontinuierlich von Nonnen belebten Klöster im heutigen Sachsen. Das Erscheinungsbild der Anlagen ist heute jeweils vor allem von barocken Neubauten aus dem 18. Jahrhundert geprägt. In beiden Klöstern erinnert die teilweise erhaltene mittelalterliche Bausubstanz der Kirchen an ältere Zustände.¹ Über die Gestalt der Klosteranlage in Marienthal vor dem Brand 1683 ist allerdings nur wenig bekannt. Auch über das Aussehen des Klosters bis zu seinem Umbau in den 40er und 50er Jahren des 18. Jahrhunderts ließen sich bisher nur Vermutungen anstellen (Abb. 1).²

Ziel dieser Studie ist es, aus dem bekannten Forschungsmaterial wie den historischen Überlieferungen, den Befunden der Bauforschung, den dendrochronologischen Untersuchungen sowie einer Analyse dreier bildlichen Darstellungen des Klosters neue Aspekte zur baulichen Gestalt und zur Baugeschichte der Klosteranlage zu gewinnen.

Zur Datierung und Chronologie der auf Gemälden abgebildeten Klosteranlagen Marienthals

Vom Kloster Marienthal sind bisher drei barocke Gemälde bekannt, die dessen Anlage in verschiedenen baulichen Zuständen zeigen. Eine von Bildern abgeleitete Rekonstruktion früherer Bauzustände ist allerdings schwierig, da sich nicht nur die Frage nach der Wirklichkeitstreue des Abgebildeten, sondern auch die nach der Datierung des Gemäldes oft nicht exakt beantworten lässt. Zu einem besseren Verständnis verhilft aber meist das Wissen um die Entstehungsumstände eines Bildes. So kann eine Bildanalyse im Zusammenhang mit anderen Quellen zur Klärung von baugeschichtlichen Fragen beitragen.

Bisher galt das 1719 datierte Ölbild, welches das „Kloster von Mittag“ darstellt, als das Älteste (Abb. 2). Man nahm an, dass es gleichzeitig auch den ältesten Zustand des Klosters abbildet.³ Es trägt die Inschrift: „Sanct MarienThal / Das Hochlöbl, Stifts / und Jungfräul. Closter

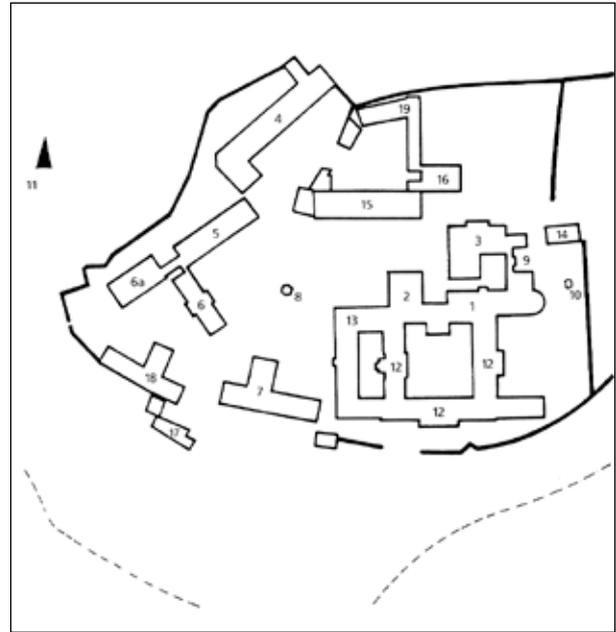


Abb. 1 Kloster St. Marienthal, Lageplan der Klosteranlage mit Legende zu den Gebäuden, o.J., Zeichnung

1 Kirche, mittelalterlich, Wiederaufbau nach Brand 1683, Verlängerung wurde 1736 geweiht; 2 Äbtissinnenhaus 1683–1685; 3 Propstei, nördlicher Teil 1683–1685, westlicher Teil zwischen 1715 und 1736, später Veränderungen; 4 Beamtenhaus, um 1720 und 1730, verändert um 1770; 5 Pferdestall, um 1720/30; 6 Wagenremise I, um 1720/30; 6a Wagenremise II, um 1850; 7 Brauerei, östlicher Teil 1721, ein am östlichen Ende ehemals nördlich anschließender Flügel, um 1750 abgerissen, ein am ehemals westlichen Ende anschließender, später veränderter, teilweise erhaltener westlicher Kopfbau um 1750/60; 8 Dreifaltigkeitssäule, 1704; 9 Klosterfriedhof, um 1730; 10 Gartenpavillon, um 1730; 11 Stationsberg, 1728; 12 Konventbauten, 1743–1756; 13 Kreuzkapelle, 1756 geweiht; 14 Gartenhaus, um 1740/50; 15 Kuhstall, östlich anschließendes Gesindehaus, 1769/70; 16 Gästehaus, 1771 oder 1776/78; 17 Sägewerk, um 1850; 18 Mühle, unter Verwendung älterer Teile, 1906; 19 Ställe und Wirtschaftsgebäude, 20. Jahrhundert

/ Sambt selbiger Gegend in Oberlausitz / Prospect von Mittag“. Ob das Bild vielleicht einen älteren Zustand des Klosters abbildet oder die auf dem Bild erkennbare Jahreszahl später eingefügt wurde, ist unklar. Hinter der im Bild dargestellten Klostermauer erheben sich diverse Klostergebäude. Vor der Mauer fließt die mit Namen bezeichnete Neiße. Anhand der erkennbaren Gebäude und der Ordenstrachten ist der Erhaltungszustand des Klosters auf dem Bild zwischen 1693 (Beginn der Amtszeit der Äbtissin Martha Tanner) und 1736 (Sterbedatum der



Abb. 2 Kloster St. Marienthal von Mittag, 1719, Öl auf Leinwand



Abb. 3 Kloster St. Marienthal mit Prozession, um 1720, Öl auf Leinwand



Abb. 4 Kloster St. Marienthal mit Stiftsdörfern, um 1740, Detail, Öl auf Leinwand

Äbtissin Klara Mühlwenzel) einzuordnen.⁴ Der rechts hinter der Klostermauer erkennbare Pavillon entstand unter der Äbtissin Martha Tanner (1693–1709).⁵ Nach 1720 veränderte sich das Kloster sehr stark. Die Kirche erhielt unter Clara Mühlwenzel (1720–1736) eine Apsis. Diese Äbtissin ließ auch den Friedhof verlegen und einige Wirtschaftsgebäude errichten.⁶ Der ältere Zustand der Kirche mit plattem Chor und davor liegendem Friedhof ist auf dem Bild gut erkennbar, eine Datierung des Gemäldes und des Bauzustands um 1719 also durchaus überzeugend.

Ein zweites Gemälde zeigt das „Kloster mit Prozession“. Es wurde unter der Äbtissin Clara Mühlwenzel um 1720 geschaffen und bisher auch als Darstellung des Klosters im Zustand dieser Zeit angesprochen (Abb. 3). In der rechten Ecke befindet sich ein kaum leserlicher Schriftzug, der die Äbtissin namentlich nennt.⁷ Das Kloster ist schematisch und weniger naturgetreu als auf dem 1719 datierten Bild wiedergegeben. Das Gelände ist ordentlich von Mauern und Konventgebäuden umrissen und lässt den Charakter des gewachsenen Zustands des Klosters, den das andere Bild vermittelt, vermissen. Weil auf diesem Gemälde wieder keine Apsis erkennbar ist, aber auch keine Wirtschaftsgebäudedargestellt sind, muss das Bild mit der Prozession einen sehr bald folgenden Zustand wohl um 1720 abbilden.⁸ Das Problem dieser kurz aufeinander folgenden Datierungen der Bilder von 1719/1720 war der Forschung immer bewusst:⁹ Es würde bedeuten, dass im Kloster innerhalb kürzester Zeit umfangreiche Abbruch- und Baumaßnahmen durchgeführt wurden. Im Gegensatz zu dem im 18. Jahrhundert einsetzenden hohen Repräsentationsanspruch der Äbtissinnen, der in der Anlage des großen westlichen Ehrenhofs gipfelt, dominiert bei den vorgestellten Bildern die Kirche die Klosteranlage, auch wenn sie bereits von anderen Gebäuden eingezwängt erscheint.



Abb. 5 Kloster St. Marienthal mit Stiftsdörfern, um 1740, Öl auf Leinwand

Auf 1753 wird das dritte Bild, das das „Kloster mit Stiftsdörfern“ abbildet, datiert (Abb. 4, 5). Es zeigt eine vollkommen veränderte Klosteranlage, vermutlich der



Abb. 6 Erscheinung der Muttergottes vom Berg Karmel mit der hl. Teresa von Avila und dem hl. Simon Stock, Altarbild aus dem südlichen Seitenaltar der Mariä Himmelfahrtskirche in Ostritz, um 1676/86, Öl auf Leinwand



Abb. 7 Erscheinung der Muttergottes vom Berg Karmel mit der hl. Teresa von Avila und dem hl. Simon Stock, Detail, um 1676/86, Öl auf Leinwand

1730er–1740er Jahre.¹⁰ Neu ist die Ansicht des Klosters von Westen sowie die Betonung der drei gestaffelt hintereinander liegenden Gebäude der Propstei, der Abtei und des über dem Bereich des heutigen westlichen Ehrenhofs befindlichen Klostergebäudes. Hierbei handelt es sich vermutlich um einen Konventbau. Diese Gebäude treten in den Vordergrund; die Kirche wird verdeckt. Das Bild ist der neuen Äbtissin Theresia Senftleben 1738 von Propst Maletz im 24. Jahr seiner Tätigkeit gewidmet worden. Die Jahresangaben zu Ihrer Amtszeit (1737–1753) wurden erst später in das Bild eingeschrieben.¹¹ Der benannte Propst kam bereits 1714 nach Marienthal und kannte sicherlich die bisher beschriebenen Bauzustände des Klosters genau. Anscheinend wurde das Gemälde später übermalt, denn der Kuhstall mit dem Gesindehaus wurde erst unter Äbtissin Anastasia Rösler (1764–1784) errichtet. Gut erkennbar sind Pferdestall, Wagenremise und Brauerei.

Im Sommer 2007 haben der Restaurator Torsten Nimoth und der für das Kloster zuständige Gebietsreferent Udo Frenschkowski (beide Landesamt für Denkmalpflege Sachsen) in der katholischen Ostritzer Stadtkirche Mariä

Himmelfahrt, ein bis dahin kaum beachtetes Gemälde mit der Darstellung des Klosters „wiederentdeckt. Heute befindet es sich an der Wand neben dem südlichen Seitental, für den es 1686 gestiftet worden war.¹² Thematisiert ist darauf die Vision des Karmelitergenerals Simon Stock mit der hl. Teresa von Avila, dem die Jungfrau Maria vom Berg Karmel das heilsversprechende Skapulier reicht. Ein Engel überbringt zwei Skapuliere nach Marienthal und Ostritz. Diese Szene deutet auf die Gründung der Skapulierbruderschaft in Marienthal und Ostritz im Jahr 1676 unter der Äbtissin Anna Friedrich (1650–1690) hin (Abb. 6, 7).¹³

Das Ostritzer Bild zeigt das Kloster in der gleichen Weise, wie das bisher um 1720 datierte Bild „Kloster mit Prozession“. Allerdings scheinen die Situation und der Zustand der Gebäude getreuer wiedergegeben zu sein als auf dem bereits beschriebenen Gemälde. Bisher galt der auf dem letztgenannten Bild dargestellte Bauzustand des Klosters als der der Zeit um 1720. Es könnte sich aber auch um eine fiktive historisierende Wiedergabe der Klostergebäude handeln. So stellte sich die Frage, ob sich beide

Darstellungen nicht doch auf den Bauzustand des Klosters um 1676, in jedem Falle aber vor dem Brand, beziehen?

Das im Ostritzer Bild abgebildete Wappen ist zwar das Konventwappen Marienthals. Aus der 1761 veröffentlichten Genealogie der Marienthaler Äbtissinnen¹⁴ lässt sich aber schließen, dass es sich um ein personalisiertes Wappen handelt. Darauf verweisen Lilie, Gottesaue und Taukreuz in ihren bestimmten Positionen. Es handelt sich wahrscheinlich um das persönliche Wappen der Äbtissin Anna Friedrich (1650–1690). Auf deren Grabstein ist dieses Wappen ebenfalls zu sehen. Wenn das Bild, wie die Vision, die es darstellt, aus der Zeit dieser Äbtissin stammt, könnte es den Zustand Marienthals vor dem Brand von 1683 mehr oder minder realistisch wiedergeben. Stilistisch ist dieses Bildes dem letzten Drittel des 17. Jahrhunderts oder der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zuzuordnen. Aber viel spricht für eine Entstehung im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts. Eine genauere stilistische Einordnung und Datierung des Bildes steht jedoch noch aus.¹⁵

Wenn nun das Ostritzer Bild das Kloster in der Zeit um 1676, also vor dem Brand von 1683 abbildet, wäre die unter Clara Mühlwenzel entstandene Klosterdarstellung eine historisierende Wiederholung. Diese Deutung würde dann auch die schematische Darstellung des Klosters auf dem Bild erklären. Vielleicht entstand das Bild mit der Prozession im Jahr 1734, zur Zeit der 500-Jahrfeier des Klosters. Auf jeden Fall zeigen beide Bilder einen Zustand des Klosters vor 1736. Spätestens in diesem Jahr erhielt die Kirche ihre Apsis; in demselben Jahr wurde der Friedhof verlegt.¹⁶ Im Folgenden wird der auf beiden Bildern dargestellte Zustand des Klosters als der vor dem Brand angenommen.

Bildvergleiche

Das „Kloster mit Prozession“ und das Ostritzer Bild – Marienthal vor dem Brand 1683

Die beiden Bilder (vgl. Abb. 3, 6, 7) zeigen das Kloster Marienthal in sehr ähnlichem Zustand. Auf dem ersten ist eine Wallfahrt oder der Einzug von Geistlichen von Ostritz nach Marienthal zu sehen. Die Nonnen stehen vor dem Konvent und erwarten die Ankunft der Gäste. Das Ostritzer Bild zeigt die bereits genannte Vision des Karmelitergenerals Simon Stock.

Der Betrachter überblickt die Klosteranlage jeweils von Süden her. Im Hintergrund liegt die Stadt Ostritz. Vor dem Kloster fließt die Neiße und begrenzt das Areal. Die großen Satteldächer der Konventgebäude bestimmen das äußere Erscheinungsbild von Marienthal. Zusammen mit dem nördlich gelegenen, eventuell zweigeschossig ausgeführten Kreuzgangflügel¹⁷ sowie dem Ost- und Westflügel des Konvents umschließen die Klostermauern im Süden ungefähr den Platz des heutigen Kreuzganges. Vielleicht erleichterte ein zweigeschossiger Kreuzgang den Nonnen den Zugang von einem neuen Schlafhaus im Osten auf die westlich gelegene Nonnenempore. Hinter dem östlichen Konventbau schmiegt sich ein mit Pultdach versehenes Gebäude an die Kirchensüdseite bis zum platten Chorschluss an. Vermutlich handelt es sich hier um eine Sakristei. Der Westflügel des Konvents erstreckt sich weiter nach Süden als der Ostflügel. Es ist zwar möglich, dass es sich ursprünglich um einen zweigeschossigen Westbau handelte, wie ihn das Bild „Kloster mit Prozession“ wiedergibt, es kann aber auch einen späteren Umbau darstellen. Bemerkenswert sind drei an der Südseite des Westbaus befindliche Fenster, die eindeutig auf dem älteren Bild der „Vision“ erkennbar sind. Hier befand sich wohl das ehemalige Refektorium. Vielleicht war der in Ost-Westrichtung ausgerichtete Bau hinter dem Westflügel an diesen angeschlossen, so dass ein L-förmiges Gebäude entstand. Dieser Flügel scheint mit einem Walmdach versehen gewesen zu sein. Hinter dem Kreuzgang erhebt sich zwischen Westflügel und Kirche ein Bau an der Stelle des heutigen Äbtissinnenhauses sowie ein kleinerer, ebenfalls mit einem Satteldach versehener Bau. Der Westflügel verdeckt den Giebel des „Äbtissinnenhauses“ ein wenig.

Im Unterschied zu dem Bild mit der Prozession besitzt die Ostritzer Malerei keinen Wehrturm an der Südmauer. Dieses Motiv entstammt vielleicht dem 1719 datierten Bild und wurde nur zur besseren Darstellung des ehrwürdigen Alters des Klosters eingefügt. Die Malerei des Ostritzer Bildes wirkt freier und weniger schematisch als die Darstellung des späteren Gemäldes. Neben dem 1720 bildlich zum Klosterareal hinzugefügten Wehrturm sind noch weitere kleine Veränderungen festzustellen. Interessanterweise trägt der Verbindungsbau zwischen Kirche und Äbtissinnenhaus jetzt ein Walmdach; der Westflügel ist doppelgeschossig und der „Kreuzgang“ scheint zumindest sehr hoch zu sein. Auf beiden Bildern und dem im Folgenden beschriebenen Bild „Kloster von Mittag“

ist das Torgebäude zu sehen. Der platte Chorschluss der Kirche ist von zwei oben halbrund geschlossenen Fenstern und einem mittig darüber liegenden Okulusfenster gekennzeichnet.

Das Bild mit der „Vision“ und dessen spätere Nachahmung „Kloster mit Prozession“ zeigen ein für spätmittelalterliche Frauenklöster in Mitteldeutschland wohl typisches Bild. Es handelt sich um eine gewachsene Anlage, die keineswegs dem zisterziensischen Klosterideal entspricht. Es gibt nur einen Kreuzgangflügel und keine richtige Klausur. Allerdings wird die gesamte Klosteranlage von der Kirche bestimmt, die nachgewiesenermaßen in ihren Umgangsmauern mittelalterlichen Ursprungs ist.

„Das Kloster von Mittag“ und „Das Kloster mit Stiftsdörfern“ – Die Klosteranlage nach dem Brand von 1683

Ob der für das Jahr 1683 überlieferte Brand die Klostergebäude wirklich vollkommen zerstört hatte, ist unklar. Wahrscheinlich waren nur Kirche, Propstei, Äbtissinnenhaus und Teile des Konventbaus vom Feuer betroffen.¹⁸ Schönfelder berichtet in seiner Chronik zu Marienthal zwar von der totalen Zerstörung einiger Häuser (Kirche, Propstei, Äbtissinnenhaus, Konvent, Wirtschaftsgebäude, Schmiede und Schenke). Aber sicherlich mussten nicht sämtliche Gebäude von Grund auf neu errichtet werden.¹⁹ Zwei Jahre nach dem Brand soll bereits die Hälfte der Klostergebäude wieder aufgebaut gewesen sein (vgl. Abb. 1).²⁰ Barocke Neubauten kurz nach 1683 waren schließlich wohl nur das Äbtissinnenhaus und die Propstei.²¹ Dendrodaten, die aus dem Dach (Kehlbalkendach mit zweifach liegenden Stuhl) des Äbtissinnenhauses (1682d P12; 1683 (Sommerwaldkante) P13; 1750d P14)²² gezogen wurden, belegen, dass man deren Dach entweder noch im Brandjahr oder kurz darauf wieder aufbaute. In einer Umbauphase von 1750 wurde das Gebäude überformt und in Zusammenhang mit dem Konventbau gebracht. Inwieweit dabei der Dachstuhl erneuert oder neu errichtet wurde, ist noch nicht geklärt. Das bestätigen auch die Proben P12/P13, die aus dem Dachstück des Äbtissinnenhauses stammen, das in den nördlichen Konventflügel einbezogen ist. Die Dendrodaten der Propstei (1683d P24; 1714d P22; 1715d P23; 1781d P 26) geben keinen eindeutigen Hinweis auf deren Bauzeit. Den Proben zufolge ist der Westflügel um 1715 (1714d P22; 1715d P23) neu überdacht worden. Wahrscheinlich entstand er, wie bereits in der Forschung vermutet, neu. Bei

einer Erweiterung der Propstei nach Süden wurde das gesamte Dach des Westflügels neu geschaffen. Älter, wohl zwischen 1684 und 1685 entstanden, ist der sich an der Nordseite im rechten Winkel anschließende Flügel.²³

„Das Kloster von Mittag“ aus dem Jahr 1719

Das Kloster Marienthal zeigt sich nach dem Brand 1683 auf diesem Gemälde in ganz anderer Form als auf den gerade beschriebenen (vgl. Abb. 2). Die dargestellte Szene ist bisher leider nicht genau identifiziert: die Nonnen stehen in kleinen Gruppen auf dem alten, im Osten vor der Kirche gelegenen Friedhof und tragen Spruchbänder. Die Klosteranlage macht durch vor- und rückspringende Anbauten einen sehr unregelmäßigen Eindruck. Ihre genauen Konturen sind verzerrt wiedergegeben. Die Sicht auf das Geviert des Innenhofs und des vermutlichen Kreuzgangs wird weitgehend von einem turmbekrönten Refektorium im Süden und einem sich westlich daran anschließenden Gang verdeckt. Zwischen der Neißer und den im Süden gelegenen Klostergebäuden grenzt eine Mauer das Territorium ab. Sie führt in einem leichten Bogen vom Westbau bis zum Ostflügel und ist mit einem Wehrturm versehen. Im Osten des Hofes liegt in Nord-Südrichtung der Ostflügel des Konvents. Er springt im Süden vor die Flucht der beschriebenen Mauer und des Refektoriums und schließt, scheinbar im Westteil der Kirche, vielleicht im Bereich des Nonnenchors, an die Kirche an. Im Gegensatz zu dieser Darstellung befindet sich der Ostflügel in den bereits beschriebenen Gemälden sowie auch in der heutigen Klosteranlage weiter im Osten. Ähnlich, wie in den bereits erklärten Bildern liegt an der Südseite der Kirche hinter dem Ostflügel ein Gebäude mit Pultdach. Es kann sich um eine eventuell doppelgeschossige Sakristei handeln. Im Osten vor der Kirche befindet sich der im Süden, Osten und Norden von einer Mauer umgebene Friedhof. Im Westen des Hofes erstreckt sich in Nord-Südrichtung der zweigeschossige Westflügel des Konvents. Eng an diesen Westflügel angeschlossen überdachen in westliche Richtung drei verschieden hohe abgewalmte Dächer einen weiteren Baukörper. Das wohl neu errichtete Äbtissinnenhaus liegt rechtwinklig zum Westflügel. Zwischen Kirche und Äbtissinnenhaus steht ein kleineres Gebäude.

Auffällig ist, dass beinahe alle Gebäude des Klosters im Gegensatz zu den vorher beschriebenen Häusern Walmdächer besitzen. Wahrscheinlich beschloss man nach dem Brand von 1683, den Klostergebäuden dadurch



Abb. 8 Kloster St. Marienthal, Kellertonne nach Süden, spätestens um 1683 entstanden (Zustand 2007)

ein würdigeres Aussehen zu verleihen. Auch die Fensterachsen sind als regelmäßig angeordnet wiedergegeben. Es ist anzunehmen, dass nach dem Brand alle Dächer vollkommen neu gebaut wurden. Die Dendroproben bestätigen diese These zumindest insofern, als dass sich keine älteren Datierungen finden ließen. Merkwürdig erscheint in diesem Bild die Lage des nach Westen gerückten Kirchturms sowie dessen stark geschwungene Haube, die in einer Zwiebel endet. Im Vergleich zum heutigen Kirchturm besitzt jener noch keine zweite Laterne. Von den Kirchenfenstern sind nur noch die oberen Korbbögen erkennbar. Hinter der Friedhofsmauer liegt die Propstei. Das kleine Haus zwischen dem Pavillon und der Propstei wurde später in die Propstei eingefügt.²⁴ Das zweigeschossige Äbtissinnenhaus besitzt Fenster zum Innenhof, der wohl als Kreuzgarten genutzt wurde. Im Ostflügel belichtet ein halbrundes Fenster, das sich zwischen zwei hochrechteckigen Fenstern befindet, das zweite Obergeschoss. Wahrscheinlich war in diesem saalartigen Gebäude das ehemalige Dormitorium mit Mittelgang und seitlichen Zellen untergebracht. Das sich westlich anschließende eingeschossige Gebäude mit den oben halbrund geschlossenen Fenstern und dem Türmchen wird das Refektorium gewesen sein. Ein südlich vor die Friedhofsmauer vorspringendes Haus ist vielleicht als Infirmerie anzusehen. Vor der ebenfalls vorspringenden Südwand des Ostflügels und der Infirmerie steht ein turmartiges Haus, dessen hölzernes Obergeschoss auf einem Steinbau ruht, wohl ein Vorratsgebäude.

Wozu die drei westlichen Flügel des Westbaus genutzt wurden, ist nicht mehr nachvollziehbar. Vielleicht waren hier das Parlatorium und Wirtschaftsräume untergebracht. Kaum erkennbar begrenzt eine Mauer das Kloster vor dem Kubus im Westen. Am Westbau des Konvents

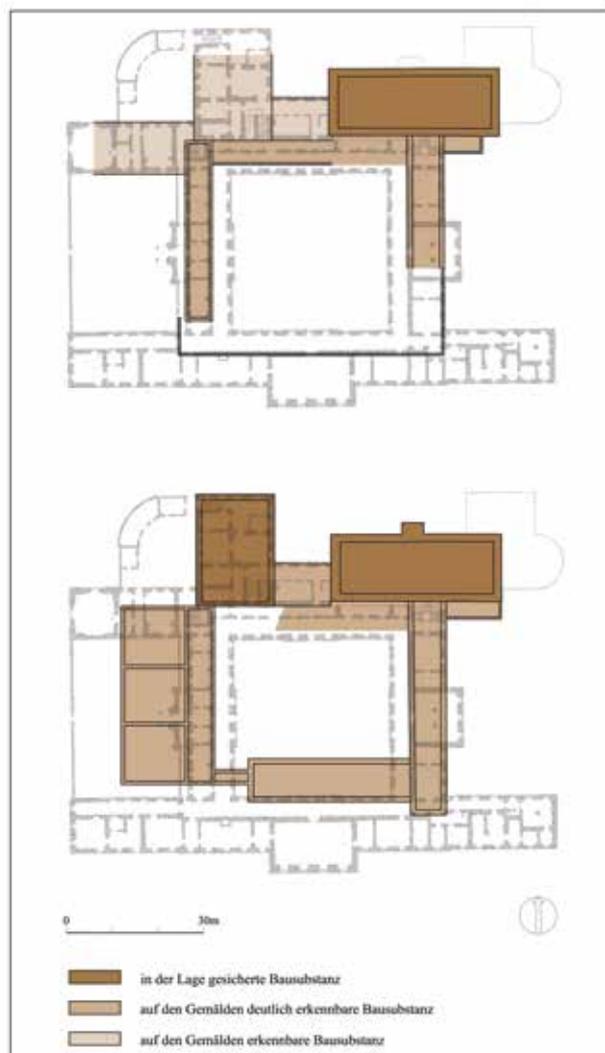


Abb. 9 Kloster St. Marienthal, Grundrisse zur Klosteranlage, oben um 1676, unten um 1719–1740

zeichnen sich deutlich drei halbrunde Bögen mit jeweils einem Fenster ab (vgl. Abb. 2). Auf diese tonnengewölbten Räume soll im folgenden Exkurs zu den Kelleranlagen genauer eingegangen werden.

Im Bereich des heutigen Ehrenhofes sind mindestens zwei verschieden alte Kelleranlagen auszumachen. Eine einheitliche Anlage befindet sich direkt unter dem heutigen Westflügel mit dem Mittelrisalit und entstand wahrscheinlich im Zusammenhang mit dessen Neubau 1743–1756. In westlicher Richtung an diese Kellerräume anschließend, liegen ältere (mittelalterliche?) Kellergewölbe, die keine einheitliche Struktur erkennen lassen. Leider ist vor allem die ehemalige Ausdehnung und Erschließung dieser Kellerräume unklar. Heute gelangt man durch einen barocken Eingang vom Drehegang aus in die Keller. Hier wären weitere Bauuntersuchungen dringend notwendig.²⁵

Interessant sind zwei tonnengewölbte Räume, die vielleicht im Zusammenhang mit der Abbildung „Kloster von Mittag“ stehen könnten. Beide nach Nord-Süd ausgerichteten Tonnen befinden sich versetzt hintereinander im älteren Kellerteil unter dem heutigen Ehrenhof. Eine der Tonnen, am ehesten die südlichere, könnte die auf dem Bild „Kloster von Mittag“ erkennbare sein. An der Nordseite, der nördlicher liegenden Tonne befinden sich zwei zugemauerte Fensteröffnungen, was auf ihre ehemals freistehende Lage schließen lässt und belegt, dass es sich bei dieser Tonne um die abgebildete handelt (Abb. 8). Allerdings ist im angenommenen Grundriss vor 1683 (Abb. 9) der südliche Keller als die dargestellte und damit auch als südliche Begrenzung angenommen worden, weil sie von den Bildern und den Proportionen her betrachtet, dafür eher in Betracht kommt. Die heute noch erhaltene Tonne wäre dann die einzig noch vorhandene von ehemals drei Gewölben und hätte in der Mitte gelegen.

Ein kleiner Gang verband den West- mit dem Südflügel und damit wahrscheinlich die Küche mit dem Refektorium. Westlich des Klosterareals steht ein von Dittrich Klose als Torhaus interpretiertes Gebäude, das von einer Freitreppe erschlossen wird. Ob in dieser Zeit westlich vor dem Kloster Wirtschaftsgebäude lagen, ist unklar. Das vom rechten Bildrand angeschnittene Fachwerkhaus kann nicht gedeutet werden.

Das Bild hält umfangreiche bauliche Veränderungen fest, die nach dem großen Brand 1683 bis 1719 stattfanden. Es existiert nun eine Art Kreuzgarten, wenn auch noch kein in sich geschlossener Kreuzgang. Der West- und Ostflügel wurden ausgebaut; der Südflügel mit dem eigens ausgezeichneten Refektorium und dem Dormitorium entstand neu, wie auch das Äbtissinnenhaus und die Propstei wohl neu errichtet wurden. Es entwickelte sich eine geschlossene Klosteranlage, deren Mittelpunkt, der Kreuzgarten, vom Kirchenbau dominiert wird.

„Kloster mit Stiftsdörfern“, Zustand der Klosteranlage vermutlich um 1740

Dieses Gemälde präsentiert die neue westliche Schauseite des Klosters in der Zeit um 1740 (vgl. Abb. 4, 5). Abgeschildert von den die Ansicht bestimmenden, treppenartig von Nord nach Süd vorspringenden Gebäuden der Propstei, dem Äbtissinengebäude, dem Anbau an den Westflügel und der Brauerei liegt kaum mehr sichtbar der Klausurbereich. Die Westseite des Klosters wurde

repräsentativ ausgestaltet. Im Vordergrund stehen der Pferdestall und die Wagenremise. Sie rahmen den Wirtschaftshof mit der Dreifaltigkeitssäule nach Westen hin ein. Die Nordecke des Hofes bilden der erst später entstandene Kuhstall und das Gesindehaus. Im Süden liegt die Mühle.

Alle Hauptgebäude sind zweigeschossig ausgeführt und von Walmdächern bedeckt. Die Propstei ist durch einen Mittelrisalit besonders ausgezeichnet. Ein kleiner Gang verbindet sie mit der Kirche. Das wohl ebenfalls von einem Mittelrisalit charakterisierte Äbtissinnenhaus dominierte die Klosteranlage. Heute schließen Dreiecksgiebel beide Gebäude nach oben hin ab. Diese entstanden wahrscheinlich erst im frühen 19. Jahrhundert. Vor dem eigentlichen Westflügel des Konvents, im Bereich des heutigen Ehrenhofs, liegt ein großer Baukörper. Drei nach Westen abgewalmte Dächer überdachen den Bau. In den Walmen sind Gaupen eingefügt, die Fenster nicht eindeutig einzelnen Achsen zuzuordnen. Eine kleine Mauer um das so genannte Abteihöfel umfängt den durch Äbtissinnenhaus und Westflügel gebildeten Raum. Die Brauerei ist auf U-förmigem Grundriss errichtet. Von der Klausur erkennt man nur das Türmchen des Refektoriums. Unklar ist, was in dem riesenhaften Westbau untergebracht gewesen ist und ob wirklich so viele Zellen für die Nonnen benötigt wurden.

Die Anlage Marienthals um 1738 entspricht in vielem dem 1719 datierten Bild „Kloster von Mittag“. Vor allem das Äbtissinnenhaus, die Propstei, der mit drei nach Westen abgewalmten Dächern versehene Westflügel und das Refektorium scheinen direkt auf einen Vorgängerbau zurückzuführen zu sein. Vielleicht ist die unklare Achsteilung der neuen Westfassade ebenfalls durch den älteren Vorgänger bedingt. Die Gemälde „Kloster von Mittag“ und „Kloster mit Stiftsdörfern“ spiegeln den Wunsch der Äbtissinnen wieder, nach dem Brand eine repräsentative einheitliche Klosteranlage zu schaffen. Man benutzte jeweils wohl ältere Bauteile und bezog sie in das neue Baukonzept mit ein. Einige Neubauten, wie die des Äbtissinnenhauses oder der Propstei sowie die farbige Fassung vervollständigten das Kloster zu einem einheitlichen Ensemble, dessen Schauseite spätestens seit 1740 die Westseite war. Es scheint, als ob man die bestehende Klosteranlage zwischen 1719 und 1738 ohne sehr großen Aufwand in ihrer Baugestalt vereinigt und farblich zusammengefasst hat. Interessant ist, dass der Maler eine neue Schauseite wählte und das Kloster von Westen her



Abb. 10 Äbtissin Theresia Senftleben mit einem Klostermodell, 1750, Öl auf Leinwand

abbildete. Vielleicht besitzt die Anlage bereits einen richtigen Kreuzgang. Leider ist nicht genau erkennbar, ob der Südflügel bis an den Westflügel heranreicht. Wahrscheinlich bindet immer noch nur eine Mauer oder ein Gang den Westflügel an das Refektorium. Das Walmdach des Refektoriums ist schemenhaft erkennbar. Unklar bleibt daher, ob der Südflügel bereits näher an die Neiße herangeschoben und dabei das Fußbodenniveau erheblich erhöht wurde. Dies ist allerdings unwahrscheinlich, da das einen völligen Neubau des Südflügels erfordert hätte. Innerhalb der Anlage gewinnen der westliche Konventbau, die Abtei und die Propstei zunehmend an Dominanz, während die Kirche immer mehr in den Hintergrund rückt.

Ein um 1750 entstandenes Porträt der Äbtissin Theresia Senftleben überliefert deren Pläne zum Klosterumbau (Abb. 10, 11). Das Bild zeigt im Hintergrund den geplanten westlichen Ehrenhof, der 1753 in ähnlicher Form ausgeführt worden ist. Allerdings beschränkte man sich auf einen weniger großartigen Mittelrisalit, als er im Gemälde



Abb. 11 Äbtissin Theresia Senftleben mit einem Klostermodell, Detail, 1750, Öl auf Leinwand

gezeigt wird. Anstatt des wie eine große Kirchenfassade wirkenden, mit Voluten geschmückten und bekrönten Risalits entstand ein weitaus reduzierterer Bau. Genau erkennbar sind aber der so genannte „Drehegang“ – ein Wirtschaftsgang, der den Nordflügel des westlichen Ehrenhofs und des Konventbaus mit dem Küchentrakt und dem Südflügel verbindet. Die fröhliche Farbgebung der Klostergebäude scheint mit der heute nach Befund rekonstruierten überein zu stimmen. Ob es die blaue Bemalung der Kuppeln und der oberen Abschlüsse der Dreiecksgiebel des Westbaus gegeben hat, ist allerdings unklar.

Zum barocken Neubau 1743–1756

Der Neubau bzw. die Neufassung der Klostergebäude in Marienthal verbindet idealerweise den barocken Repräsentationswillen mit der Grundidee des benediktinisch-zisterziensischen Klosterplanes (Abb 12).²⁶ Seit der Zeit der Klostergründung waren die Äbtissinnen bestrebt, Marienthal in eine geschlossene Anlage mit Klausur, Refektorium und allen zu einem Kloster gehörigen Räumlichkeiten umzugestalten. Der barocke Um- und Neubau des Konventbaus, des Äbtissinnenhauses und der Propstei sowie aller Wirtschaftsgebäude krönte dieses Vorhaben. Alle dendrochronologischen Proben belegen, dass der Westflügel ein Neubau vom Anfang der 1750er Jahre war.²⁷ Spätestens in dieser Zeit riss man den alten Südflügel ab und errichtete einen neuen Flügel, der, entsprechend dem heutigen Bau, näher an der Neiße lag. Um das Kloster vor Hochwasser zu schützen, musste das Gelände enorm erhöht werden. Dabei gerieten wahrscheinlich die im Bild „Kloster von Mittag“ von 1719 abgebildeten Tonnen unter die Erde und rückten in den Bereich des neu errichteten Ehrenhofes. Im Neubau präsentiert sich das Kloster mit der schlossähnlichen Westseite jedem

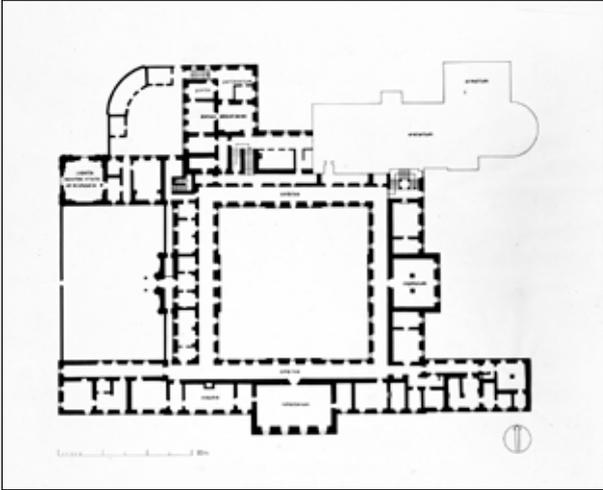


Abb. 12 Kloster St. Marienthal, Grundriss des Konventhauses, Erdgeschoss, nach Elisabeth Hütter (1970)

Ankömmling als Herrschaftssitz. Gleichzeitig ist zu fragen, ob der Ehrenhof, der nie öffentlich zugänglich war, überhaupt genutzt wurde. Hinter dem Mittelrisalit vermutet der Betrachter einen Saal. Er verbirgt aber eine einfache Holzterrasse sowie einen Längsgang, von dem Zellen nach dem Innenhof abgehen (vgl. Abb. 12). Der Innengrundriss widerspricht dem äußeren Anschein. Auch der vor dem Westflügel gelegene „Drehegang“, wo die Armenspeisung stattfand, banalisiert den Anspruch des Neubaus.

Von den Gemälden hergeleitete Grundrisse im Vergleich

Für die folgenden Erörterungen wurde versucht, aus den historischen Bildern Grundrisse abzuleiten. Diese Studien sind nur als Anregung für eine zukünftige Bauforschung zu verstehen und erheben keinen Anspruch auf Exaktheit.

Vergleicht man die aus den Bildern angenommenen Grundrisse mit dem heutigen, fällt die ähnliche Lage der früheren Nord-, Ost und Westflügel auf: Die Nordseite des Klosterareals war immer schon durch den mittelalterlichen Kirchenbau, den Verbindungsgang, die Sakristei sowie durch verschiedene Gebäude, welche wahrscheinlich als Vorläufer des Äbtissinnenhauses zu bezeichnen sind, ungefähr an ihrem heutigen Platz festgelegt. Inwieweit sich seine westliche Ausdehnung nach dem Brand veränderte, könnte nur eine Grabung klären. Wenn das ehemalige Äbtissinnenhaus genau so breit wie das nach 1683 errichtete gewesen ist, könnte die Länge des Nordflügels immer gleich geblieben sein. In den versuchsweise rekonstruierten Grundrissen sind die Länge sowie die Abfolge und die räumliche Begrenzung an der Nordseite von

Kirche – Übergangsbau – Äbtissinnenhaus entsprechend dem heutigen Bestand angenommen (vgl. Abb. 9). Auch der Ostflügel könnte sich heute noch ungefähr an seinem ursprünglichen Platz befinden. Vielleicht wurde er nur verlängert.

Inwieweit der Westflügel sich noch an seinem ursprünglichen Standort befindet, soll im Folgenden erörtert werden: Auf dem Ostritzer Bild der „Vision“ von um 1676 und dem der Prozession von 1720 (vgl. Abb. 3, 6, 7) steht an der Westseite des Ehrenhofs bereits ein schmaler Westflügel, der – entweder ungefähr in seiner Mitte oder etwas nach Norden verschoben – einen L-förmigen Anbau besaß. Sowohl das Gemälde „Kloster von Mittag“ (vgl. Abb. 2) als auch das Gemälde „Kloster mit Stiftsdörfern“ (vgl. Abb. 4, 5) zeigen auf dem Platz des heutigen Ehrenhofs einen großen E-förmig nach Westen ausgerichteten Baukörper, den drei nach Westen abgewalmte Dächern gliedern. Ob sich zwischen diesen Westflügeln Höfe befanden, ist nicht zu erkennen. Der eigentliche Westflügel des Konvents, befand sich wahrscheinlich an der gleichen Stelle wie der heutige. Allerdings war er wohl etwas schmaler. Der 1738 bereits sehr monumental wirkende Westbau war vielleicht vor dem Brand von 1683 schon zweigeschossig vorgebildet (vgl. Abb. 2). Legt man die angenommenen Grundrisse übereinander, scheint die östliche Wand des Westflügels im Ostritzer Bild mit der „Vision“ und dem von 1738 „mit Stiftsdörfern“ genau über der heutigen (wohl barocken) östlichen Kellerwand zu verlaufen, vorausgesetzt man nimmt an, dass das Äbtissinnenhaus bereits um 1676 seine heutige Breite besaß. Das bedeutet, dass sich die Wand vielleicht bereits vor 1683 an der heutigen Stelle befand.²⁸ Trotz aller Schwierigkeit, die ein nach Gemälden gezeichneter Grundriss in sich birgt, wäre es möglich, dass die westliche Mauer des Westbaus immer an der heutigen Stelle gestanden hat. Eine andere Möglichkeit wäre, dass man den barocken Neubau 1743 nicht auf bestehende Mauern errichtete, sondern – um die Räumlichkeiten solange wie möglich nutzen zu können – den neuen um den alten Bau herum legte.

Die Lage des Südflügels veränderte sich im Laufe der Zeit am meisten. Ob dieser Flügel anfangs ein rechteckiges Geviert oder gar keinen Hof abschloss, ist anhand der Bilder nicht zu erkennen. Wahrscheinlich verlief er direkt vor der Kirche und den sich westlich anschließenden Gebäuden. Im Bild „Kloster von Mittag“ von 1719 und in dem von 1740 zeigt sich bereits deutlich ein Geviert,

wenn auch kein richtiger Kreuzgang. Seine Spuren müssten sich durch archäologische Grabungen finden lassen.

Zur Klosteranlage im 19. und 20. Jahrhundert

Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts wird Marienthal fast ausschließlich in der Perspektive von Westen dargestellt. Zahlreiche graphische Darstellungen geben über die sich verändernde Anlage Auskunft. Auf die vielen, meist im 18. und 19. Jahrhundert entstandenen Graphiken soll hier nicht weiter eingegangen werden, weil die Darstellungen auf ihnen kaum Veränderungen aufweisen. Erst auf einer um 1850 entstandenen Lithographie nach Julius Möckel, bei Renner und Ketzschau verlegt, ist eine in dieser Zeit neu entstandene Freitreppe abgebildet.²⁹ Bis dahin führte ein großes Portal ins Untergeschoss des Westflügels. Das scheinbar einen Saal oder ein repräsentatives Treppenhaus beherbergende Obergeschoss des Mittelrisalits wurde im Innern von drei Fenstern belichtet.³⁰

Von baulichen Zerstörungen durch die zwei Weltkriege blieb das Kloster weitgehend verschont. Allerdings war die wirtschaftliche Existenz des Klosters nach dem Ersten Weltkrieg stark bedroht. Trotz aller Schwierigkeiten konnte es sich halten. Nachdem 1945 große Teile der Klosterbesitzungen durch die Oder-Neiße-Grenze an Polen gefallen waren, richteten die Schwestern ihr Augenmerk immer mehr auf karitative und erzieherische Aufgaben, die den eigentlichen Wirtschaftsbetrieb ersetzten, so das Kloster unentbehrlich werden ließen und lebensfähig erhielten.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde der seit 50 Jahren wirtschaftlich genutzte westliche Ehrenhof für die Ausbildung und Pflege von Behinderten umgebaut. Man erhöhte den Südflügel um ein Geschoss. An der Westseite war bereits vorher ein zweigeschossiger Bau als Waisenhaus entstanden. 1953 ersetzte ein eingeschossiger Bau an der gleichen Stelle das Waisenhaus und die Schwestern nutzten das Gebäude als Caritas-Heim. Durch das barocke Mittelportal war das Haus zugänglich.

Seit 1992 ist in den Wirtschaftsgebäuden des Klosters ein Internationales Begegnungszentrum eingerichtet. Um die eigentliche Gestalt des barocken Ehrenhofs wieder erkennbar zu machen, riss man die Heimgebäude 2006 ab und restaurierte die Fassaden in den Farben Ocker, Rosa und Gelb.³¹ Obwohl die Freitreppe nicht zum barocken Erscheinungsbild gehörte, ist sie aus praktischen Gründen wiedererrichtet worden. Dank einiger

barocker Fundstücke wurde die Brüstung der Westmauer in ihrer alten Form rekonstruiert.³²

In den letzten Jahren konnte das Kloster vor allem mit Hilfe der Denkmalpflege wieder in einen repräsentativen Zustand gebracht werden, der sich weitgehend an den barocken anlehnt. Seit mehr als 750 Jahren wird in Marienthal klösterliches Leben gepflegt. Jedes Jahrhundert veränderte das Kloster; aber die Barockzeit prägt das Aussehen Marienthals bis heute.

Zur Klosterkirche in St. Marienthal

Der heutige Kirchenbau entstand zwischen 1650 und 1690, sehr wahrscheinlich unter Einbeziehung größerer Teile aufgehenden Mauerwerks des mittelalterlichen Vorgängers.³³ Allerdings besaß der frühere Bau wohl bis ins zweite Viertel des 18. Jahrhunderts einen geraden Chorschluss.³⁴ Von der alten Kirche blieb nur ein zugemauertes Fenster im Westgiebel der Kirche erhalten. Es besitzt eine geputzte Innenlaibung, die mit Rankenwerk bemalt ist. Das aus der Mittelachse heraus etwas nach Norden versetzte Fenster endet ungefähr zwei Meter oberhalb des Kirchengewölbes.

Über den Innenraum der Vorgängerkirche kann nur spekuliert werden. Das Fehlen von Wölbungsanfängern spricht für eine Holztonne der Kirche.³⁵ Der äußere Umfang des Saals besaß ungefähr die Maße 12,60 × 30 Metern.³⁶ Nach dem Brand von 1683 konnte die Kirche wohl bis 1685 wieder in guten Stand versetzt werden.³⁷

Dank dendrochronologischer Untersuchungen ist der Dachstuhl des Kirchenschiffs genau datiert (1683d, 4 x; P4,5,7,8).³⁸ Die Zählung der Abbundzeichen geht von West nach Ost von 1–16, dann in der gleichen Richtung weiter – aber nun zurückgezählt – von 15 bis 7. Wahrscheinlich ging die Zählung sechs Gespärre weiter nach Osten. Es fehlen also noch sechs Gespärre von 1683 über dem Chorraum. An diese Dachkonstruktion schließen sich heute, von ihr konstruktiv leicht abweichend, 19 von West nach Ost gezählte Gespärre über dem Chorraum an.

Das niedrigere, zwischen 1729–1735 (1729 P1, 1735 P2, 1735 P3) errichtete Chordach überfängt eine im Inneren dreiseitig geschlossene, außen halbrunde Apsis.³⁹ Der ehemalige Ostabschluss ist auf Abbildungen aus der Zeit um 1700 noch immer platt dargestellt. Wahrscheinlich sind die fehlenden sechs Gespärre gedanklich zu ergänzen, so dass wiederum von einem platten Chorschluss auszugehen ist.⁴⁰ Erst mit dem Bau des Presbyteriums und der Sakristei zwischen 1720 und 1736 veränderte sich die

mittelalterliche Kubatur der Kirche und deren Innenraum. Aus der plattgeschlossenen Saalkirche entstand eine Wandpfeilerkirche mit vier kreuzgratgewölbten Jochen. Der aus der Mittelachse nach Norden verschobene Westeingang der Kirche sowie die halbrunden Fenster stammen wohl aus der Zeit der Äbtissin Anna Friedrich (1650–1690). Ob der Schaft des Turmes auch barocken Ursprungs oder bereits spätmittelalterlich ist, wäre noch zu untersuchen.⁴¹

Tiefgreifende Veränderungen erfuhr der Kircheninnenraum im Zuge der Erneuerungsarbeiten des Klosters für die 600-Jahrfeier von 1834 sowie 1854 und nach dem

Hochwasser 1897. Nachdem man die Kirche 1834 neu auskalkte, entstand – beraten von dem Breslauer Architekten Alexis Lang – ein vollkommen neues Ausstattungskonzept für die Kirche.⁴² Die neoromanische Ausmalung führte der Maler Karl Schall aus. Nach dessen Tod vollendete Theodor Hamacher das Werk.⁴³ Nach dem Hochwasser im Jahr 1897 wurde der Hochaltar entfernt. Man verkleidete die Wände mit Holzpaneelen. Zwischen 1898 und 1921 entstand die heute noch zu sehende neuromanische Ausstattung nach Plänen des Münchener Architekten Elsner.⁴⁴

Anmerkungen

* Der vorliegende Text gibt leicht verändert einen Aufsatz wieder aus: Denkmalpflege in Sachsen Mitteilungen des Landesamtes für Denkmalpflege Sachsen, Jahrbuch 2009, Beucha 2009, S. 13–22.

¹ Hütter, Elisabeth: Denkmalpflegerische Instandsetzung des Zisterzienserinnenklosters St. Marienthal. In: *Unum in Veritate et Laetitia*, Bischof Dr. Otto Spülbeck zum Gedächtnis. Leipzig 1970, S. 311.

² Im Sommer und Herbst 2007 konnte eine kleine Arbeitsgruppe des Landesamts für Denkmalpflege Sachsen (Franziska Koch, Claudia Ochocki sowie die Verfasserin) unter der Leitung von Torsten Remus im Bereich des westlichen Ehrenhofs, der wegen der neuen Freitreppe im Bau war, forschen. Auf Grundlage dieser Bauuntersuchungen entstand der vorliegende Beitrag.

³ Die folgenden Bildbeschreibungen beziehen sich in der Bezeichnung und Ausdeutung der Gebäude weitgehend auf die Darstellung der Architekten Brigitte und Dietrich Klose. Vgl. Klose, Dietrich und Brigitte: Studie zur Analyse von Umweltschäden und Erstellung einer Sanierungs- und Nutzungskonzeption über das Kloster Marienthal/Sachsen, Ostritz, 1997, S. 68–76; Magirius, Heinrich: Sankt Marienthal. In: Karlheinz Blaschke, Heinrich Magirius, Siegfried Seifert (Hg.): 750 Jahre Sankt Marienstern, Festschrift. Halle 1989, S. 299–321, spez. S. 302.

⁴ Klose (wie Anm. 3), S. 75.

⁵ Schönfelder, Joseph Bernhard: *Urkundliche Geschichte des Königlichen Jungfrauenstifts und Klosters St. Marienthal*. Ein Versuch. Zittau 1834, S. 178.

⁶ Schönfelder 1834 (wie Anm. 5), S. 184–186.

⁷ Klose (wie Anm. 3), S. 77; Magirius (wie Anm. 3), S. 302.

⁸ Klose (wie Anm. 3), S. 68, 75, 82.

⁹ Ebenda, S. 75 f.

¹⁰ Magirius (wie Anm. 3), S. 303; Klose (wie Anm. 3), S. 79–82.

¹¹ Klose (wie Anm. 3), S. 79.

¹² 1686 stiftete die Skapulierbruderschaft den Altar an der Südseite. vgl.: Winzeler, Marius: Das Wahrzeichen von Ostritz erstrahlt in neuem Glanz. Mariä Himmelfahrt – einer der kostbarsten Sakralbauten der Oberlausitz. In: *Ora et Labora*. Zeitschrift des Freundeskreises von St. Marienthal Heft 60, 2019, S. 6–12, hier S. 9.

¹³ Dr. Siegfried Seifert (1936–2013) interpretierte das Gemälde und machte damit die neue Einordnung der bekannten Marienthalbilder überhaupt erst möglich.

¹⁴ Augustin Bernhard Pfaltz: *Ehrentempel derer Hochwürdigem Abbatibinnen des Königlich Jungfräulichen Gestifts St. Marienthals, Cistercienser Ordens, an der Neisse bey Ostritz, im Marggrafenthum Oberlausitz*. Görlitz 1761, S. 23.

¹⁵ Wäre das Bild aber doch erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts zur Amtszeit der Äbtissin Theresa Senfleben (1737–1753) gemalt worden, würde es gut in deren Gedankenwelt passen. Diese Äbtissin veränderte zwar das Kloster baulich sehr stark, ließ aber gleichzeitig verschiedene historische Ereignisse darstellen, die von der Ehrwürdigkeit der königlichen Gründung Zeugnis ablegen. So ließ sie 1747–1751 einen Altar für die Kirche in Oberseifersdorf unter Verwendung von Figuren eines spätgotischen Altares errichten. Vgl. Magirius 1998 (wie Anm. 3), S. 308.

¹⁶ Klose (wie Anm. 3), S. 76. Klose meint, dass der Kirchturm eine neue achteckige Grundform habe und eine neue Haube besäße. Allerdings spräche eine neue Haube für eine spätere Datierung, nämlich in das Jahr 1734, in dem die 500-Jahrfeier des Klosters begangen und der Turm neu aufgesetzt wurde. In diesen Kontext würden auch die Bildthemen beider Bilder passen; nur die abgebildeten Gebäude stimmen dann nicht mit den aus den Quellen bekannten Wirtschaftsgebäuden überein.

¹⁷ Schönfelder (wie Anm. 5), S. 184–186.

¹⁸ Magirius (wie Anm. 3), S. 299.

¹⁹ Schönfelder (wie Anm. 5), S. 174; Klose 1997 (wie Anm. 3), S. 65; Magirius (wie Anm. 3), S. 67; Hier zitiert der Autor ein Schreiben der Äbtissin Anna Friedrich an den Kurfürsten von Sachsen, in dem sie die ungeheuren Brandschäden beschreibt, um einen Steuernachlass zu erwirken, der dem Kloster auch bewilligt wird.

²⁰ Aus dem Besuch des Propstes im Jahr 1685 kann vielleicht auf die teilweise fertig gestellte Propstei geschlossen werden. Vgl. Schönfelder (wie Anm. 5), S. 175; Klose (wie Anm. 3), S. 67.

²¹ Magirius (wie Anm. 3), S. 300.

²² Alle Holzproben wurden von Torsten Remus (Landesamt für Denkmalpflege Sachsen) im Herbst 2005 entnommen und im

- Labor von B. Heußner in Petershagen dendrochronologisch untersucht. (Der Buchstabe d steht hinter einer Jahreszahl für „datiert“. Damit ist diese Zahl als Ergebnis einer dendrochronologischen Untersuchung gekennzeichnet. P – Nummer der Entnahmestelle der Dendro-Probe
- ²³ Vgl. Magirius (wie Anm. 3), S. 304.
- ²⁴ Klose (wie Anm. 3), S. 68.
- ²⁵ Erste Forschungen nahm das Landesamt für Denkmalpflege Sachsen im Sommer 2007 während der Bauarbeiten zur neuen Freitreppe im westlichen Ehrenhof vor. Die Kellerräume unter dem westlichen Ehrenhof wurden vom Architekturbüro Dittrich und Brigitte Klose aufgemessen.
- ²⁶ Zur kunsthistorischen Einordnung und zu Anlagen ähnlich gestalteter Klöster vgl. Magirius (wie Anm. 3), S. 311–317.
- ²⁷ Die Proben entnahm Dr. Torsten Remus (Landesamt für Denkmalpflege Sachsen) im Herbst 2005. Sie wurden im dendrochronologischen Labor von B. Heußner ausgewertet.
- ²⁸ Aus dem 1719 entstandenen Bild ist die Ecksituation von Abtei und Westflügel nicht eindeutig erkennbar. Weil man aber fast jede Hausecke genau sehen kann, nur die zwischen Äbtissinnenhaus und Westflügel verunklärt ist, erscheint die Lösung des etwas in den Innenhof gerückten Westflügels plausibler als die ebenfalls mögliche These, dass der Westflügel mit seiner Ostwand etwas vor dem Äbtissinnenhaus stand.
- ²⁹ Bisher galt die Freitreppe als barock. Im Herbst 2006 entdeckten Torsten Remus und Franziska Koch (Landesamt für Denkmalpflege Sachsen), dass sie zum neubarocken Umbau des 19. Jahrhunderts gehört.
- ³⁰ Klose (wie Anm. 3), S. 115. Die Rampe war wohl 1898 noch vorhanden.
- ³¹ Magirius, Heinrich: Denkmalpflege im Kloster St. Marienthal nach der „Wende“ 1989–1999, in: Denkmalpflege in Sachsen = Mitteilungen des Landesamtes für Denkmalpflege Sachsen, Dresden 1999, S. 138–144, spez. S. 142; Vgl. auch den Dokumentationsbericht des Restaurators Torsten Nimoth aus dem Jahr 1996 im Landesamt für Denkmalpflege Sachsen.
- ³² Die Fundstücke der Treppenanlage und des barocken Geländers wurden von Torsten Remus und Franziska Koch ent-
- deckt. Sie sind bei den Abriss- und Bauarbeiten im Ehrenhof ausgegraben, aber nicht für wichtig erachtet und beiseite gelegt worden.
- ³³ Hütter (wie Anm. 1), S. 311.
- ³⁴ Vgl. die barocken Bilder aus der Abtei und der Pfarrkirche in Ostritz.
- ³⁵ Magirius, (wie Anm. 3), S. 299; Klose (wie Anm. 3), S. 65.
- ³⁶ Magirius (wie Anm. 3), S. 299.
- ³⁷ Schönfelder (wie Anm. 5), S. 175. Vom Kloster Neuzelle kamen vier neue Glocken für die Klosterkirche.
- ³⁸ Die dendrochronologischen Untersuchungen hat Torsten Remus im Herbst 2005 ausgeführt und beschrieben. Alle Holzproben wurden dendrochronologisch von Dr. B Heußner in Petershagen untersucht.
- ³⁹ Schönfelder (wie Anm. 5), S. 184–186; Hütter 1970 (wie Anm. 1), S. 311.
- ⁴⁰ Vgl. Anm. 3.
- ⁴¹ Magirius (wie Anm. 3), S. 304.
- ⁴² Ebenda, S. 318f.
- ⁴³ Zieschank, Georg: Geschichte des Königlichen Jungfrauenstiftes und Kloster St. Marienthal, Bautzen 1920, zum Kirchenumbau vgl. S. 31–33. Die Glasmalereien der Fenster und die Wandmalereien entstanden nach Plänen des Architekten Alexis Langer. 1862 entstand die neue Orgel von der Firma Franz/ Josef Fellner, Königswalde bei Ossegg. 1883 brachte die Firma Jehmlich neue Register ein.
- ⁴⁴ Zieschank (wie Anm. 42), S. 46–58; laut Magirius (wie Anm. 3), S. 318, wurden der Hochaltar (Tabernakeltypus) wohl nach München verkauft.

Abbildungsnachweis

1–4, 10, 11 LfD Sachsen, Bildsammlungen; **5, 7** Torsten Nimoth (LfD Sachsen); **6** Michael Schwarzbach, **8** Torsten Remus (LfD Sachsen); **9** Helga Schmidt (LfD Sachsen); **12** nach Elisabeth Hütter (wie Anm. 1).

BAROCKE BLÜTEZEIT – ARCHITEKTUR UND KUNST IN ST. MARIENTHAL 1740–1800

Marius Winzeler

Die Zisterzienserinnen-Abtei St. Marienthal nimmt eine herausragende Position in der Geschichte und Kunstgeschichte des historischen Markgraftums Oberlausitz und seiner Nachbarregionen ein, zumal bezogen auf das 18. Jahrhundert, als in klösterlichem Auftrag eine ganze Reihe herausragender Persönlichkeiten das bis heute prägende Erscheinungsbild von Ort und Herrschaftsgebiet formten.¹ Topographisch besetzt das Kloster eine wichtige Stelle im Flusstal an der alten Nordsüdverbindung zwischen Prag–Zittau–Görlitz und war bis 1945 durch einen alten Flussübergang auch mit den Dörfern östlich der Neiße sowie in Richtung Seidenberg/Zawidów und von dort nach Schlesien sowie nach Friedland/Frýdlant – Reichenberg/Liberec verbunden (Abb. 1). Konfessionell und kulturell stellt St. Marienthal einen historischen Sonderfall dar, ist es doch mit Ausnahme der zugehörigen und ebenfalls traditionell katholischen Stadt Ostritz – und heute der polnischen Nachbarschaft – von evangelischem Gebiet umgeben. Die ständische Verfassung der Oberlausitz und deren Bewahrung trotz politischer Machtwechsel führten zum bemerkenswerten Faktum, dass St. Marienthal heute das älteste, ununterbrochen bestehende Kloster des Zisterzienserordens in Deutschland ist. Allerdings sieht man der Anlage heute bis auf Situation und Grundkonzept den mittelalterlichen Ursprung nicht mehr an – sämtliche Baulichkeiten wurden im 17., 18. und 19. Jahrhundert weitgehend neu aufgeführt.² Ausgangspunkt dieser Erneuerung war ein Brand 1683, wonach es *„durch beschehene Christliche Beytrage so wohl der Uncatholischen als Catholischen hinwiederum erbauet worden.“*³ Der barocke Chronist verwies damit auf den Umstand, dass etliche Klosterdörfer evangelisch geworden waren, jedoch ebenso weiterhin der geistlichen Herrschaft unterstanden wie ihr protestantischer Pfarrer von der Äbtissin eingesetzt wurde. Entsprechend waren es Untertanen beider Konfessionen, die den barocken Wiederaufbau des Klosters ermöglichten und bewerkstelligten. Die Bauleute und Künstler hingegen kamen hauptsächlich aus Böhmen und Schlesien, woher auch die meisten Schwestern, Äbtissinnen sowie die Pröpste und Kapläne bis ins 20. Jahrhundert stammten.⁴ So zeigt sich

das Kloster heute im heiteren Gewand eines ländlichen, unverkennbar böhmisch geprägten Barock.⁵

Architektur

Der umfassende barocke Um- und Neubau des gesamten Klosters begann unter Äbtissin Anna III. Friedrich (reg. 1650–1690)⁶ mit der Wiederherstellung der Kirche und dem Neubau von Abtei und Propstei nach besagtem Brand von 1683. Bei beiden Gebäuden handelt es sich um großzügige, in der Erscheinung behäbige Baukörper unter hohen Walmdächern in der Art gleichzeitig entstandener Herrenhäuser in der Oberlausitz. Diese erste Bauphase war in erstaunlich kurzer Zeit bis 1685 abgeschlossen. Unter den folgenden Äbtissinnen Theresia I. Sommer (reg. 1690–1693), Martha II. Tanner (reg. 1693–1709), Agnes IV. von Hayn (reg. 1709–1720) und Klara Mühlwenzel (reg. 1720–1736) wurden das kleine „Lust“- oder Festhaus im Klausurgarten und der Dreifaltigkeitsbrunnen im Hof errichtet.⁷ Wenig später erfolgten die Erweiterung und Einwölbung der Kirche, der Anbau einer Sakristei (vollendet 1736) sowie die Erhöhung des für eine Zisterze ungewöhnlichen Kirchturmes mit seiner charakteristischen, doppelt geschweiften Haube (1743). An den Kirchenbauten war wohl der Schluckenauer Baumeister Zacharias Hoffmann (um 1678–1754) federführend beteiligt, der auch in St. Marienstern die barocken Um- und Erweiterungsbauten realisierte.⁸ Allerdings ist es bislang nicht gelungen, seinen Anteil an den St. Marienthaler Baumaßnahmen quellenmäßig nachzuweisen, so dass nur der formale Vergleich mit gesicherten Werken Hoffmanns für diese Zuordnung herangezogen werden kann.⁹

Beredtes Zeugnis für Frömmigkeit und geistigen Anspruch ist neben Klosterkirche und Abtei der 1728 angelegte Kalvarienberg mit seiner monumentalen Kreuzigungsgruppe, die zweifellos ein böhmischer, bisher aber nicht benennbarer Meister ausgeführt hat.¹⁰ Ausdruck stabiler und bedeutender Wirtschaftskraft sind ferner die hauptsächlich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts errichteten Wirtschaftsgebäude im äußeren Klosterhof: Beamtenhaus, Pferdestall, Wagenremise, Brauerei. Der zunächst nur notdürftig in Stand gesetzte Konventsbau



Abb. 1 Zisterzienserinnenabtei St. Marienthal, Luftaufnahme von Osten

mit seinen mittelalterlichen Bauteilen und Fachwerkhäusern des 16. und 17. Jahrhundert konnte jedoch erst in einer nächsten Etappe erneuert werden. Hauptsächlich ist diese Bauphase verbunden mit dem Namen der Äbtissin Theresia II. Senftleben (reg. 1737–1753), der eine Amtszeit in Frieden und Prosperität beschieden war und die diese günstige Situation für die Vollendung der Klosteranlage zu nutzen verstand.

Äbtissin Theresia II. stammte aus dem schlesischen Liebenthal/Lubomierz, wo ihr Vater Stiftssekretär des Benediktinerinnenklosters war. Sie setzte das bauliche Erneuerungswerk ihrer Vorgängerinnen fort, indem sie ab 1743 den Konventsbau mit den Gemeinschafts- und Wohnräumen der Schwestern zunächst als Vierflügelanlage neu aufrichten ließ. Eine Zeichnung des sächsisch-thüringischen Vedutenmalers Johann Alexander Thiele, entstanden wohl 1745 (Kulturhistorisches Museum Görlitz, Graphisches Kabinett),¹¹ sowie ein Vogelschaubild der Klosteranlage im Kranz der Stiftsdörfer (datiert 1751; Zisterzienserinnen-Abtei St. Marienthal)¹² zeigen die Klosteranlage nach Vollendung dieser Bauten von Nordwest. Zu diesem Zeitpunkt war die Westfront noch nicht mit ihrer reichen Fassadeninstrumentierung und den Kuppeln versehen, sondern präsentierte sich mit ihren drei

symmetrischen Querrisaliten unter abgewalmten Dächern und einer gemeinsamen Abschlusswand in den behäbig-schlichten Formen, die auch den Abteiflügel auszeichnen. Erst in den letzten Amtsjahren der Äbtissin Theresia II. Senftleben und unter ihrer aus dem sorbischen Prischwitz bei Crostwitz stammenden Nachfolgerin Scholastika Walde (reg. 1754–1764)¹³ hat sich dieser Zustand verändert: Zwischen 1752 und 1756 erhielt der Konvent seine charakteristische und wirkungsvolle Hauptschauseite (Abb. 2). Die beiden äußeren Seitenflügel wurden als Kopfbauten mit Säulenarchitektur und abschließenden Kuppeln hervorgehoben, ein entsprechender Seitenflügel vervollständigte die Symmetrie der Südseite zur Neiße in Richtung Klausurgarten. Der Mittelflügel der Westpartie wurde bis auf die Flucht des Konvents abgebrochen und dort als nur schwach vortretender Mittelrisalit mit geschwungener Front, Freitreppe und Giebel mit turmartigem, zwiebelbekröntem Mittelteil hervorgehoben (Abb. 3). Die kräftige Gliederung und der im Unterschied zu dem etwas älteren Konventsbau mit seinem feinen Fassadenrelief und Dekor weniger elegant wirkenden Dekorationen verweisen auf einen anderen Baumeister.

Während der eigentliche Konventsbau und zugehörige Gebäude den Einfluss bzw. die Nachwirkung des

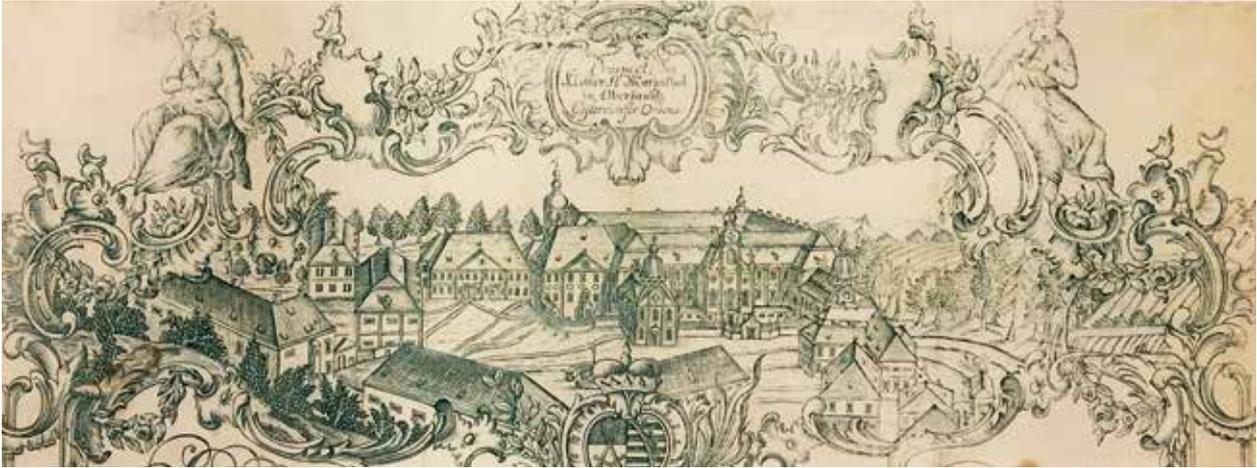


Abb. 2 Zisterzienserinnenabtei St. Marienthal von Westen, Kupferstich um 1770

genialen Johann Blasius Santini Aichel (1677–1723) zeigen, scheint an der Westfront eher die Formensprache Oktavian Broggios (1670–1742) aus Leitmeritz/Litoměřice nachzuhalten. Tatsächlich waren beide Architekten mit Klöstern des Ordens in Böhmen verbunden, zu denen im 18. Jahrhundert enge Beziehungen nach St. Marienthal bestanden: Santini Aichel wirkte in Plass/Plasy, woher im 18. Jahrhundert fünf St. Marienthaler Präpöste stammten, von denen insbesondere P. Joseph Maletz (amtierend 1714–1740) zu nennen ist; der Architekt war

aber ebenso für Saar/Žďar tätig, das Heimatkloster des Nachfolgers von Maletz, P. Bonifaz Prohazka (amtierend 1740–1768), und auch für Sedletz/Sedlec, dessen Abt Johann Reitknecht 1736–1753 den Titel des Visitators für St. Marienthal führte. Broggio fungierte als Klosterarchitekt von Ossegg/Osek, dem St. Marienthal nächst gelegenen Männerkloster des Ordens, wohin gleichfalls intensive Kontakte bestanden.

Allerdings waren weder Santini Aichel noch Broggio direkt für St. Marienthal tätig. Ihre Formensprachen wurden jedoch von Mitarbeitern und Schülern fortgesetzt, vereinfacht und adaptiert, so von dem bereits erwähnten Zacharias Hoffmann, der als Maurer möglicherweise in Plass unter Santini Aichel seine Karriere begonnen hatte und sein Architekturverständnis seinem Sohn Peter Paul Hoffmann (1714–1768)¹⁴ weitergab. Obwohl bisher keine Quellen den Namen der leitenden Baumeister des Konventbaus in St. Marienthal überliefern, ist vor allem an Vater und Sohn Hoffmann zu denken. Die Westfront ist mit den für diese beiden gesicherten Bauten allerdings nicht zu vergleichen und dürfte von einem anderen Baumeister stammen. Zu denken ist dabei insbesondere an Jakob Schwarz (1685–1766) aus Aussig/Ustí n.L., der als Polier unter Oktavian Broggio tätig war und nach dessen Tod zum Stiftsbaumeister von Ossegg avancierte.¹⁵ In dieser Funktion baute er 1751–1755 die Ossegger Pfarrkirche St. Peter und Paul. 1754 wirkte er zudem zusammen mit dem erwähnten Peter Paul Hoffmann an der Pfarrkirche St. Magdalena in Schönlinde/Krasná Lípa. Für seine Planung oder zumindest Beteiligung am Bau der St. Marienthaler Westfront sprechen Gliederungsformen und formale Details. Sein Fassadenentwurf für die Ossegger Pfarrkirche zeigt eine Pilaster- und Gebälkgliederung



Abb. 3 Zisterzienserinnenabtei St. Marienthal, Mittelrisalit der Westfassade



Abb. 4 Äbtissin Theresia II. Senftleben, Bildnis um 1750 (Zisterzienserinnen-Abtei St. Marienthal)



Abb. 5 Propst Bonifaz Prohazka, Bildnis um 1760 (Städtische Museen Zittau)

sowie kannelierte Kapitelle, wie sie ebenso am Mittelrisalit in St. Marienthal vorkommen.¹⁶ Auch die Fassade der Ossegger Patronatskirche in Janegg/Jeníkov weist ähnliche Details auf; sie wurde 1756–1763 von Jakob Schwarz erbaut.¹⁷ Obwohl diese Argumente für eine wesentliche Rolle Schwarz' in St. Marienthal sprechen, bleibt sein tatsächliches Wirken ungewiss.

Gesichert ist jedoch, dass neben den federführenden Äbtissinnen der erwähnte Propst Bonifaz den Bau des Westflügels entscheidend beeinflusste. So wird er auf dem 1750 entstandenen Bildnis der Äbtissin Theresia Senftleben neben ihr als „Stifter“ des Neubaus bezeichnet (Abb. 4). Und in einer 1761 geschriebenen Gratulationsschrift zum 50. Professjubiläum von Äbtissin Scholastika Walde heisst es: „So sind auch die Closter-Gebäude und die Creutz-Kirche, in einer neuen herrlichen Gestalt dargestellt worden, und zwar durch kluge und unermüdete Assistenz Sr. Hochwürden, Herrn BONIFACII PROHASKAE ...“¹⁸ Dies bekräftigt ein qualitativvolles, von einem unbekanntem Maler um 1760 geschaffenes Porträt des Zisterzienserpaters mit einem Plan der barocken Klosteranlage von St. Marienthal in der Hand – in einer Pose, wie sie bei Darstellungen von Architekten üblich war (Zittau, Städtische Museen; Abb. 5). Offensichtlich war dem Propst gerade diese Aussage des Bildes wichtig: dass er

in einer besonderen Rolle in Bezug auf sein Wirken für St. Marienthal für die Nachwelt festgehalten wurde.¹⁹ So liegt es nahe, ihm auch das ikonologische Konzept der Westfassade zuzuschreiben: Sie ist als Schauffront ohne funktionalen Bezug zur inneren Raumlagerung ausgebildet – hinter ihren Fenstern erstrecken sich Gänge –, mithin als eine Art Kulisse, deren Funktion es ist, den historisch legitimierten Rang der Abtei zu repräsentieren und als Ehrenhof dem Auftritt der Äbtissin (etwa zur Huldigung der Untertanen) einen herrschaftlichen Rahmen zu schaffen. Die Figuren der hll. Benedikt und Scholastika verweisen auf den ehrwürdigen Ursprung des Zisterzienserordens. Die lateinische Widmunginschrift an zentraler Stelle am vorschwingenden Mittelrisalit bezieht sich auf die königliche Fundation des Klosters, worauf ebenso das von den stilisierten lateinischen Buchstaben MV für Vallis S. Mariae gebildete Türmchen mit seiner einer Krone nachgebildeten Haube deutet.²⁰

Malerei und Plastik

Bemerkenswert ist nicht nur die in der Mitte des 18. Jahrhunderts entstandene Architektur in St. Marienthal, sondern vor allem auch die Ausstattung. Dabei setzt sich in allen Bereichen der bereits in der Architektur zum Ausdruck gebrachte Anspruch fort; Äbtissinnen und Pröpste



Abb. 6 Klosterbibliothek St. Marienthal, Blick nach Nordwesten (Landesamt für Denkmalpflege Sachsen, Dresden)

versuchten offensichtlich die historische Bedeutung ihres Klosters durch die Beiziehung regional und überregional herausragender Künstler und Kunsthandwerker nach innen und außen sichtbar zu machen. Nicht nur in Malerei und Plastik bestimmten dabei vor allem Meister mit böhmischen Wurzeln das Antlitz des Klosters, sondern auch in Raumdekor, Mobiliar und in kostbaren Paramenten und liturgischen Gerätschaften. So wurden bei führenden Goldschmieden Prags etliche Kelche, Monstranzen, Kreuze und Ringe in Auftrag gegeben; hier seien nur drei besonders schöne Arbeiten genannt: eine große Sonnenmonstranz von Martin Ketzner, Goldschmied in der Prager Altstadt, geschaffen 1743 laut Inschrift im gemeinsamen Auftrag von Äbtissin Theresia II. Senftleben und Propst Bonifaz Prohazka, ein im gleichen Jahr von derselben Auftraggeberin bei Caspar Gschwandtner auf der Prager Kleinseite bestellter Prunkkelch sowie eine jüngere Sonnenmonstranz in späten Rokokoformen mit reichem Edelsteinbesatz, geschaffen um 1784 vom Prager Goldschmied Josef Jakob Raspel im Auftrag der Äbtissin Maria Theresia von Hrzan und Harras (reg. 1784–1799) und des Propstes Gottfried Wimmer (amtierend 1780–1801) aus dem südböhmischen Kloster Goldenkron / Zlatá Koruna.²¹

Näher betrachtet werden soll an dieser Stelle vor allem die feste Innenausstattung der Klosterräume: An erster Stelle ist dabei die 1752 erfolgte Einrichtung der Bibliothek in Rokokoformen zu nennen, bei deren Raumgestalt man sich wohl an das Vorbild der 1725 vollendeten Prälaturbibliothek der Zisterzienserabtei Ossegg anlehnte, jene in Dimension und Reichtum der Ausgestaltung aber übertrumpfte: Mit den in die umlaufende Galerie eingebauten Regalen, dem eleganten Dekor in Weiß-Blau-Gold und dem grandiosen Deckenbild besitzt St. Marienthal



Abb. 7 Klosterbibliothek St. Marienthal, Regal „Ascetae et Moralistae“



Abb. 8 Franz Karl Palko, Äbtissin Agnes von Gersdorff stellt sich den Hussiten entgegen, Fresko von 1752 in der Bibliothek St. Marienthal (Landesamt für Denkmalpflege Sachsen, Dresden)

die räumlich bedeutendste Saalbibliothek eines deutschen Frauenklosters (Abb. 6).²² Dabei stellen das besagte Deckenbild und die wenig jüngere Ausmalung der Kreuzkapelle einen Höhepunkt der Kunstsinnigkeit und des historischen bzw. theologischen Anspruchs von Äbtissin, Propst und Konvent im mittleren 18. Jahrhunderts dar. Sie sind verbunden mit dem Namen von Franz Xaver Karl Palko (1724–1767), jenem wahrlich mitteleuropäischen Maler jener Zeit – geboren in Pressburg / Bratislava, tätig in Wien, Prag, München, Ungarn, immer wieder in Böhmen und zeitweise als Hofmaler in Dresden.²³

1749 war Palko nach Dresden berufen und dort 1752 zum Hofmaler ernannt worden. Im gleichen Jahr – noch bevor er 1753/54 Altarbild und Kuppelfresko der Kapelle des hl. Johannes von Nepomuk in der Dresdener Katholischen Hofkirche (Kathedrale) gemalt hatte²⁴ – schuf er in St. Marienthal sein erstes überliefertes Werk für die Bibliothek. Wer ihn für diese Aufgabe empfohlen hatte, ist nicht überliefert. Inhaltlich aber dürfte sein Bibliotheksfresko mit seiner originellen Komposition und historischen Programmatik erneut auf Propst Bonifaz Prohazka zurückgehen, den auch die lateinische Widmungsinschrift

an der Nordwand ebenso wie Äbtissin Theresia II. nennt. Dargestellt ist Äbtissin Agnes von Gersdorf (reg. 1426–1432) in ihrem Widerstand gegen die Hussiten – ein historisches Thema ohne eigene Bildtradition (Abb. 8).²⁵ Gemäß der legendarischen Chroniküberlieferung stellte Palko die Äbtissin dar, wie sie sich im Schutz und dank Intervention der Muttergottes den Hussiten entgegenstellt und vor dem brennenden Kloster bei einem symbolischen Säulendenkmal Zuflucht findet, worauf die Devise *Dei Religioni Regique semper fidelis* (Gott, der Religion und dem König ewig treu) zu lesen ist – doppeldeutig sowohl auf die mittelalterliche Geschichte bezogen als auch auf die Diasporasituation und den politischen Schutz des Klosters in der damaligen Gegenwart (Abb. 8). Formal und stilistisch vergleichbar theatralisch hat Palko in den Folgejahren auch für die Prämostratenserinnen in Doxan/Doksany (1755)²⁶ und die Zisterzienser in Königsaal/Zbraslav (um 1760)²⁷ wichtige Szenen aus der jeweiligen



Abb. 9 Franz Karl Palko, *Himmelfahrt Mariens*, Hochaltarbild in der Klosterkirche St. Marienstern, 1755



Abb. 10 Franz Karl Palko, *Aufrichtung der Ehernen Schlange und Kreuzerhöhung*, Fresko in der Kuppel der Kreuzkapelle St. Marienthal, 1756 (Landesamt für Denkmalpflege Sachsen, Dresden)

Lokalgeschichte in die Gegenwart transponiert und damit Identität und Tradition jener Ordenshäuser sichtbar gemacht. Daneben blieb er den Zisterzienserinnen in der Oberlausitz aber auch mit ikonografisch traditionelleren Werken verbunden: Im September 1755 erhielt Palko 1.000 Reichstaler für sein monumentales Hochaltarbild mit Darstellung der Himmelfahrt Mariens, welches er für die Kirche der zweiten Oberlausitzer Zisterzienserinnenabtei St. Marienstern gemalt hatte (Abb. 9).²⁸

Im Folgejahr war er erneut für St. Marienthal tätig: Im Auftrag der nunmehr amtierenden Äbtissin Scholastika Walde malte er die neu errichtete Kreuzkapelle aus, ein Kuppelatorium an der Westfront der Abtei, das der Verehrung eines aus dem 15. Jahrhundert stammenden Kreuzifix' und des hl. Michael gewidmet ist.²⁹ Palkos Kuppelausmalung ist auf das Patrozinium ausgerichtet: In den Zwickeln erscheinen Bilder der vier Evangelisten, im Mittelspiegel die Aufrichtung der Ehernen Schlange und die Kreuzesauffindung – beides sehr dynamisch und



Abb. 11 Daniel Martin, Skapulieraltar, 1748, Pfarrkirche St. Mariä Himmelfahrt Ostritz

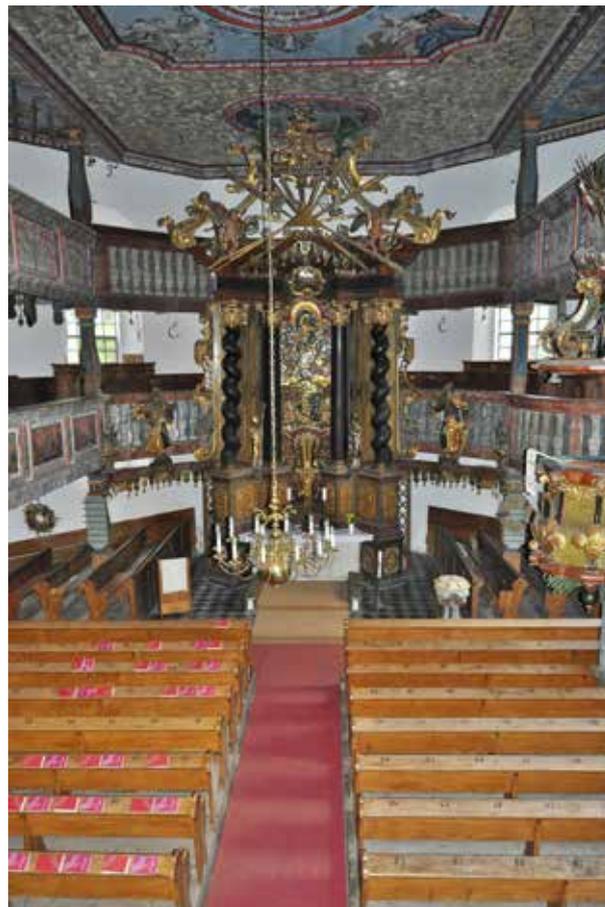


Abb. 12 Daniel Martin, Altar, 1747, evangelische Kirche Oberseifersdorf

dramatisch inszenierte Szenen (Abb. 10). In den Feldern dazwischen erscheinen Blumenbuketts und dekorative Rahmungen, die wohl von Palkos zeitweiligem Mitarbeiter Joseph Redlmayer ausgeführt wurden. In ihren duftigen Farben – farbensatt mit venezianisch geprägtem Kolorit –, der realistischen Dramatik und frischen Bewegtheit sowie in der ausgeprägten Physiognomik und Erzählfreude bestechen diese Werke bis heute. In der Oberlausitz gibt es keine weiteren Deckenmalereien dieser Qualität; einzig Palkos 1757 für die dem Niederlausitzer Stift Neuzelle unterstehende Pfarrkirche St. Laurentius in Seitwann/Żytowań ausgeführten Fresken waren allenfalls noch vergleichbar.³⁰ Das letzte Werk Palkos in der Region an der Lausitzer Neiße war sein Hochaltarbild der hl. Helena als Kreuzträgerin, das er 1761 für die Hl. Kreuzkirche in Reichenberg schuf.³¹ Die dortige Wiedergabe des hl. Kreuzes folgt in seitenverkehrter Anordnung genau derjenigen auf dem Kuppelbild der St. Marienthaler Kreuzkapelle.

Einen späteren Widerhall fanden zudem dann die dekorativen Teile der Kuppelausmalung von St. Marienthal in der evangelischen Kirche in Deutsch-Ossig (heute

Hoffnungskirche in Görlitz-Königshufen) von 1782–1784 – ihr Schöpfer war bezeichnenderweise der St. Marienthaler Staffierer und Maler Johann Joseph Schlappack, dessen Familie aus Liebenthal/Lubomierz in Schlesien stammte.³² Mitglieder dieser über mehrere Generationen in und um St. Marienthal tätigen Künstlerfamilie dürften auch einige Gemälde der großen Bildzyklen in Kreuzgang, Kapitelsaal und Refektorium des Klosters geschaffen haben, wozu aber weitere Untersuchungen erforderlich sind.³³ Dies gilt auch für die fast frühklassizistisch anmutenden und wenig von der Verspieltheit des Rokoko vermittelnden, vollständig polierweiß gefassten Skulpturen in den Stuckmarmornischen der Kreuzkapelle, deren Autor bisher nicht benannt werden kann: zu Seiten des Kreuzes die trauernden Maria und Johannes sowie gegenüber die hll. Maria Magdalena und Petrus als reumütige Büßer.

Als Zeitgenosse Palkos bildhauerisch in St. Marienthal tätig war der Kunsttischler und Bildschnitzer Daniel Martin (1700/01–1776), auf den die plastische und dekorative Ausstattung der Klosterbibliothek sowie zahlreiche im mittleren 18. Jahrhundert geschaffene Skulpturen in den übrigen Gemeinschaftsräumen und in der Kirche



Abb. 13 Ignaz Viktorin Raab, hl. Johannes von Nepomuk als Almosengeber, um 1770, Gemälde in der Propstei St. Marienthal (Landesamt für Denkmalpflege Sachsen, Dresden)

zurückgehen, allerdings wohl nicht die genannten Plastiken in der Kreuzkapelle. Außerhalb des Klosters war er aber im Auftrag der Äbtissin Theresia II. Senftleben auch Schöpfer mehrerer anspruchsvoller Altarretabel in den Patronatskirchen in Ostritz (Abb. 11), Oberseifersdorf (Abb. 12) und Jauernick.³⁴

Neben und nach den genannten Künstlern waren aber auch weitere Maler und Bildhauer böhmischer Herkunft in St. Marienthal beschäftigt. So hatte während der Regierung der aus Eger/Cheb stammenden Äbtissin Anastasia Roesler (regierend 1764–1784) Ignaz Viktorin Raab (1715–1787) etliche Aufträge erhalten. Raab, Mitglied der *Societas Jesu*, war in kirchlichen Kreisen in ganz Böhmen und Mähren als Maler von Altarbildern und Heiligenzyklen gefragt und schuf – mit wechselnden Mitarbeitern – ein immenses Werk, das zunächst die spezifisch böhmische Fassung des Rokoko repräsentierte und dann die Wende zum in der Farbe etwas kargeren und in der Bewegtheit etwas steiferen Frühklassizismus spiegelt.³⁵ Nachdem er bis 1770 am Prager Klementinum tätig war,

wirkte er verstärkt in Nordböhmen (u.a. Ossegg/Osek) und wurde nach der Auflösung des Jesuitenordens unter Joseph II. 1773 von den Zisterziensern im mährischen Welehrad/Velehrad aufgenommen, wo und von wo aus sein Spätwerk entstand.³⁶ Für St. Marienthal schuf er zuvor 1771 ein neues Hochaltarbild mit der Darstellung der Himmelfahrt Mariä (nicht erhalten), das Altarbild in der Kreuzkapelle mit der Darstellung des Erzengels Michael sowie eines von zwei riesigen Ölgemälden in der Propstei, das den hl. Johannes von Nepomuk als Almosengeber zeigt (Abb. 13) – das zweite mit Darstellung einer Apotheose der zisterziensischen Ordensheiligen dürfte hingegen von einer anderen (bisher unbekannt) Hand geschaffen worden sein. Wahrscheinlich war es zudem Raab, der 1772 den Zyklus der Ordensheiligen im Chorgestühl der Schwestern gemalt hatte³⁷ und ferner einige der weiblichen Heiligenbilder, die Schutzpatroninnen damaliger Schwestern darstellen und als Professgeschenke der Äbtissin die jeweiligen Zellen schmückten.³⁸



Abb. 14 Philipp Leubner, *Himmelfahrt Mariens*, 1773, Hochaltarbild der Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt Ostritz

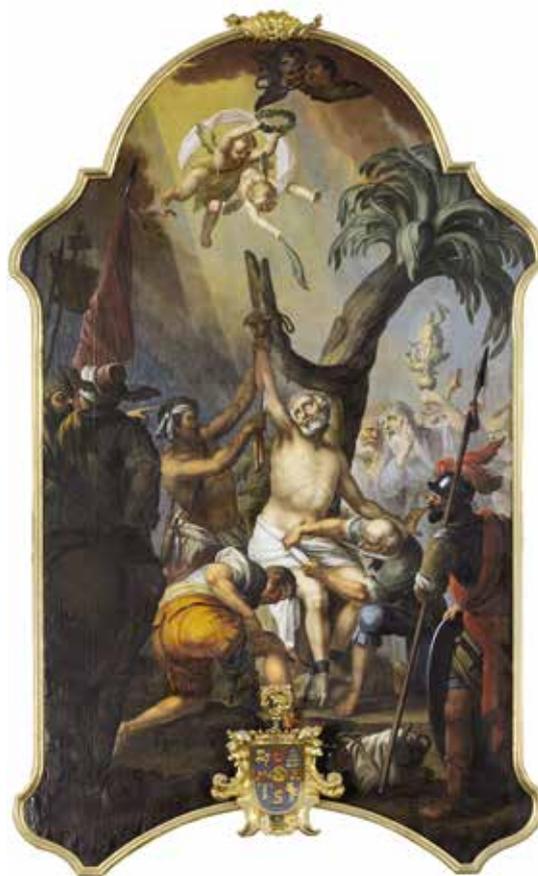


Abb. 15 Philipp Leubner, *Martyrium des hl. Bartholomäus*, 1780, Hochaltarbild der Pfarrkirche St. Bartholomäus in Königshain/Dziatoszyn

Zur gleichen Zeit und in den Folgejahren war neben Raab aber vor allem der Reichenberger Maler Philipp Leubner (1733–1803) für St. Marienthal tätig. Auf wessen Empfehlung er in das Kloster gelangt war, lässt sich in Ermangelung von entsprechenden Schriftquellen bislang nicht eruieren. Möglicherweise hatten seine Werke für das Servitenkloster Konojedy ihn als Schöpfer großformatiger Altarbilder bekannt gemacht, vielleicht hatten ihn regionale adlige Auftraggeber oder Geistliche wie der Reichenberger Dekan Anton Kopsch in die Oberlausitz vermittelt. Auf jeden Fall hatte Leubner bereits ein umfangreiches Werk an großformatigen Altarbildern in nord- und mittelböhmischen Kirchen realisiert, bevor er Aufträge für St. Marienthal übernahm.³⁹ Das erste datierte Werk Leubners für die Zisterzienserinnenabtei war das Hochaltarbild mit der Darstellung der Himmelfahrt Mariens für die gleichnamige Pfarrkirche in Ostritz – ein Auftragswerk der Äbtissin Anastasia Roesler 1773 (Abb. 15). Als Kollatur- und Patronatsherrin hatte sie in jenem Jahr die Errichtung eines neuen Hochaltars veranlasst, dessen Konstruktion vermutlich der Klosterschüler

Johann Gareis übernommen hatte, für dessen plastischer Schmuck aber ebenso wie für die Malerei erfahrene auswärtige Künstler beigezogen wurden – neben Leubner als Bildhauer Johann Hájek aus Münchengrätz (s. u.). Die offenbar erst 1786 vollendet Staffierung dürfte zudem auf ein Mitglied der lokalen Maler- und Vergolderfamilie Schlappack zurückgehen. Ikonografisch könnte sich Leubner am heute wohl verlorenen Hochaltarbild der St. Marienthaler Klosterkirche von Ignaz Raab orientiert haben. Vielleicht war ihm auch das bereits erwähnte, noch etwas ältere Gemälde gleichen Themas von Franz Karl Palko in St. Marienstern von 1755 bekannt. Offensichtlich fand jedenfalls Leubners Stil und Kunstauffassung den Gefallen der Äbtissin. So gab sie bei Leubner nicht nur einzelne kleinformatige Heiligendarstellungen in Auftrag, wie sie auch Raab geschaffen hatte, sondern ließ sich offenbar auch von Leubner porträtieren – das undatierte und unsignierte Bildnis der Anastasia Rösler, das stilistisch Leubner zugeschrieben werden kann, befindet sich bis heute in der Abtei St. Marienthal (Abb. siehe S. 28).

1780 gab Äbtissin Anastasia ein weiteres Hochaltarbild bei Leubner in Auftrag: Mit der Darstellung des Martyriums des Apostels Bartholomäus war es für die vom Reichenberger Baumeister Johann Joseph Kuntze 1765–1770 neu errichtete St. Marienthaler Patronatskirche in Königshain/Działoszyn bestimmt (Abb. 16).⁴⁰ Erneut war dabei Johann Hájek der bildhauerische Partner des Malers. Ikonographisch orientierte sich Leubner an den Deckenbildern von Johann Wenzel Spitzer von 1766 in der Pfarrkirche St. Bartholomäus in Grottau/Hrádek nad Nisou, die wiederum Franz Karl Palkos Bartholomäus-Zyklus von 1762 in der Pfarrkirche im ostböhmischen Hermannstädtel/Heřmanův Městec folgten.⁴¹ Vor allem aber nutzte Leubner das motivisch sehr ähnliche Grottauer Hochaltarbild als Vorbild, das Ignaz Raab geschaffen und wofür gleichfalls Johann Hájek die figürlichen Schnitzereien übernommen hatte (1772–1776).⁴²

Der bereits mehrfach erwähnte häufige Partner Raabs und Leubners bei deren Altaraufträgen, Johann Hájek (um 1734–1796), hatte seine Werkstatt in



Abb. 16 Pfarrkirche St. Magdalena in Seitendorf/Zatonie mit Hochaltar von 1799, Gemälde Hl. Magdalena am Kreuz Christi von Franz Gareis (heute in Liegnitz/Legnica, Priesterseminar)

Münchengrätz/Mnichovo Hradište und entstammte selber der Jelínek-Werkstatt in Kosmonos/Kosmonosy. In der Oberlausitz war er nicht nur im Auftrag der Äbtissin von St. Marienthal tätig, sondern auch für das Domstift St. Petri in Bautzen (Sakramentsaltar der Sakristei) und wahrscheinlich für Schirgiswalde (Pfarrkirche St. Mariä Himmelfahrt) sowie für St. Marienstern (Skulpturen in der Pfarrkirche St. Martin in Nebelschütz sowie in der Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt in Wittichenau). Mit zahlreichen Putti und schwebenden Engeln, Darstellungen des hl. Johannes von Nepomuk und anderer Heiligen hinterließ er zahlreiche, bisher noch längst nicht umfassend



Abb. 17 Franz Gareis, Kreuzigung, Gemälde am Kreuzaltar, 1799 (Zisterzienserinnen-Abtei St. Marienthal)

und systematisch erfasste Beispiele seiner liebenswürdigen Schnitzkunst des nordböhmischen Rokoko.⁴³

Im unmittelbaren Umfeld des Klosters, in Klosterfreiheit, siedelten sich damals meist aus Böhmen und Schlesien kommende Handwerker an, darunter Bauleute, Tischler und Schnitzer wie Daniel Martin, Stukkateure, Staffierer und Maler – so die bereits genannte Familie Schlappack –, die an den künstlerischen Aufträgen der Abtei und in deren Umfeld beteiligt waren. Aus diesem Milieu stammten auch die Künstlersöhne des Tischlermeisters Johann Gareis: die Maler Franz (1775–1803) und Anton Gareis (1793–1863) sowie der Bildhauer Joseph Gareis (1778–1844). Während Anton Gareis als Porträt- und Genremaler vor allem in Prag wirkte und Joseph Gareis hauptsächlich Grabdenkmäler in der östlichen Oberlausitz und in Schlesien schuf, war Franz Gareis – der bedeutendste der drei Brüder – auch für St. Marienthal tätig, wo er von Raab, Leubner und Mitgliedern der Familie Schlappack die ersten künstlerischen Impulse erfahren haben dürfte. Nicht zuletzt dürfte die Abtei zudem das Studium des jungen Künstlers in Dresden unterstützt haben, wonach Gareis dort, in Wien und Paris in wenigen Jahren große Erfolge erzielte, bevor er jung in Rom erkrankte und verstarb.⁴⁴

Die aus Prag gebürtige und hochgebildete Äbtissin Maria Theresia III. von Hrzán und Harras (reg. 1784–1799) scheint Gefallen am Werk des jungen Künstlers gefunden zu haben, denn sie stand als Auftraggeberin mindestens hinter zwei größeren Werken. Als unter ihrer Kuratel und auf Kosten des Klosters 1795–1796 die der hl. Magdalena geweihte Pfarrkirche des dem Kloster unterstehenden Dorfes Seitendorf/Zatonie neu errichtet wurde, sorgte sie sich auch um die Ausstattung.⁴⁵ 1798 erhielt der 23-jährige Franz Gareis den Auftrag für den Hochaltar das Bild der Kreuzigung Christi zu malen. 1799 wurde das Gemälde in einem reichen Rahmen, flankiert von zwei geschnitzten Engeln in der Kirche aufgehängt – dem zeitlich letzten Beispiel für den Typus des in Nord- und Mittelböhmen so verbreiteten Tabernakelaltars in der Region (Abb. 16).⁴⁶ Das große Werk erregte einiges Aufsehen. Die Fokussierung des Künstlers auf Magdalena als Zeugin des Todes Christi, als die wahrhaft Anteilnehmende stellt eine ungewohnte Sichtweise dar, überraschend umso mehr, als die Heilige größer gemalt ist als der trotzdem inhaltlich und kompositorisch den Schwerpunkt des Bildes ausmachende Kruzifixus. Dem Thema des Kreuzes widmete der Maler noch ein zweites größeres Werk: Ebenfalls 1799 schuf er

das Gemälde für den Kreuzaltar der St. Marienthaler Klosterkirche (Abb. 17); wenn man der Überlieferung glauben darf, so hatte er es dem Kloster geschenkt – vielleicht als Dank für den Seitendorfer Auftrag?⁴⁷ Jedenfalls fand auch hier der Tod Christi eine monumental-abstrahierte Darstellung: Der gestreckte Leib Christi erstrahlt in gleißendem, kaltem Licht vor tief dunklem Hintergrund, das goldene Lendentuch flattert bewegt, ein schwacher Nimbus umgibt das leicht geneigte Haupt mit der Dornenkrone. Direkte Anteilnahme fordernd, wird der Betrachter hier fast gezwungen die Rolle der Magdalena vom Seitendorfer Bild einzunehmen. Von einem weiteren, im gleichen Jahr 1799 wiederum im Auftrag der Äbtissin für das Kloster geschaffenen Altarbild haben sich nur Zeichnungen erhalten, es zeigte die Himmelfahrt Mariens.⁴⁸

Mit dem Tod der Äbtissin Maria Theresia von Hrzán und Haras 1799 und den folgenden kriegerischen Unruhen, dem Durchzug vieler Truppen, Hungersnöten und anderen existentiellen Sorgen ging die spätbarocke Glanzzeit St. Marienthals zu Ende. Es dauerte dann mehrere Jahrzehnte, bis im mittleren 19. Jahrhundert mit der romantischen Erneuerung der Klosterkirche in Rückbesinnung auf ein idealistisch verklärtes Mittelalter St. Marienthal noch einmal kurz auch im künstlerischen Sinn erblühte. Hatte man damals auch in der Kirche als dem geistigen Zentrum der Anlage den Spätbarock verdrängt, so blieb dieser mit seiner reichen Bilderwelt doch im gesamten übrigen Kloster und den umliegenden Patronatskirchen bis heute zu wesentlichen Teilen bewahrt. So vermag St. Marienthal bis heute von einer Epoche zu zeugen, in der sich im baulich-künstlerischen Zusammenklang Innovationswille und Traditionsbewusstsein in einzigartiger Weise verschränkten und stimulierten. Zudem spiegelt sich in der kostbaren künstlerischen Ausgestaltung die wechselhafte, von der besonderen konfessionspolitischen Situation ebenso wie den engen kulturellen Beziehungen zu den Nachbarländern zeugende Geschichte der Abtei. Im Rückblick erscheint die Kunstpatronage der Äbtissinnen und Propste von erstaunlicher Gestaltungskraft, beseelt von der Überzeugung, gerade im Umfeld eines Grenzlandes mit kleinteilig unterschiedlicher Konfessionsstruktur dem katholischen Barock eine starke Stimme zu geben, die eigene Geschichte nach innen und außen als Argumentation für die Existenz in der Gegenwart und Zukunft nutzbar zu machen und mit dem Engagement führender Künstler unterschiedlicher Herkunft Zeichen des eigenen Anspruchs und der eigenen Potenz zu setzen.

Anmerkungen

- ¹ Der vorliegende Beitrag ist eine geringfügig überarbeitete Version meines Aufsatzes „Blüte des Spätbarock in St. Marienthal. Architektur und Kunst im Klosterland. Zur Kunstpatronage der Zisterzienserinnenabtei 1740–1800“ in: ZUZANA ŠTEPANOVIČOVÁ / MARIUS WINZELER (Hg.): Philipp Leubner. Spätbarock an der Lausitzer Neiße. Liberec / Zittau 2015, S. 130–160. – Die Geschichte und Kunstgeschichte St. Marienthals ist bisher leider nach wie vor nur ansatzweise bearbeitet; eine umfassende Monographie fehlt und kann auch durch die aktuelle Publikation nicht ersetzt werden. Zur Klostergeschichte vgl. JOSEPH BERNHARD SCHÖNFELDER: Urkundliche Geschichte des Königlichen Jungfrauenstifts und Klosters St. Marienthal. Zittau 1834. – GEORG ZIESCHANK: Geschichte des Königl. Jungfrauenstiftes und Klosters St. Marienthal. Bautzen 1920. – AGAPE MENNE: Im Bannkreis Bernhards von Clairvaux. Salzburg 1953. – Zisterzienserinnenabtei St. Marienthal. Ein Führer durch das Kloster (SR. M. HILDEGARD ZELETZKI O.CIST.). Leipzig ³1991. – JAN ZDICHYNEC: Klášter Marienthal mezi králi, městy a šlechtou (1234–1547). In: LENKA BOBKOVÁ (Hg.): Korunní země v dějinách českého státu I. Integrační a partikulární rysy českého státu v pozdním středověku. Praha 2003, S. 166–218. – JAN ZDICHYNEC: Les abbayes féminines de la Haute-Lusace aux XVII^e et XVIII^e siècles. Les religieuses entre pouvoir temporel et spirituel au temps des réformes. Saarbrücken 2014.
- ² Zur mittelalterlichen Anlage siehe den Aufsatz von Andrea Sander in diesem Band, S. 41–53. Zu Anlage und Bau-geschichte St. Marienthals allgemein vgl. BRIGITTE UND DIETRICH KLOSE: Analyse der Umweltschäden und Erstellung einer Nutzungskonzeption für den Klosterhof St. Marienthal/ Sachsen (Schriftenreihe des Internationalen Begegnungs- und Bildungszentrum St. Marienthal 4). St. Marienthal 1997. Zukünftig zudem: LARS-ARNE DANNENBERG / STEFAN KRABATH / MARIUS WINZELER: St. Marienthal. In: Sächsisches Klosterbuch (in Vorbereitung).
- ³ AUGUSTINUS SARTORIUS: Verteutschtes Cistercium Bis-Tertium Oder Cistercienser Ordens=Historie. Prag 1708, S. 804.
- ⁴ JAN ZDICHYNEC: Die Herkunft der Insassinnen der oberlausitzischen Frauenklöster in der Frühen Neuzeit. Das Echo der Nachbarschaft zwischen der Oberlausitz und Böhmen. In: Böhmen – Oberlausitz – Tschechien. Aspekte einer Nachbarschaft. Hg. von Lars-Arne Dannenberg, Matthias Herrmann, Arnold Klaffenböck. (Neues Lausitzisches Magazin Beiheft 4) Görlitz / Zittau 2006, S. 131–141.
- ⁵ HEINRICH MAGIRIUS: Sankt Marienthal. In: KARLHEINZ BLASCHKE / HEINRICH MAGIRIUS / STEGFRIED SEIFERT (Hg.): 750 Jahre Kloster St. Marienstern. Festschrift. Halle (Saale) 1998, S. 299–319.
- ⁶ Äbtissin Anna III. Friedrich stammte vermutlich aus Lieben-thal/Lubomierz in Schlesien; vgl. SCHÖNFELDER 1834 (wie Anm. 1), S. 166.
- ⁷ Dazu der Beitrag von ARNOLD KLAFFENBÖCK in diesem Band S. 152–148.
- ⁸ MAGIRIUS 1998 (wie Anm. 5), S. 306 f.
- ⁹ PAVEL VLČEK (Hg.): Encyklopedie architektů, stavitelů, zedníků a kameníků v Čechách. Praha 2004, S. 241.
- ¹⁰ Dazu der Beitrag von HEIKE CLAASEN, HOLGER DAETZ, CARSTA MAHNKOPF und HENRIKE SCHWARZ in diesem Band, S. 113–122.
- ¹¹ MARIUS WINZELER: Die Zisterzienserinnen-Abtei St. Mari-enthal – Architektur und Kunst einer böhmisch-katholischen Insel in der Oberlausitz. In: Via sacra. Oberlausitz, Schle-sien, Böhmen. Festschrift für Dr. habil. Volker Dudeck zum 60. Geburtstag. (Mitteilungen des Zittauer Museums- und Geschichtsvereins 30) Görlitz / Zittau 2007, S. 111–127, hier S. 118.
- ¹² Zeit und Ewigkeit. 128 Tag in St. Marienstern, Katalog der Ersten Sächsischen Landesausstellung. Hg. von JUDITH OEX-LE, MARKUS BAUER, MARIUS WINZELER. Halle/S. 1998, Nr. 3.28 (Heike Schwerdel-Schmidt).
- ¹³ SCHÖNFELDER 1834 (wie Anm. 1), S. 189–192.
- ¹⁴ VLČEK 2004 (wie Anm. 9), S. 241.
- ¹⁵ Ebd., S. 595 f.
- ¹⁶ Oktavián Broggio 1670–1742 (Ausstellungskatalog: Litoměřice, Galerie výtvarného umění), Litoměřice 1992, S. 99, 108.
- ¹⁷ Ebd., S. 64 f.
- ¹⁸ PFALZ: Ehrentempel der hochw. Abbatissinnen des kgl. Jungfrauen=Gestifts St. Marienthals Cist.=Ordens. Görlitz 1761, S. 27.
- ¹⁹ MARIUS WINZELER: Zu einem Bildnis des St. Marienthaler Propstes Bonifacius Prohaska, Konventuale aus Saar / Žďár. In: Ora et labora. Informationsblatt der Freunde der Abtei St. Marienthal 42, Ostritz 2010, S. 9 f.
- ²⁰ Die Programmatik der Klosterarchitektur St. Marienthals fand bisher kaum Beachtung; vgl. dazu allgemein ULRICH FÜRST: Die lebendige und sichtbare Historie. Programmati-sche Themen in der Sakralarchitektur des Barock (Fischer von Erlach, Hildebrandt, Santini). (Studien zur christlichen Kunst 4) Regensburg 2002.
- ²¹ Auf weitere Vasa sacra und den kostbaren Paramentenschatz kann hier nicht eingegangen werden; vgl. UTE SCHWARZEN-BERGER: Liturgische Ausstattung der Stifte und Klöster in der Lausitz. In: BLASCHKE / MAGIRIUS / SEIFERT 1998 (wie Anm. 5), S. 361–376, insbes. 364–369.
- ²² EDGAR LEHMANN: Die Bibliotheksräume der deutschen Klöster in der Zeit des Barock. Berlin 1996, S. 146 f., 221.
- ²³ PAVEL PREISS: Franz Karl Palko (1724–1767). Ölskizzen, Zeichnungen und Druckgraphik. (Ausstellungskata-log: Salzburg, Barockmuseum) Salzburg 1989; – PAVEL PREISS: František Karel Palko. Život a dílo malíře sklonku středověkovporského baroka a jeho bratra Františka Antonína Palka. Praha 1999, S. 105–113, 276 f.
- ²⁴ PREISS 1999 (wie Anm. 23), Nr. 0-18, F-5.
- ²⁵ MAGIRIUS 1998 (wie Anm. 5), S. 315–317; – PREISS 1999 (wie Anm. 22), Nr. F-4.
- ²⁶ PREISS 1999 (wie Anm. 23), Nr. F-9.
- ²⁷ Ebd. Nr. F. 10.
- ²⁸ Zeit und Ewigkeit 1998 (wie Anm. 12), Nr. 4.105, S. 319 f. (Marius Winzeler); PREISS 1999 (wie Anm. 23), Nr. 0-24.
- ²⁹ MARIUS WINZELER: Die Kreuzkapelle – bedeutendste Raum-schöpfung des Rokoko in der Oberlausitz. Vollendung der barocken Klosteranlage St. Marienthal. In: Ora et labora 57, 2018, 9–11; Magirius 1998 (wie Anm. 5), S. 317; – Preiss 1999 (wie Anm. 23), Nr. F-8.
- ³⁰ Die Kirche wurde 1945 zerstört; Farbaufnahmen der Fresken sind nicht bekannt. Den Hinweis auf dieses bisher in der Palko-Literatur nicht bekannte Werk des Künstlers verdanke ich Herrn Dr. Winfried Töpler, Archiv des Bistums Görlitz.
- ³¹ PREISS 1999, Nr. 0-55; Entwurfszeichnung in der Graphi-schen Sammlung Albertina Wien, vgl. PREISS 1999 (wie Anm. 23), Nr. K-45.

- ³² HARTMUT RITSCHEL: Das Interieur der Kirche in der sächsischen Kulturlandschaft. In: Von Deutsch-Ossig nach Königshufen. Die Rettung einer Dorfkirche. Hg. vom Landesamt für Denkmalpflege Sachsen. Dresden 1998, S. 21–31, hier S. 30. – Die Liebenthaler Herkunft der Schlappacks überliefern die Einträge in den Ostritzer Kirchenbüchern, freundliche Hinweise von Herrn Tilo Böhmer, Ostritz.
- ³³ Diese qualitativ unterschiedlichen Gemälde wurden durch das Hochwasser 2010 schwer beschädigt und wurden in den Jahren danach unter Leitung von Dipl.-Rest. Sven Taubert restauriert, wobei zu hoffen bleibt, dass sie zukünftig auch eine kunsthistorische Bearbeitung erfahren.
- ³⁴ Zu Daniel Martin siehe MARIUS WINZELER: Die Seitenaltäre in der Pfarrkirche Ostritz und das Werk des Bildhauers und Kunsttischlers Daniel Martin aus St. Marienthal. In: ŠTĚPANOVIČOVÁ/WINZELER 2015 (wie Anm. 1), S. 308–324 und DERS., Die Barockkirche Oberseifersdorf und ihr Altar – eine kunstgeschichtliche Betrachtung. In: ALEXANDER WIECKOWSKI (Hg.): Oberseifersdorf. Klosterdorf – Barockkirche – Gemeindeleben. Bernstadt a. d. E. ²2015, S. 62–83.
- ³⁵ Das Schaffen Raabs ist wenig erforscht. PAVEL PREISS: Die böhmische Barockmalerei in der Lausitz, in: BLASCHKE/MAGIRIUS/SEIFERT 1998 (wie Anm. 5), S. 402–413, insbesondere S. 408 f., 412.
- ³⁶ KATEŘINA SUCHÁNKOVÁ: Ignác Raab na Velehradě, bakalářská práce, Masaryková Univerzita Brno 2008 (https://is.muni.cz/th/180692/ff_b/cele.pdf, letzter Zugriff am 5. 9. 2021).
- ³⁷ Bernhard von Clairvaux. Der Zisterzienserheilige zur und in der Kunst (Ausstellungskatalog: Kloster Eberbach, Abteimuseum). Eberbach 2003, Nr. 3 (Marius Winzeler).
- ³⁸ Eine Auswahl dieser Gemälde schmückt heute den Gang von der Abtei in das Oratorium der Kreuzkapelle.
- ³⁹ Zu Philipp Leubner siehe ŠTĚPANOVIČOVÁ/WINZELER 2015 (wie Anm. 1; dort insbesondere die Aufsätze von Jana Schlesingerová und Ivo Habán).
- ⁴⁰ CORNELIUS GURLITT: Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreiches Sachsen, Heft 29. Amtshauptmannschaft Zittau (Land). Dresden 1906, S. 98; JANA SCHLESINGEROVÁ: Philipp Leubner (1733–1803), in ŠTĚPANOVIČOVÁ/WINZELER 2015, S. 17–87, insbes. S. 73.
- ⁴¹ PREISS 1999 (wie Anm. 23), Nr. F-12.
- ⁴² KARL FRIEDRICH KÜHN: Topographie der historischen und Kunstgeschichtlichen Denkmale im Bezirke Reichenberg, Brünn 1934, S. 85; – Umělecké památky Čech 1, A–J. Praha 1977, S. 464. Die dort genannte Datierung des Hochaltarbildes vor 1768 ist unwahrscheinlich, da der gesamte Altar zwischen 1772 und 1776 entstand und Raab 1777 ein weiteres Altarbild für die Grottauer Pfarrkirche geliefert hat.
- ⁴³ Von Hajek stammten vermutlich auch die Skulpturen des spätbarocken Hochaltars, die sich zum Teil seit 1903 im Görlitzer Kaiser Friedrich-Museum (ab 1936 Städtische Kunstsammlungen) befanden, durch Auslagerung im Zweiten Weltkrieg jedoch heute verschollen sind. Zu Hajek vgl. MILOŠ SUCHOMEL: Pavel Zahradník, Archivní prameny o sochařské tvorbě Jana Hájka. In: Průzkumy památek 10 (2003), Heft 1, S. 3–46.
- ⁴⁴ Zu Gareis siehe KAI WENZEL: Zwischen Klassizismus und Romantik. Der Maler Franz Gareis (1775–1803). In: ŠTĚPANOVIČOVÁ/WINZELER 2015, S. 275–306, sowie KAI WENZEL/MARIUS WINZELER (Hg.): Zum Maler geboren. Franz Gareis (1775–1803). Gemälde, Zeichnungen und Druckgrafik eines Wegbereiters der Romantik. (Ausstellungskatalog: Görlitz, Kulturhistorisches Museum) Görlitz/Zittau 2003.
- ⁴⁵ GURLITT 1906 (wie Anm. 40), S. 229–234.
- ⁴⁶ Heute befindet es sich in Liegnitz/Legnica im Priesterseminar.
- ⁴⁷ Neue Bibliothek 1800, S. 119: „Die Kirche des Klosters seines Dorfes, die er schon 1798 mit einem Altarblatte, den Tod Christi am Kreuz vorstellend, beschenkt hat“. Im Kloster sind leider gemäß freundlicher Auskunft von Sr. M. Hildegard Zeletzki OCist. (†) keine Unterlagen mit näheren Angaben zu dem Gemälde vorhanden.
- ⁴⁸ RICHARD FÖRSTER: Franz Gareis. In: Neues Lausitzisches Magazin 89 (1913), S. 1–116, hier S. 35 f., 85.

Fotonachweis

1 Paweł Sosnowski; **3, 7** Marius Winzeler; **4, 13** LfD Dresden; **5** Jürgen Matschie; **6, 8, 10** LfD Dresden (Waltraut Rabich); **9** János Stekovics; **11** Gunter Oettel; **12** Gottfried Eifler; **14, 15** Michael Čtveráček; **16** Peter C. Birkner; **17** Michael Schlitt

DIE KLOSTERKIRCHE VON ST. MARIENTHAL – WANDLUNGEN EINES ZISTERZIENSERBAUS IN ACHT JAHRHUNDERTEN

Marius Winzeler

Die ordenstypische Anlage des Mittelalters sieht man St. Marienthal in seiner heutigen Ausgestaltung kaum mehr an – und doch ist sie in Situation und Grundkonzept erhalten geblieben. Lange hatte man angenommen, dass die Verwüstungen durch die Hussiten 1427 und die Brände von 1515 und 1683 die ursprüngliche Anlage völlig zerstört hätten, aber wie bei früheren Renovierungsarbeiten tauchten auch bei der letzten Erneuerung nach dem Hochwasser von 2010 in der Klosterkirche Teile des mittelalterlichen Ursprungsbaus auf und wurden sichtbar gemacht.¹

Das Kloster liegt topografisch reizvoll und malerisch an einer Biegung der Neiße, östlich begrenzt vom Bogen des Flusses, der heute auch die Landesgrenze zu Polen markiert, westlich geschützt von einem Hügelzug mit dem klösterlichen Weinberg und einem barocken Kalvarienberg. Die Klostergebäude breiten sich auf einer Terrasse über dem Ufer aus, die durch eine alte Straße in Nordsüdrichtung mit Ostritz und Görlitz und in der Gegenrichtung mit Hirschfelde und Zittau verbunden ist. Die Konventsgebäude liegen direkt am Ufer, während sich nordwestlich Gartenanlagen und südwestlich ein großer Wirtschaftshof mit den Verwaltungs- und Ökonomiegebäuden erstreckt. Wenngleich die heutigen Baulichkeiten hauptsächlich aus dem 17. und 18. Jahrhundert stammen und eine sehr wechselhafte Baugeschichte spiegeln, ist in der Gesamtsituation die ordenstypische Anlage des Mittelalters erhalten geblieben.



Abb. 1 Klosterkirche mit Turm und Schwesternfriedhof von Nordosten

Die mittelalterliche Klosterkirche

Die Kirche steht mittig an der Ostseite der Anlage, ist jedoch von der vorgelagerten Abtei, dem Äbtissinnenhaus und dem Propsteigebäude fast verborgen und nur durch den markanten, gegen die Ordensregeln verstoßenden Turm in der Gesamtanlage hervorgehoben.

Von der mittelalterlichen Klosteranlage sind der westliche Teil der heutigen Klosterkirche und die Nordmauer des angrenzenden Verbindungstrakts zur Abtei im aufgehenden Mauerwerk erhalten geblieben. Anhand

des Baubefunds und historischer Ansichten kann die gotische, wohl noch aus der Gründungszeit um 1230/1240 stammende Kirche als rechteckiger Saalbau in den Ausmaßen von ca. 12,6×30 m mit gerade geschlossener Ostpartie rekonstruiert werden. Eine für die Zisterzienser charakteristische dreiteilige Fenstergruppe mit zwei rund- oder spitzbogig geschlossenen Fenstern und mittig darüber angeordnetem Okulus hat das Sanktuarium beleuchtet. In der Westwand ist im Dachbereich ein Spitzbogenfenster mit Rankenmalerei in der Leibung erhalten, woraus abgeleitet werden kann, dass der gotische Kirchenraum mit einem offenen Dachstuhl oder einer Holztonne abgeschlossen war.

Wie in der heutigen Anlage befand sich auch im Mittelalter im Westteil der Kirche eine erhöhte Nonnenempore, der Schwesternchor, der mit den angrenzenden Konventsgebäuden verbunden war. Wahrscheinlich war die Kirche von den Zerstörungen durch die Hussiten 1427 und dem Klosterbrand von 1515 weniger betroffen als die

Konventbauten, so dass sie ihre gotische Grundform bis ins 18. Jahrhundert bewahrte.

Um 1670 bis 1680 erfolgte ein eingreifender Umbau, bei der das heutige Kreuzgratgewölbe eingefügt und wahrscheinlich auch der Turm auf der Nordseite angebaut wurden. Der Dachstuhl über dem Langhaus entstand nach dem Brand von 1683. In den 1730er Jahren wurde die Kirche nach Osten erweitert, und das von einem niedrigeren Dachstuhl abgeschlossene Presbyterium mit außen halbrundem Ostschluss wurde gebaut, die Sakristei nördlich angefügt und der Turm erhöht (auf der Wetterfahne datiert 1734, vielleicht zum 500-jährigen Gründungsjubiläum der Abtei). Baumeister war Zacharias Hoffmann aus dem böhmischen Hainspach/Lipová, der im Inneren die Gewölbeform des 17. Jahrhunderts fortsetzte. Der heutige Kirchenraum wird allerdings durch die historische Ausmalung und Neuausstattung geprägt, die in zwei Phasen 1858/59 und, bedingt durch das Hochwasser von 1897, in den Jahren 1898 bis 1906 bzw. bis 1921 entstanden sind.



Abb. 2 Nach der Hochwasserkatastrophe im Jahr 2010 freigelegte Fensteröffnungen des romanisch-frühgotischen Konventsbaus westlich der Klosterkirche

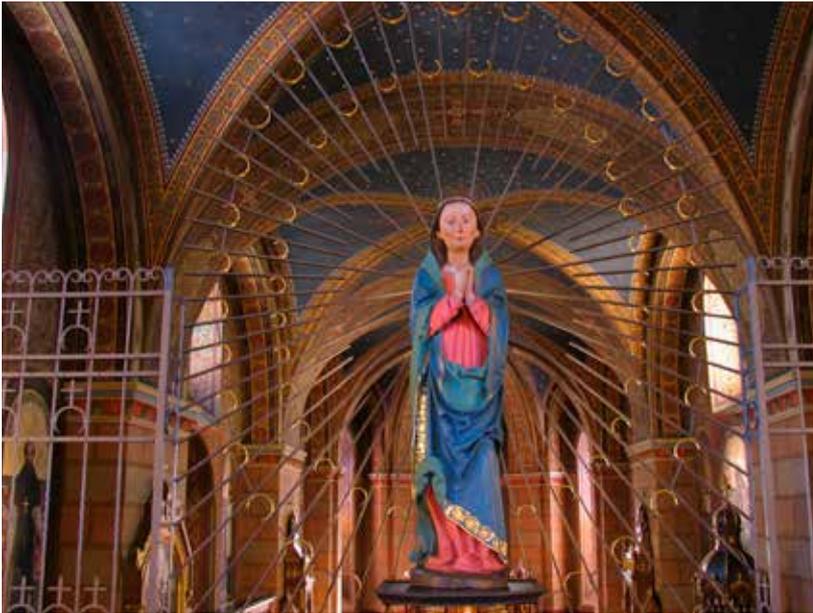


Abb. 3 Blick vom Schwesternchor im Obergeschoss in die Klosterkirche mit spätgotischer Skulptur der Maria als Tempeljungfrau

Die Innenausstattung

Im Unterschied zur Oberlausitzer Schwesterabtei St. Marienstern blieb in St. Marienthal von der liturgischen und künstlerischen Gründungsausstattung fast nichts erhalten. In Ermangelung von Quellen, Beschreibungen und materiellen bzw. archäologischen Befunden ist – bis auf jüngst aufgefundene Fundamente des Hochaltars im



Abb. 4 Standort des Altars in der mittelalterlichen Klosterkirche

mittleren Bereich des Presbyteriums – eine Aussage über die einst vorhandenen Altäre in der Klosterkirche nicht möglich. Die heutige Kirchengestaltung stammt weitgehend aus dem 19. Jahrhundert (1858/59 und 1898–1906), die Stipiten und Mensen der Altäre könnten höchstens auf die Zeit des Kirchenbaus vor 1736 zurückgehen. Neben dem der Himmelfahrt Mariens geweihten Hochaltar befinden sich im Sanktuarium nördlich ein Herz Jesu- und südlich ein weiterer Marienaltar, davor im Presbyterium Bernhards-, Josefs-, Annenaltäre und gegenüber der Kanzel der Kreuzaltar. Sämtliche Altaraufbauten enthalten Reliquien,

die im 18. und 19. Jahrhundert nach St. Marienthal gelangt sind.

Den Schwesternchor schmückt anstelle eines Altars die in das Gitter eingelassene monumentale spätgotische Figur der Maria als Tempeljungfrau (um 1510–1520). Der vorherige neobarocke Altaraufbau befindet sich in der Wallfahrtskirche Rosenthal bei Kamenz.

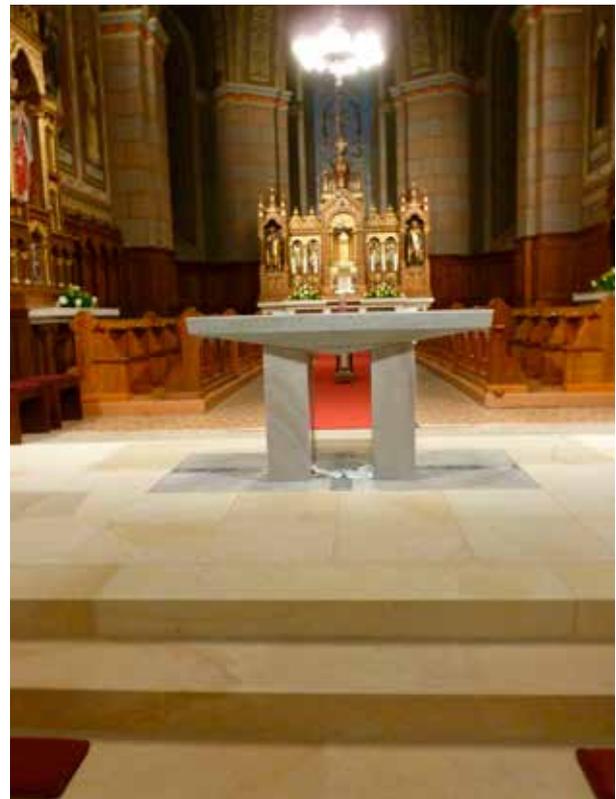


Abb. 5 Der nach der Hochwasserkatastrophe 2010 neu errichtete Altar



Abb. 6 Wetterfahne der Klosterkirche von 1734 mit habsburgischem Doppeladler als Zeichen der kaiserlichen Schutzmacht

Die neoromanische Kanzel der Klosterkirche stammt wie der größte Teil der übrigen Ausstattung aus der Zeit nach dem Hochwasser 1897 und wurde von Joseph Elsner entworfen. Ein Taufstein ist nicht vorhanden, da in Zisterzienserkirchen das Taufsakrament in der Regel nicht gespendet wird.

Glocken und Orgel

Weder von Glocken noch von Orgeln sind mittelalterliche Reste oder schriftliche Überlieferungen bewahrt worden. Die älteste Nachricht über das Geläut ist die aus dem Jahr 1685 über die Weihe von drei Glocken, von denen die im selben Jahr von Abraham Sievert in Görlitz gegossene Seigerglocke im Kirchturm erhalten geblieben ist. Die zweite Seigerglocke ist 1734 entstanden. Das eigentliche vierteilige Geläut hat Friedrich Gruhl 1858 in Kleinwelka gegossen; davon gibt es noch zwei Glocken: a' und a". Für

zwei zu Rüstungszwecken im Zweiten Weltkrieg eingeschmolzene Glocken hat Franz Schilling in Apolda 1961 Ersatz geliefert: cis" und e".

Über ältere Orgeln fehlen Nachweise. Bis 1881 hat man im Kloster vor allem Instrumentalmusik gepflegt, auch die liturgische Begleitung auf Trumscheiten, den so genannten Nonnengeigen, wovon einige noch vor Ort und drei Exemplare im Leipziger Musikinstrumentenmuseum erhalten sind. Die heutige elektronische Orgel stammt aus dem 20. Jahrhundert.

Wand- und Glasmalerei

Älteste Reste von Wandmalereien sind die Ranken am ehemaligen Westfenster der Klosterkirche (s. o.). Mittelalterliche Glasmalerei ist nicht erhalten geblieben. Bedeutend ist die den Innenraum heute dominierende Ausmalung der Klosterkirche aus dem 19. Jahrhundert, auf die an anderer Stelle eingegangen wird (siehe S. 70).

Restaurierung und Modernisierung des Kircheninneren

Während der letzten Restaurierungsarbeiten (2010–2014) in der Klosterkirche ergaben sich zahlreiche Neuerkenntnisse zum Bau und seiner Geschichte. Bei den Eingriffen in den Boden konnten archäologische Untersuchungen angestellt werden. Die Innensanierung wurde zudem zum Anlass genommen, den Kirchenraum liturgisch neu zu ordnen: zum Höhepunkt wurde die Aufstellung eines neuen Zelebrationsaltars aus schlesischem Marmor, der über den Fundamenten des mittelalterlichen Hochaltars errichtet worden ist. Er wurde von Dieter Schölzel, Dresden, entworfen, wobei die Ausführung in den Händen des Ostritzer Steinmetzmeisters und Restaurators Hans Herbig lag. Eine neue Beleuchtung bringt zudem die besondere Stimmung des Kirchenraumes wieder angemessen zur Geltung.²

Anmerkungen

¹ Der vorliegende Beitrag ist eine überarbeitete Version eines Textes des Autors, der unter dem Titel „Wandlungen eines Zisterzienserbaus in acht Jahrhunderten. Reste der mittelalterlichen Klosterkirche treten zutage“ erschienen in: *Ora et labora* 48 (2013), S. 7–13. Auf weitere Nachweise wird im Folgenden verzichtet.

² Dazu ausführlicher Sven Taubert: *Katastrophe als Chance. Die Klosterkirche ist schöner denn je zuvor*. In: *Ora et labora* 50 (2014), S. 7–11.

Fotonachweis

1 Michael Schlitt; 2, 4 Gisela Rieck, 3 Torsten Fechner

„DIE HEILIGKEIT ... ZUR ANSCHAUUNG ZU BRINGEN“ – DIE HISTORISTISCHE ERNEUERUNG DER ST. MARIENTHALER KLOSTERKIRCHE IM 19. JAHRHUNDERT

Marius Winzeler

Die mit dem Wiener Kongress 1815 verbundene Teilung des Markgraftums Oberlausitz in einen sächsischen und einen preußischen Anteil hatte auch für die Klöster nicht nur verwaltungstechnisch, sondern auch in die Konstitution eingreifende Auswirkungen.¹ Ihre Existenz blieb jedoch gesichert. Während das Magdalenerinnenkloster Lauban/Lubań nur mit dem Kompromiss staatlicher Oberaufsicht und Legitimation durch Krankenpflege bestehen blieb, vermochten die im sächsischen Landesteil verbliebenen Klöster ihre kirchliche Autonomie weitgehend zu bewahren.² Auch ihnen wurden jedoch verstärkt soziale Aufgaben und insbesondere die Bildung der Untertanen aufgetragen. Schon 1802 hatte St. Marienstern vor dem Tor des Klosters die erste Grundschule für Kuckau gegründet.³ Auf Initiative von Äbtissin Vincentia Marschner und dem der Aufklärung verpflichteten Propst und späteren Abt von Ossegg/Osek, Salesius Krügner, entstand dann 1826 ein Erziehungsinstitut für zwölf sorbische Mädchen, die von den Schwestern hauptsächlich in Handarbeiten unterrichtet wurden. 1837 erfolgte die Gründung des Instituts St. Joseph, das sich in der Folgezeit zu einer angesehenen Handels- und Haushaltungsschule für Mädchen entwickelte, jedoch 1941 aus politischen Gründen aufgelöst wurde. Auch in St. Marienthal mussten sich die Schwestern im Nachgang der Aufklärung und mehrfach drohender Auflösung der Institution von staatlicher Seite verstärkt Aufgaben der Fürsorge und Bildung zuwenden, wie es die Gründung von Krankenhäusern und Schulen im Gebiet der Klosterherrschaft zeigen. Seit 1838 führten die Schwestern selbst eine Mädchenschule, zudem versorgten sie Waisenkinder.⁴

Parlamentarisch versuchte Aufhebungsbestrebungen 1848

Die konfessionelle Sondersituation und die grenzüberschreitende Ordensverbindung nach Böhmen waren sächsischen Abgeordneten ein Dorn im Auge. Ein 1848 vorgebrachter Antrag im sächsischen Landtag zur Auflösung

der Lausitzer Klöster und zum Einzug von deren Stiftungsvermögen wurde allerdings nicht angenommen – Interventionen von Seiten des Ordens, der katholischen Kirche und zahlreicher Fürsprecher vermochten die drohende Säkularisierung zu verhindern.⁵ Die jahrhundertealten Sonderprivilegien des Klosters und der Oberlausitz kamen noch einmal zur Geltung, da der sächsische Staat nicht nur gegenüber dem Kloster, sondern auch gegenüber dem österreichischen Kaiser zur Einhaltung der seit 1635 verbindlichen Bestimmungen bezüglich Schutzes bestehender Konfessionsverhältnisse verpflichtet war.⁶

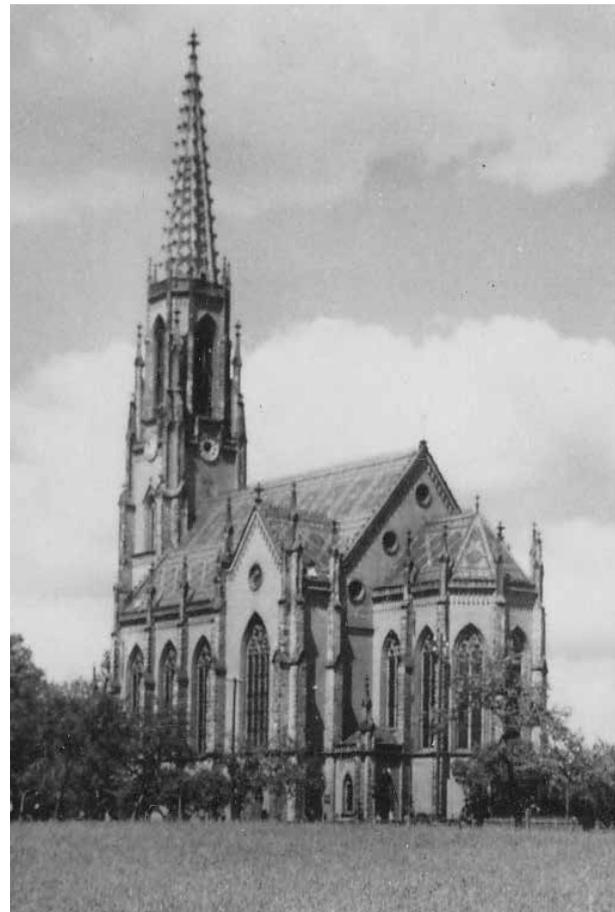


Abb. 1 Kath. Pfarrkirche St. Marien in Reichenau/Bogatynia, erbaut im Auftrag des Klosters St. Marienthal nach Plänen des Architekten Carl August Schramm 1863–1866, Foto um 1930–1944, Städtische Museen Zittau

Nachdem ab 1848 die Untertanen in die Freiheit entlassen waren und sich die Wirtschaft erfolgreich neu formierte, boten neu gewonnene konfessionelle Freiheiten und der Zuzug von Katholiken in den seit der Reformation vorwiegend evangelischen Bereichen der Oberlausitz Anlass zum Bau neuer Kirchen. Eine Vorreiterrolle spielten die Magdalenerinnen von Lauban/Lubań, die sich 1856 zum Neubau einer katholischen Pfarrkirche entschlossen hatten. Sie beauftragten den hauptsächlich für das Fürstbistum Breslau tätigen Maurermeister und Architekten Alexis Langer (1825–1904) mit der Planung der neogotischen Dreifaltigkeitskirche (1857–1861), die – ausgeführt vom lokalen Baumeister Albert Augustin, dem Gründer der Laubaner Tonwerke – zum Vorbild anderer Projekte in der Oberlausitz wurde.⁷

So war es kein Zufall, dass die St. Marienthaler Äbtissin Gabriela Marschner (reg. 1856–1883) gleichfalls Langer beizog, als 1857 in Reichenau/Bogatynia die Planung einer unter dem Patronat des Klosters errichteten katholischen Kirche einsetzte. Langers Projekt schien allerdings zu kostspielig, weshalb die Realisierung nach

leicht abgeänderten Plänen dem erfahrenen Architekten und zeitweiligen Mitarbeiter Karl Friedrich Schinkels, dem Zittauer Baudirektor Carl August Schramm (1807–1869) übertragen wurde (Abb. 1).⁸ Im Kloster selbst erhielt Alexis Langer jedoch 1858 die Gelegenheit, eine vollständige Umgestaltung des barocken Kirchenraumes zu entwerfen. Aus dem lichten barocken Saal machte er einen mystisch verdunkelten, reich ausgemalten Stimmungsraum diffus mittelalterlicher Prägung (Abb. 2).

Eine neue Blüte klösterlicher Kunst um 1850–1870?

In einem weiteren regionalen Zusammenhang stellen die dem romantischen Historismus verpflichteten Kirchenneubauten und Neugestaltungen der Oberlausitzer Frauenklöster auffallend anspruchsvolle und komplexe Beispiele einer Erneuerung dar. Diese ist einerseits unter dem Einfluss der äußeren Anfechtungen, politischen, wirtschaftlichen und sozialen Umwälzungen zu sehen und spiegelt andererseits daraus resultierende Reformbestrebungen der alten Orden. Es wurde damit stilistisch auf die

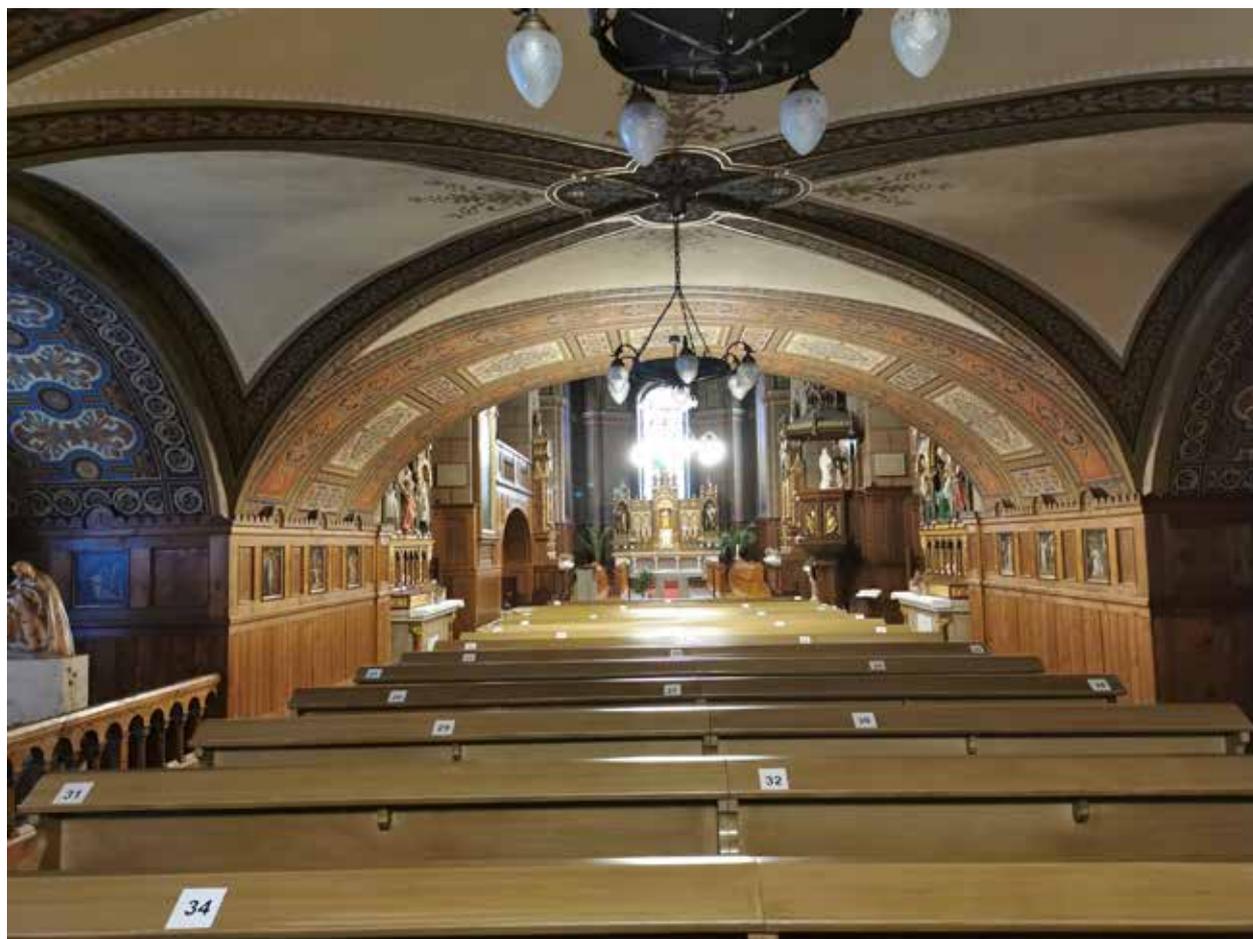


Abb. 2 Inneres der Klosterkirche St. Marienthal, Blick vom Raum unter der Nonnenempore zum Presbyterium mit der historistischen Ausstattung der Zeit um 1858/59 (Wand- und Glasmalerei) und nach 1897 (Täfelung, Holzarbeiten)



Abb. 3 Klosterkirche St. Marienthal, Wandbildzyklus von Raphael Schall und Theodor Hamacher 1858/59, Detail der Südwand mit Darstellung der sel. Elisabeth von Schönau und der hl. Luitgardis von Tongern



Abb. 4 Klosterkirche St. Marienthal, Deckenbilder von Raphael Schall und Theodor Hamacher 1858/59, Detail des Gurtbogens über dem Schwesternchor mit lautenspielendem Engel und hl. Cäcilie

Ehrwürdigkeit der Ordenshäuser und den historischen Primatsanspruch der katholischen Kirche Bezug genommen. Dies gilt auch für die ikonografischen Programme der Neuausstattungen. Die *Internationalisierung* der kirchlichen Kunst, die im Zuge der Industrialisierung zum Durchbruch gelangt war, führte dazu, dass Werkstätten aus München, Wien und Südtirol auch in unsere Gegend nicht nur Entwürfe für die Erneuerung lieferten, sondern sogar ganze Ausstattungsensembles. Darüber hinaus waren es aber vor allem Künstler aus Breslau und Prag, die man für individuelle Bildlösungen engagierte.

St. Marienthal

In der Klosterkirche St. Marienthal führt seit 1858/59 ein umfangreiches ikonografisches Programm die heiligen Zisterzienserväter und die lokal besonders verehrten Vorbilder vor Augen. Äbtissin Gabriela Marschner konnte dafür wohl über Alexis Langer den Breslauer Maler Raphael Schall (1814–1859) gewinnen, wobei wahrscheinlich der seit 1853 amtierende Breslauer Fürstbischof Heinrich

Förster eine vermittelnde Rolle spielte. Dieser war ein besonderer Förderer Schalls, der damals als eigentlicher Kirchenmaler der Diözese Breslau in der Tradition der Düsseldorfer Spätnazarener eine größere Zahl von Altarbildern, Kreuzwegstationen sowie gelegentlich Wandmalereien schuf. Er hatte beispielsweise 1851/52 in direktem Auftrag Försters zusammen mit seinem Schwager Theodor Hamacher die Fresken in der Totenkapelle des Breslauer Doms vollständig mit Leimfarben erneuert.⁹ Nach dem frühen Tod Schalls 1859 war es dann gleichfalls Theodor Hamacher (1825–1865) aus Düsseldorf, der den in satten, dunklen Farben mit Goldhörungen gehaltenen Wandbilderzyklus in der Klosterkirche St. Marienthal vollendete (Abb. 3, 4). Die seitlichen Glasfenster entstanden zudem ebenfalls nach Schalls Kartons in der Glasmalereiwerkstatt von Adolph Seiler in Breslau. Die beibehaltene spätbarocke Ausstattung wurde in der Klosterkirche von einer stark farbigen Raumfassung hinterfangen und vollkommen dominiert. Insgesamt verlieh die neue malerische Ausschmückung dem bis dahin weitgehend weiß

gekalkten und nur spärlich farblich akzentuierten Kircheninnern eine religiös aufgeladene Atmosphäre, die in scharfem Kontrast stand (und steht) zum heiteren Spätbarock von Architektur und Gesamtanlage des Klosters.

Propst Konrad Franz Preiß aus Ossegg (amtierend 1853–1869) hatte ein Programm entworfen, das nach dessen eigenen Worten stilistisch der Gründungszeit des Klosters im 13. Jahrhundert verpflichtet sein sollte und „die Heiligkeit der katholischen Kirche durch Heilige unseres Ordens [der Zisterzienser, MW] zur Anschauung zu bringen“ die Aufgabe hatte.¹⁰ In den Fenstern stehen sich Christus, flankiert von Petrus und Paulus sowie Maria, begleitet von Robert von Molesme und Stephan Harding gegenüber. Die Wandflächen zeigen jeweils Gruppen von Heiligen, die unter ein lateinisches Motto gestellt sind.

Cultus sacrificii cruenti – Kult des blutigen Opfers: hl. Mystikerinnen Luitgard von Tongern / Elisabeth von Schönau / Ida von Löwen

Cultus sacrificii incruenti – Kult des unblutigen Opfers: hll. Bernhard von Clairvaux / Franca von Piacenza / Juliana von Lüttich – zugeordnet Bernhardsgruppe mit Malachias von Armagh / Hedwig von Schlesien / Humbelina / Bonifaz von Lausanne

Mortificatio per vota – Abtötung durch Gelübde: hll. Alberich / Favianus von Köln / Johannes Cirta

Meditatio – Betrachtung: hll. Papst Eugen III. / Hermann von Lehnin / Konrad von Urach

Sancta operatio – heiliges Werk: hl. Bernhard und Kaiser Konrad vor dem Kreuzzug / Petrus von Castelnau / Eberhard von Himmerod.¹¹

Am Außenbau waren die Interventionen des 19. Jahrhunderts zaghaft. Künstlerisch bedeutendste Ergänzung war die Aufstellung einer Skulptur des segnenden Christus von Emanuel Max (1810–1901) aus Prag von 1861 gegenüber der Propstei sowie einer Maria Immaculata. Derselbe Bildhauer – einer der führenden böhmischen Spätnazarener – hatte im gleichen Jahr auch eine Sandsteinskulptur des hl. Sebastian nach St. Marienstern geliefert.¹²

St. Marienstern

Unmittelbar nach der Neugestaltung in St. Marienthal schritt man auch in St. Marienstern unter Äbtissin Edmunda May (reg. 1856–1874), beraten von Propst Chrysostomus Eiselt (amtierend 1851–1887) aus Ossegg, zu einer umfassenden Kirchenrenovation im neogotischen Stil.¹³ Motivation und Anliegen waren die gleichen. In



Abb. 5 Klosterkirche St. Marienstern, Inneres mit neogotischer Ausstattung von 1860/61, 1871 und 1891, Aufnahme von 1933

St. Marienstern konnte man aber im Unterschied zu St. Marienthal auch baulich direkt an den mittelalterlichen Bestand anknüpfen, stammt doch die Klosterkirche noch aus dem ausgehenden 13. Jahrhundert und hat ihre ursprüngliche Gestalt weitgehend bewahrt. Die schlichten frühgotischen Formen wurden jedoch durch die neue Ausmalung und Ausstattung fast bis zur Unkenntlichkeit überdeckt. Dabei sollte nach den Worten des damaligen Chronisten erreicht werden, „das wieder gut zu machen, worin man bei der Renovation zu Anfang des 18. Jahrhunderts ... gefehlt hatte“.¹⁴ Das Konzept stammte in Absprache mit dem Propst vom Prager Maler Joseph Adalbert/Josef Vojtěch Hellich (1806–1880), der selbst auch die Entwürfe für alle figürlichen Bereiche der Ausmalung lieferte.¹⁵ Die Ausführung der Wand- und Gewölbemalereien übernahmen Antonín Lhota (1812–1905) und Ludvík Jaroslav Bernard (1827–1882) aus Prag, die Dekorationsmalerei Pietsch aus Bautzen und Ratgeber aus Klostergrab/Hrob bei Ossegg. Hellich, einer der damals einflussreichsten Künstler Böhmens – er war Historienmaler, Theoretiker, Antiquar und Denkmalpfleger –, hatte kurz zuvor die Renovation der Ossegger Klosterkirche geleitet und war zweifellos vom dortigen Prälaten Abt

Athanasius Bernhard (reg. 1853–1875) nach St. Marienstern empfohlen worden.

Wie in St. Marienthal überzog nun in St. Marienstern ein reiches Dekorsystem Wände und das als Himmel gestaltete Gewölbe (Abb. 5).¹⁶ Pfeiler und Bögen wurden mit Aposteln und Heiligen bemalt, wie es bereits in der barocken Fassung der Fall gewesen war. Das Programm vereinte die Eckpfeiler der Kirche mit für den Zisterzienserorden besonders wichtigen Heiligen und solchen, die sich einer besonderen lokalen Verehrung erfreuen. Der theologische Anspruch blieb hingegen im Unterschied zu St. Marienthal bescheiden. Die barocke Ausstattung wurde neu staffiert und um einen Zyklus von 14 großformatigen Kreuzwegstationen ergänzt, die Gemälde schuf 1860–1861 ebenfalls Josef Adalbert Hellich nach der Großen Passion Albrecht Dürers, die neogotischen Rahmen fertigte der Tischler Wilhelm in Bautzen. Neue Altäre zu Ehren der hll. Johannes des Täufers und Bernhards mit Gemälden gleichfalls von Hellichs folgten 1871.¹⁷ Weitere neogotische Erneuerungen folgten 1891, wobei diese vor allem Hochaltar und Kanzel mit Schnitzwerken aus der Bildhauerwerkstatt Ferdinand Demetz (1842–1902)

in Gröden/Südtirol betrafen. Darauf kann hier aber ebenso wenig näher eingegangen werden wie auf weitere katholische Kirchenbauten, die von den beiden Klöstern ermöglicht und dezidiert im neogotischen Stil errichtet und ausgestattet wurden – Herz Jesu in Storcha/Bačov (1870–1887) und St. Mariä Himmelfahrt in Zittau (1883–1890).¹⁸

Vollendung in St. Marienthal nach 1897

Gewissermaßen unfreiwillig erfuhr die historistische Ausgestaltung der Klosterkirche St. Marienthal ebenfalls erst in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts ihre Vollendung: Nach dem verheerenden Hochwasser von 1897 wurde die bis dahin vorhandene und nun schwer beschädigte spätbarocke Ausstattung mit Hochaltar, Nebenaltdären, Kanzel und Gestühl entfernt. Äbtissin Michaela Waurick (reg. 1896–1915) wandte sich für die Erneuerung an den aus dem Glatzer Land stammenden und im Fürstbistum Breslau vielfach tätigen, seit 1878 jedoch in München ansässigen Architekten Joseph Elsner senior (1845–1933).¹⁹ Zunächst in Schlesien als Kunstschreiner



Abb. 6 Klosterkirche St. Marienthal, Presbyterium mit der heutigen liturgischen Ausstattung, umgeben vom historistischen Stimmungsraum, wie er nach dem Hochwasser von 1897 komplettiert worden war



Abb. 7 Klosterkirche St. Marienthal, Seitenaltar mit Details der gefassten Reliquien des hl. Germanionis

und Bildhauer ausgebildet, studierte er dann in München Architektur und war somit bestens gerüstet für den historistischen Bauboom um 1900. In Bayern, Schwaben, der Schweiz und in Schlesien gehörte er damals zu den meistgefragten katholischen Kirchengestaltern. Nach seinen Plänen wurden etliche Kirchen neu errichtet, umgebaut, stilistisch verändert und renoviert. Seine Werkstatt lieferte nach seinen Zeichnungen komplette Innenausstattungen oder Einzelteile und zwar in allen Formen des Historismus.

Für die Klosterkirche St. Marienthal entwarf und realisierte er in langjähriger Arbeit bis 1921 eine neue Vertäfelung, welche die langwierigen Wasserschäden verdeckte, neues Gestühl, neue Altäre und die Kanzel – nun in schweren Formen der Neoromanik, womit nach dem romantischen Historismus Alexis Langers eine weitere Spielart des Historismus im Kirchenraum zur Wirkung gelangte (Abb. 6). Neben dem der Himmelfahrt Mariens geweihten Hochaltar befinden sich seither im Sanktuarium nördlich ein Herz Jesu- und südlich ein weiterer Marienaltar, davor im Presbyterium Bernhards-, Josefs-,

Annenaltäre und gegenüber der Kanzel der Kreuzaltar. Sämtliche in den Formen einheitliche Altaraufbauten enthalten hölzernen Skulpturen aus Elsners Werkstatt sowie im Kloster gefasste Reliquien, die im 18. und 19. Jahrhundert nach St. Marienthal gelangt sind (Abb. 7). Neuer Blick- und Höhepunkt des Raumes ist seither das nach Entfernung des Hochaltars freigelegte Ostfenster, das anstelle des früheren Bildes gleicher Thematik im barocken Retabel die zentrale Darstellung der Himmelfahrt Mariens aufnimmt, die 1898/99 in der Glasmalereifirma Dr. Heinrich Oidtmann in Linnich geschaffen wurde und in jedem Morgenlicht besonders erstrahlt (Abb. 8).

Abschließend sei jedoch noch einmal auf das Thema der Säkularisierung zurückgekommen: Den Höhepunkt der kirchenpolitisch motivierten Erneuerungsbestrebungen der beiden Lausitzer Frauenzisterzen nach den überstandenen Auflösungsversuchen des 19. Jahrhunderts stellte 1861 die Erwerbung der im Zug der josephinischen Reform aufgehobenen ehemaligen Zisterzienserinnenabtei Porta Coeli in Vorkloster / Předklašteří bei Tischnowitz / Tišnov in Mähren dar.²⁰ St. Marienthal erwarb die

Klosteranlage und baute sie mit namhafter Unterstützung der Schwesterabtei St. Marienstern wieder auf. Erweitert um eine neogotische Kirche konnte Porta Coeli schließlich 40 Jahre später 1901 als Tochter von St. Marienthal mit zunächst 18 Schwestern neu besiedelt werden; eine zweite Filiation folgte wenig später in Sostrup in Dänemark.

Zusammenfassend lässt sich damit Folgendes festhalten: In der Oberlausitz fand im 18. und 19. Jahrhundert keine Säkularisierung der damals noch bestehenden Klöster statt. Die beiden Zisterzienserinnenabteien St. Marienthal und St. Marienstern gingen vielmehr sogar gestärkt aus der Krise hervor, was sich in erheblichem Zuwachs der Gemeinschaften und einer Filiation äußerte. Dies brachte auch die kurz nach der haarscharf abgewandten Auflösung 1848/50 einsetzende bauliche bzw. künstlerische Erneuerung der Klosterkirchen zum Ausdruck. Die Ablösung der Untertanen war damals bereits großenteils erfolgt. In den Klöstern wurde dagegen der interne Rückbezug auf die heroische Zeit der Anfänge als identitätsstiftende Kraft in Szene gesetzt. Im Sinne des Historismus entstanden in mehreren Phasen neue Stimmungsräume von beachtlicher Qualität.

Anmerkungen

- ¹ Die Geschichte der Oberlausitzer Klöster im 19. Jahrhundert ist bisher nicht umfassend untersucht, insofern können die vorliegenden Ausführungen nur einen recht allgemeinen und vorläufigen Charakter haben.
- ² PAUL SKOBEL: Das Jungfräuliche Klosterstift zur Heiligen Maria Magdalena von der Buße zu Lauban in Schlesien von 1320–1821. Hg. und ergänzt von EDMUND PIEKORZ. Stuttgart/Aalen 1969, S. 314–337.
- ³ DIETER ROTHAND: Schulgeschichte in der Klosterlandschaft. In: KARLHEINZ BLASCHKE/HEINRICH MAGIRIUS/SIEGFRIED SEIFERT (Hg.): 750 Jahre Kloster St. Marienstern. Festschrift. Halle/Saale 1998, S. 125–128.
- ⁴ AGAPE MENNE: Im Bannkreis Bernhards von Clairvaux. Aus dem Leben einer Zisterzienserinnenabtei. Salzburg 1953, S. 146.
- ⁵ [P. ALEXANDER HITSCHFEL]: Chronik des Cisterzienserinnenklosters Marienstern in der königlich sächsischen Lausitz, von einem Ordensgeistlichen. Warnsdorf 1894, S. 254; UWE LAMMEL: Das Haus Habsburg und die Oberlausitz nach 1635. In: Welt – Macht – Geist. Das Haus Habsburg und die Oberlausitz 1526–1635. Hg. von Joachim Bahlcke und Volker Dudeck (Ausstellungskatalog: Zittau, Städtische Museen). Zittau/Görlitz 2002, S. 231–240, insbes. 234 f.
- ⁶ HEINRICH DEUMER: Der rechtliche Anspruch Böhmen-Österreichs auf das königlich sächsische Markgrathum Oberlausitz. Eine rechtliche Deduction. Leipzig 1884; MAX HERZOG



Abb. 8 Klosterkirche St. Marienthal, Mittelfenster hinter dem Hochaltar mit Darstellung von Mariä Himmelfahrt, geschaffen 1898/99 in der Fa. Dr. Heinrich Oidtmann, Linnich

ZU SACHSEN: Die staatsrechtliche Stellung des Königlich Sächsischen Markgrafentums Oberlausitz. Phil. Diss Leipzig 1892.

- ⁷ Zu Langer vgl. AGNIESZKA ZABŁOCKA-KOS: Sztuka, wiara, uczucie. Alexis Langer, śląski architekt neogotyku. (Acta Universitatis Wratislaviensis 1827, historia sztuki 11). Wrocław 1996, zu Lauban und St. Marienthal S. 107–110, 239 f.; zu Lauban vgl. auch KLAUS CHRISTIAN KASPER: Die Kirchen und Türme der Sechsstadt Lauban i/ Schlesien. (Heimat zwischen Görlitz und Glatz 6). Bonn-Oberkassel 1995.
- ⁸ Bisher fand der qualitätsvolle Kirchenbau kaum Beachtung, obwohl er zu den bedeutendsten Sakralbauten Schramms gehört, vgl. HARTMUT MAI: Der Beitrag Carl August Schramms



Auch im Oktober 2021 haben wieder Bauarbeiten auf dem Klostergelände begonnen, diesmal am schon eingerüsteten Dach der denkmalgeschützten Propstei.

DAS ENGAGEMENT DER DENKMALPFLEGE IM KLOSTER ST. MARIENTHAL

Udo Frenschkowski

Auf den Zeitraum eines Menschenalters zurückblickend darf festgestellt werden, dass die sächsische Denkmalfachbehörde im Rahmen ihrer Möglichkeiten das Zisterzienserkloster St. Marienthal kontinuierlich unterstützt hat.

Nach dem Zweiten Weltkrieg und der folgenden DDR-Epoche waren es u. a. Prof. Nadler und besonders Prof. Magirius, die sich in einer geschichtlich schwierigen Zeit für das Kloster einsetzten und dessen kulturhistorische Bedeutung aus denkmalpflegerischer und kunsthistorischer Sicht begründeten.

Nicht nur Armut war ein guter Denkmalpfleger – der nach vielen Katastrophen baugeschichtlich gewachsene Zustand des Klosterensembles wurde schon damals in der Fachwelt durch sie begründet und verteidigt. In einer

Zeit, in der deutschlandweit der Historismus wenig Wertschätzung genoss, wurden in der Klosterkirche die Innenausmalung und -ausstattung des 19. Jahrhunderts erhalten, konserviert und restauriert. Instandsetzungen an Konvent und Klostergebäuden fanden in Anbetracht des allgemeinen Mangels der Zeit, nach nur begrenzt realisierbaren Befunduntersuchungen auf hohem Niveau statt – ebenso die Sicherung und Restaurierung der Michaeliskapelle. Somit konnten zum 750-jährigen Klosterjubiläum 1984 wichtige Erhaltungsarbeiten am Klosterensemble unterstützt und denkmalfachlich begleitet werden.

Die zu Beginn der 1980er Jahre vorangetriebene Fassadensanierung hatte im Ergebnis die markante Rot-Weiß-Gestaltung, die bis in die 1990er Jahre das Außenbild des Klosters prägte.



Abb. 1 Die zu Beginn der 1980er Jahre vorangetriebene Fassadensanierung hatte im Ergebnis die markante Rot-Weiß-Gestaltung, die bis in die 1990er Jahre das Außenbild des Klosters prägte.

Nach der friedlichen Revolution 1989 gab es wieder existenzbedrohende Probleme für das Kloster. Für die zum Klosterensemble gehörenden Wirtschaftsgebäude gab es plötzlich keine Pächter mehr – neben fehlenden Einnahmen drohte auch Verfall durch Leerstand. Auch hier unterstützte die Denkmalfachbehörde die Initiativen zur denkmalgerechten Umnutzung der Baulichkeiten. Um Fördergelder von Bund und Land in erheblichem Umfang zu erhalten, musste das Landesdenkmalamt zuerst die besondere nationale Bedeutung des Ensembles begründen. Auch die vorbereitenden Arbeiten, Planungen, darauf basierenden notwendigen denkmalschutzrechtlichen und Baugenehmigungen sowie die Kostenberechnungen mussten schon frühzeitig durch die Denkmalbehörden begleitet werden.

Dem Landesdenkmalamt wurde damit – im Vergleich zu anderen Denkmalensembles in Sachsen – ein großer personeller und zeitlicher Betreuungsaufwand auferlegt. Neben der baudenkmalpflegerischen Betreuung waren besonders die vielen Fachreferenten des Amtes gefragt, genannt seien Dipl.Rest. Manfred Eisbein (Fachreferent für Holzrestaurierung), Dipl.Rest. Torsten Nimoth

(Fachreferent für Wandmalerei und Architekturoberflächen), Dr. Dipl.-Ing. Arndt Kiesewetter (Fachreferent für Steinrestaurierung), Dipl.-Rest. Annegret Michel (Fachreferentin für Metallrestaurierung), Dipl.-Ing. Landschaftsarchitektin Henrike Schwarz (Fachreferentin für Gartendenkmalpflege), Dipl.-Rest. Jörg Kestel (Fachreferent für Holzrestaurierung), Günter Kavacs, Dr. Torsten Remus, Dr. Andrea Sander, Norbert Oelsner (Bauforschung) und der Fotograf Wolfgang Junius sowie das Institut für Diagnostik und Konservierung IDK.

Nach den ersten sondierenden Begutachtungen u. a. durch Baudenkmalpfleger, Fachreferenten und Planer wurden besonders durch Dipl.-Rest. Sven Taubert als leitender Restaurator jahrelang umfangreiche restauratorische Untersuchungen in regelmäßiger Mitwirkung des Büros Stenzel und Taubert geleistet.

Ohne diese hochqualifizierten Fachkolleginnen und -kollegen, die sich mit Ausdauer und Engagement über die Jahre hinweg einer solchen anspruchsvollen Aufgabe verpflichtet gesehen haben, wäre die notwendige Qualität der Konservierungs- und Restaurierungsarbeiten nicht zu erbringen gewesen.



Abb. 2 Blick auf die Westfront des Klosters mit vorgelagertem Ehrenhof und Kreuzkapelle in der neuen Farbgebung (2021)

Die Lösung der vielen fachlichen, förderrechtlichen und bürokratischen Probleme machte frühzeitig die Gründung eines „Aufbaustabs“ sinnvoll und notwendig, in dem von Beginn an auch die Stadtbau Freiberg GmbH als Sanierungsträgerin, die Stadt Ostritz und das Landratsamt Görlitz mit Unterer Denkmalschutzbehörde und Bauaufsichtsamt vertreten waren. Über viele Jahre hinweg wurde eine sehr gute Teamarbeit geleistet – allen auch nicht genannten Beteiligten sei dafür Dank gesagt.

Trotz großzügiger Förderung und höchstmöglicher Fördersätze sind die „Zuwendungsempfänger“ Kloster und Internationales Begegnungszentrum St. Marienthal (IBZ) in Not geraten.

Jahrzehntelanger Sanierungsstau machte erheblichen Aufwand für die nachhaltigen denkmalgerechten Instandsetzungsarbeiten u. a. mit Reparatur von teilweise schon verschlissenen baulichen Provisorien aus Kriegs- und Nachkriegszeiten notwendig. Die Aufbringung der Eigenanteile war jeweils Voraussetzung für den Erhalt und die fachgerechte Verwendung der staatlichen Fördergelder. Teilweise war das nur durch Spenden Dritter realisierbar – großer Dank gilt hier der Deutschen Stiftung Denkmalschutz.

Das Jahrhunderthochwasser im August 2010 verursachte an schon sanierten Gebäuden und Außenanlagen unerwartet erneut große Schäden. In einer Zeit, in der u. a. Kredite für die Refinanzierung früherer Eigenanteile der Städtebauförderung noch viele Jahre bedient werden mussten, konnten die Bauherren nicht mehr so leicht Eigenmittel für notwendige neue Förderungen beschaffen.

Wohlüberlegt galt es, sofort nötige Maßnahmen bei größter Sparsamkeit zu realisieren – andere Arbeiten ggfs. zeitlich länger zu strecken. Coronabedingt gab es leider auch unvorhersehbare Mindereinnahmen bei Kloster und IBZ.

Somit musste die Denkmalpflegefachplanung unter strikter Berücksichtigung notwendiger Sanierungsarbeiten und unumgänglicher konservatorischer Arbeiten aktualisiert sowie die Finanzierungspläne neu berechnet und aufgestellt werden.

Was kann bei optimaler Förderung mit den vorhandenen Eigenmitteln letztlich realisiert werden? Wieweit ist mit den vorhandenen Geldern letztlich ein nachhaltiger

Bauunterhalt des Denkmalensembles möglich – hier sind ein langjährig mit denkmalpflegerischen Belangen vertrautes Architekturbüro in engster Zusammenarbeit mit dem leitenden Restaurator gefragt!

Staatliche Stellen sollen im vorliegenden Fall aber auch berücksichtigen, dass dieses Denkmalensemble von nationaler Bedeutung und europageschichtlichem Rang durch viele geschichtliche Ereignisse benachteiligt wurde. Brände, Naturkatastrophen und Kriege haben in der Geschichte wertvollen gebauten Zeitzeugen geschadet, so auch St. Marienthal. Dieses einmalige Zeitzeugnis europäischer Kulturgeschichte hatte über diese Katastrophen hinaus weitere erhebliche Widrigkeiten zu erleiden. Nach Jahrhunderten wirtschaftlicher Stabilität war das letzte Jahrhundert durch ökonomischen Niedergang geprägt. Dazu zählen Krisenerscheinungen nach dem Ersten Weltkrieg, die folgende Inflation und die Zeit des Nationalsozialismus, der Zweite Weltkrieg und die schweren Nachkriegsjahre mit Verlust der Einnahmen und Besitzungen der Klosterdörfer östlich der Neiße; die folgenden Jahre der deutschen Teilung und Folgen der Herrschaft des DDR-Regimes, letztlich auch die „Wiedervereinigung“ Deutschlands mit Währungsreform und wirtschaftlichem Niedergang.

Geschichtliche Brüche benachteiligten so das Zisterzienserinnenkloster St. Marienthal im Osten Deutschlands erheblich mehr als ähnliche Anlagen im Westen des Landes.

Trotzdem war die friedliche Revolution hilfreich für die weitere Sicherung und den Fortbestand dieses herausragenden Ensembles in dieser Kulturlandschaft in der Mitte Europas.

Somit ist neben der weiteren Betreuung durch die Denkmalfachbehörde des Freistaates Sachsen auch eine angemessene „Sonderbehandlung“ bei der weiteren Förderung durch den Freistaat Sachsen und die Bundesrepublik Deutschland für dieses einzigartige Ensemble im Dreiländereck Tschechien – Polen – Deutschland geboten.

Die jahrzehntelange Benachteiligung der Menschen dieser Region im „schwarzen Dreieck“ durch Braunkohleabbau und Umweltverschmutzung muss ein Ende haben, das Zusammenwachsen Europas bedarf hier angemessener, besonderer Unterstützung!

Fotonachweis

RESTAURIERUNG IM KLOSTER ST. MARIENTHAL 1945–2021

Sven Taubert



Abb. 1 Kloster St. Marienthal von Nord-West

Das Gebäudeensemble des Klosterstifts St. Marienthal liegt – getreu den zisterziensischen Regeln – tief in das Tal der Neiße eingebettet.

Das Klosterstift wird seit seiner Gründung 1234 ununterbrochen von Schwestern des Zisterzienserordens bewirtschaftet und gilt als das älteste Frauenkloster der Zisterzienser in Deutschland. Sein heutiges barockes



Abb. 2 Neißetal bei Marienthal

Aussehen ist maßgeblich von den umfänglichen Bauaktivitäten nach einem großen Brand 1683 geprägt, die 1756 mit Errichtung und Fertigstellung der künstlerischen Ausstattung der Kreuzkapelle ihren vorläufigen Abschluß fanden. Kontinuierliche Arbeiten – Reparaturen, Um- und Erweiterungsbauten, Abrisse aber auch Restaurierungen – veränderten das Gebäudeensemble bis in die heutige Zeit hinein.

Am Ende des Zweiten Weltkrieges 1945 führten die Verluste der wirtschaftlichen Grundlagen des Klosters zu starken Beschränkungen hinsichtlich der notwendigen Erhaltungsaufwendungen an der Gebäudesubstanz und den Ausstattungen.

Reparaturen und Restaurierungen nach 1945

Dennoch gelang es ab den 1960er Jahren unter Äbtissin Celsa Gutte (1943–1982) mit finanzieller Unterstützung und fachlicher Begleitung des damaligen Institutes für



Abb. 3 Kreuzkapelle, Kuppelmalung von Franz Karl Palko (1756) mit den beiden Hauptmotiven „Aufrichtung der Ehernen Schlange“ und die „Kreuzesauffindung“, 2014

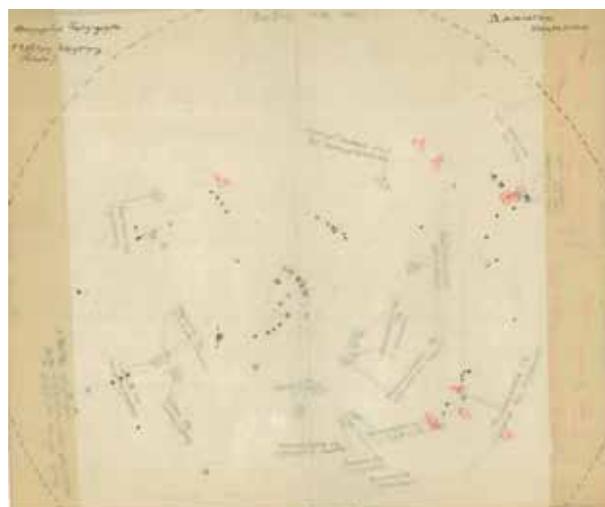


Abb. 4 Links: Kreuzkapelle, Kuppelmalung, rechts: Schadenkartierung, 1968

Denkmalpflege, Arbeitsstelle Dresden, mit der umfangreichen Sanierung zu beginnen.

Restaurierungsberichte und Arbeitsdokumentationen sind heute in den Dokumentationsmengen des Landesamtes für Denkmalpflege Sachsen einsehbar¹ und belegen eine kontinuierliche Beschäftigung des Klosters mit einzelnen notwendig gewordenen Restaurierungsaufgaben, so z. B. die Reinigung und Konservierung des Deckenfreskos in der Kreuzkapelle (nach dem dort

aufgestellten Michaelis-Altar auch Michaeliskapelle genannt). Das aus der Hand Franz Xaver Karl Palkos² stammende Kuppelgemälde in „echter Freskotechnik“³ wurde dabei fotografisch aufgenommen, gereinigt und konservatorisch gefestigt sowie kartiert und dokumentiert.

1976 begannen Maurerarbeiten zur Fassadenerneuerung. 1978 konnte der Kirchturm saniert werden. Ebenso erfolgten Bauarbeiten vom Mittelrisalit der Westfassade (Ehrenhof) bis zur Kuppel des Südflügels des Klosters.

Erst dabei wurden die Bombenschäden vom Kriegsende grundhaft beseitigt, die bis dahin nur notdürftig geflickt worden waren. Die enorm große Dachfläche von Kirche und Konventgebäude deckte das Kloster ab 1981 neu ein.⁴ 1982 nahm man endlich auch die baukünstlerische Wiederherstellung des barocken Mittelrisalits der Westfassade im Ehrenhof in Angriff.

Das Herzstück der Abtei aber ist die Klosterkirche. Die Restaurierung der Raumschale mit Ausmalung startete – erstmalig seit der vorangegangenen Flutschadenbeseitigung 1887–1921 im Jahr 1982.⁵ Fachliche Unterstützung kam dabei auch hier wieder vom Institut für Denkmalpflege, Arbeitsstelle Dresden⁶. Hauptschwerpunkt dieser Maßnahme war die dringend erforderliche konservatorische Reinigung, Festigung und Stabilisierung der seit Abschluss der letzten Kirchenrenovierung 1921 vorangeschrittene Oberflächenverschmutzung auf den ornamentalen und figürlichen Wandmalereien sowie der farbigen Kirchenfenster.

1990 – politische Wende und Neubeginn

Mit der politischen Wende 1990 änderten sich die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen auch im Klosterstift

St. Marienthal so, dass innerhalb von zwei Jahren die Restaurierung der Kirchengestaltung abgeschlossen werden konnte. Die darauffolgende Zeit bis 1999 stand im Zeichen dringend notwendiger Erhaltungsmaßnahmen an den Außenanlagen sowie in den Wohn- und Arbeitsbereichen der Schwestern in den Konventgebäuden. Großzügige staatliche und nichtstaatliche Förderungen ermöglichten dem Konvent und der 1992 gegründeten Stiftung „Internationales Begegnungszentrum St. Marienthal“ (IBZ) in der darauffolgenden Zeit bis 2009 eine nahezu vollständige Sanierung und Restaurierung der nun mit neuer Nutzung belegten Ökonomiegebäude.⁷

Durch die fachrestauratorische Begleitung⁸ von Anfang an konnten vor und während der Instandsetzungsarbeiten Untersuchungen stattfinden und in deren Ergebnis bauhistorische Zusammenhänge hergestellt werden. Die dazu herangezogenen historischen Bildquellen, wie Fotografien, Grafiken und Gemälde ließen interessante Entdeckungen zu, aber auch einige Fragen, die nicht eindeutig Beantwortung finden konnten und Interpretationsspielraum für die restauratorische Umsetzung offenließen.



Abb. 5 Restaurierte Konvent-Fassaden im „Bleichgarten“ nach historischem Farbbefund von 1743, 2006



Abb. 6 Das Kloster Marienthal in Ostritz an der Neiße in der Oberlausitz vom Kalvarienberg nach Südosten, dat. um 1810, Täubert, Carl Gregor; Die Hauptfassaden der Konventgebäude erscheinen in der Grafik zweifarbig, ocker und weiß. Damit könnte eine erste Überarbeitung und ihre zeitliche Einordnung in das frühe 19. Jahrhundert belegt werden.



Abb. 7 Das Kloster Marienthal in Ostritz in der Oberlausitz von Südosten über die Neiße gesehen, dat. um 1810 – G. Müller: Hier ist noch die ursprüngliche, unveränderte Fassadengestaltung zu sehen mit weißem Fassadenfond, roséfarbenen Gewänden und ockerfarbenen Lisenen und Putzspiegeln;

Fassadenrestaurierung

Anfang und Grundlage denkmalgerechter Instandsetzungen bildet die Frage nach historischen Belegen und Fakten. Restauratorische Voruntersuchungen mit Befunderhebungen am Objekt gaben auch in Marienthal wichtige Anhaltspunkte für das Maßnahmekonzept: Wenn auch nicht zahlreich, so aber mit gravierenden farblichen

Wandlungen verbunden waren die in der Vergangenheit erfolgten Fassadenrenovierungen. Namentlich herauszuheben sind dabei Neuanstriche auf Hauptansichten der Klosterfassaden im frühen 19. Jh., mit denen der ursprüngliche barockzeitliche Farb-Dreiklang Ocker-Weiß-Rosé auf Ocker und Weiß reduziert wurde⁹.



Abb. 10 Sicht vom Bleichgarten auf Ostflügel vor der Restaurierung mit illusionistischem Bandelwerk aus den 1740er Jahren, 2003

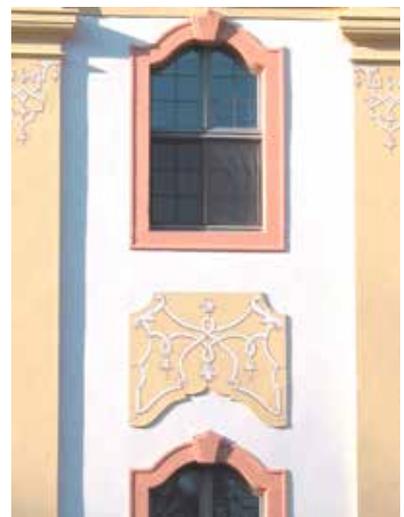


Abb. 11 Sicht vom Bleichgarten auf Ostflügel nach der Restaurierung, 2006



Abb. 12 Farbleitplan Westflügel/Ehrenhof nach restauratorischen Untersuchungen

Untersuchungen am Bau zeigten Befunde einer vom bisherigen Kenntnisstand abweichenden bauzeitlichen Farbgebung, die deutlich an den bislang unberührt gebliebenen Fassadenabschnitten im Kreuzgarten, dem Herzen des Klosters, erhalten geblieben sind. Hier begann die mehrere Jahre anhaltende Fassadensanierung der Konventgebäude, welche sich nach Abschluss der Arbeiten im Kreuzgarten weiter vom Bleichgarten aus über die Bäckerei, den Südflügel mit Küchenhofgebäuden, den Westflügel (Ehrenhof), die Kreuzkapelle und die Abtei bis zur Kirche hin erstreckte.

Die Schwestern des Klosters haben sich die Entscheidung zur Übernahme der historisch belegten 3-Farbigkeit nicht leicht gemacht. Dazu muss man wissen, dass die Planungen zur Sanierung der IBZ-Gebäude bereits in vollem Gange waren und man sich dort - abweichend von der Haltung des Konvents - nicht von der lieb gewonnenen Gewohnheit einer Rot-Weiß-Optik aller Klostergebäude abweichen wollte. Intensive Beratungen der Schwestern mit dem Landesamt für Denkmalpflege¹⁵, den Restauratoren und schließlich dem Generalabt führten zum konsensualen Beschluss, die 3-Farbigkeit an



Abb. 13 Ansicht von Süd-West auf die 2008 aufgedeckten Illusionsmalereien, die in den 1770er Jahren entstanden



Abb. 14 Die restaurierten Malereibefunde (links das Kapitel des linken Eckpilasters) dienen gleichsam als Vorlage zur Ergänzung der verloren gegangenen Gliederungselemente an der Südfassade der Propstei

den Fassaden umzusetzen, welche für den in der Mitte des 18. Jahrhunderts abgeschlossenen Wiederaufbau des Klosters belegbar ist. Die so wiederhergestellte Einheit von Baukörper und Farbigkeit dürfe damit als bauzeitlicher Gesamtentwurf angesehen werden, womit gleichsam ein wichtiges denkmalpflegerisches Ziel erreicht werden konnte.

Letztes Restaurierungsprojekt des Klosters war das Propsteigebäude, dessen besondere illusionistisch gestaltete Südfassade mit Originalbefunden schließlich 2009 wiederhergestellt werden konnte.



Abb. 15 Blick von Nordost auf die Wagenremise mit frisch verstrichenen Firststeinen und rekonstruiertem Dachhaus, Foto: Hesse, 1979



Abb. 16 Illusionistische auf der Ostseite, stark verwittert und vergipst durch langjährige Einwirkung schwefelhaltiger Luft, bedingt durch Wärmekraftwerke in der Umgebung von Ostritz



Abb. 17 Illusionistische auf gemalte Kapitellköpfe über den Eckpilastern

Ökonomiegebäude

Die Ökonomie- oder Wirtschaftsgebäude¹⁶ des Marienthaler Klosters wurden bis 1990 landwirtschaftlich genutzt und standen seitdem zunächst ohne Nutzung leer. Nach der Gründung des IBZ waren auch die Fassaden zu restaurieren. Ihr Zustand war – der ehemaligen Nutzung entsprechend – schlecht. Im Zuge der umfangreichen Sanierung und Modernisierung Gebäudegruppe orientierte sich das IBZ als Bauherr an der überkommenen Rot-Weiß-Farbgebung der 1980er Jahre im Sinne des Bestandsschutzes. Originale bauzeitliche Farbgebung findet der interessierte Besucher an vereinzelt Befund-Achsen an ausgewählten



Abb. 18 Gästehaus St. Hedwig, Ostseite nach der Konservierung (Quelle: Sven Taubert, 1998)

Gebäuden vor. An den Wirtschaftsgebäuden dominierten im 18. Jahrhundert einfache, zurückhaltende Farbkompositionen in Weiß und Grau¹⁷. Gegenüber den Konventgebäuden ist diese farbliche Zurückhaltung durchaus als bewusste Absetzung zu bewerten und unterstreicht die herausgehobene Stellung in der Hierarchie der Klausurgebäude innerhalb des Ensembles.

Gästehaus St. Hedwig

Eine Besonderheit im Klosterareal stellen die oben genannten illusionistische Fassadenmalereien auf der Südseite der Propstei dar. Sehr große Verwandtschaft zeigen ebensolche Illusionsmalereien auf dem Gästehaus St. Hedwig. Die extrem stark verwitterten Putz- und Maleroberflächen auf der Ost- und Nordseite konnten Dank des finanziellen Engagements der Deutschen Bundesstiftung Umwelt¹⁸ konserviert werden.

Flutschadensbeseitigung 2010–21

Im Sommer 2010 war eine Situation erreicht, die zwanzig Jahre zuvor nur schwer vorstellbar gewesen wäre und die es vermutlich in der gesamten Klostergeschichte nie so gegeben hatte: Nach Abschluss des letzten Bauabschnittes mit der Restaurierung der Kreuzkapelle, der Reinigung der hölzernen Wandvertäfelungen und Altäre in der Klosterkirche, der Restaurierung der Fassadenmalereien am Gästehaus St. Hedwig und an der Propstei, der Wiederherstellung der reichen Ausmalung des Speisesaales in der Propstei sowie der Einrichtung einer neuen Gästeforte befand sich die gesamte Anlage in einem außerordentlich guten Zustand.

Die Extremwetterlage im August 2010 sollte jedoch zu einer noch größeren Katastrophe auswachsen, als seinerzeit das Hochwasser im Jahr 1897. In der Nacht vom 7. zum 8. August 2010 überflutete die Neiße zahlreiche Städte und Ortschaften im Osten Sachsens, die entlang des Flusses gelegen sind – darunter auch das Kloster St. Marienthal, dessen aufgebaute Hochwasserschutz-Einrichtungen von den Wasserfluten übersprungen wurden.

Erst am 9. August war das Wasser weitgehend abgeflossen. Zurück blieb stehendes, kontaminiertes Flusswasser, das zusammen mit massiven Schlammablagerungen erst in den Folgetagen und -wochen abgepumpt werden konnte. Unüberschaubar schien die Masse an zerstörten Rauminterieurs. Die eingeschwemmten Schadstoffe bildeten einen aggressiven Cocktail. Hochsommerliche

Temperaturen beförderten sofort grassierendes Schimmelwachstum. Farben quollen auf, Holz begann zu faulen. Die Freiflächen waren durch starke Flutwasser-Verwirbelungen aufgerissen oder von hohen Sand- und Schlammhängen überdeckt. Entwurzelte Bäume und zerstörte Uferbefestigungen vervollständigten das Bild der Verwüstungen.

Zu Beginn waren umfangreiche Notmaßnahmen erforderlich. Dazu zählten die Bereitstellung von Frischwasser und Elektroenergie ebenso wie die Geländeberäumung, die Notsicherung von Ausstattungen, die Herstellung der wichtigsten Gebäudefunktionen sowie der allgemeinen Objektsicherheit. Allein die Soforthilfe-Maßnahmen der ersten Tage nach der Flut dürfen als interdisziplinäre Kooperation bezeichnet werden. Nur so ist die Zusammenarbeit zu nennen, wenn Bundespolizei und Feuerwehr, Hausmeister und Verwaltungsangestellte, Bauingenieure, amtliche Denkmalpfleger, Bauhandwerker, Restauratoren und zahllose Helfer aus dem näheren und weiteren Umland Schulter an Schulter Schlamm schaufeln, Möbel tragen, Schuttcontainer befüllen oder Suppe an die Helfer ausgeben.

Restaurieren nach der Flut – schwerer Anfang

Sehr bald galt es, Strukturen und Verantwortlichkeiten für die Planung des Wiederaufbaus zu schaffen. Aus dem Krisenstab der ersten Stunde wurden Fachbauleitungen für Gebäude und Freiflächen, für technische Gebäudeausrüstung und für Restaurierung gebildet, die in den darauffolgenden Jahren interdisziplinär zusammenarbeiteten und die Flutschadensbeseitigung dieses sehr komplexen Projektes realisierten.

Was nach sieben Jahren Arbeit fast vergessen ist: Die Großmaßnahme zur Flutschadensbeseitigung startete mit einer Katastrophe. Überfallartig waren alle Akteure mit einer Schadenssituation konfrontiert, die nicht zu überschauen war. Noch bevor eine ausführliche Vorplanung erfolgen konnte – bei „klassischen“ Bauvorhaben normale Routine – mußten bereits konkrete Maßnahmen beschrieben und Schadenshöhen sowie Wiederherstellungskosten benannt werden. Korrekturen zu den Angaben aus den ersten Stunden nach der Flut sollten sich bis in das letzte Projektjahr hinein fortsetzen – ein nachvollziehbarer Umstand, die Projektabwicklung allerdings bei laufendem Klosterbetrieb schwierig gestaltete im



Abb. 19 Fotomontage zu Auswirkung der Neissenflut im August 2010



Abb. 20 Umgebender Hochwasserschutz mit aufgebauten, mobilen Elementen, 2010



Abb. 21 Durch Hochwasser zerstörte Freiflächen: freigespülte beschädigte Medien und Versorgungseinrichtungen, August 2010



Abb. 22 Einsatzkräfte der Bundespolizei unterstützen Reinigungs- und Bergungsarbeiten sowie die Bereitstellung von Wasser- und Energieversorgung, August 2010



Abb. 23 Mitarbeiter des Landesamtes für Denkmalpflege Sachsen sowie externer Baufirmen bei Bergungsarbeiten, August 2010

Spannungsfeld zwischen förder-technischen Vorgaben und baupraktischen Erfordernissen.

Instandsetzung von Gebäuden und Freiflächen

Die Aufgabe der Gebäudeinstandsetzung und Baudenkmalpflege umfasste in Marienthal eine Vielzahl einzelner

Gebäude und Gebäudeteile mit anspruchsvoller Fassadengestaltung und zum Teil kleinteiligen Raumstrukturen im Inneren. Allerorten begegnet man in diesem traditionsreichen Areal besonderen Baumaterialien und den ihnen eigenen Verarbeitungsformen – oft mit hohem, baukünstlerischem Anspruch. Diese Aufgabe zu bewältigen, setzte reiche Berufserfahrung und Fachkenntnisse in der Baudenkmalpflege voraus, die von den beauftragten Architekten und Fachplanern eingebracht und in enger Abstimmung mit dem Konvent, Sonderfachleuten und den Denkmalpflege-Fachbehörden umgesetzt werden mussten.

Restaurierung von Kunstgut und Ausstattung

Unweigerlich sind mit den Bauwerken selbst auch deren Ausstattungen von zum Teil bedeutender künstlerischer Qualität schwer beschädigt worden, in Teilen sogar vollständig untergegangen. Die Katastrophensituation wurde verstärkt durch die Tatsache, dass zeitgleich eine



Abb. 24 Lebensgroße Glanzstuckfiguren, Mitte 18. Jh. August 2010



Abb. 25 Michaeliskapelle, Flutwasser-Schäden an den Stuckmarmor-Flächen der Wände August 2010

Vielzahl unterschiedlicher Objekte und Einrichtungen betroffen war, die verschiedenen Materialgruppen angehörten und damit sehr spezieller konservatorischer Konzepte und Zielstellungen bedurften.

Stuckmarmor

Die Kreuzkapelle wurde 1756 geweiht und ist reich geschmückt – u.a. mit farbigem Stuckmarmor an den Wänden. Die Entfeuchtung bereitete aufgrund des technologischen Aufbaus mit einer sehr stark verdichteten Gipsstuck-Oberfläche besondere Probleme. Salzausblühungen, Verfärbungen und raue Oberflächen an den Wandstuckflächen sowie an den vier lebensgroßen barockzeitlichen Skulpturen erforderten spezifizierte Maßnahmekonzepte.

Großformatige Leinwandgemälde

Im Ost- und Südflügel des Kreuzganges hängen insgesamt 22 großformatige Leinwandbilder, die in der Mitte des 18. Jahrhunderts entstanden und auch Opfer der Neißeflut wurden. Nicht nur erhöhte Luftfeuchtigkeit, sondern auch direkter Schmutzwasser-Kontakt mit der Folge massiven Quellens der Textilträger sowie der Grundier- und Malschichten waren hier die unausweichliche Folge.

Die konservatorischen Maßnahmen gestalteten sich dementsprechend aufwändig. Nicht nur die Restaurierung der Malerei und ihrer Bildträger waren hier zentrales Thema, sondern ebenso konzeptionelle Überlegungen zum nachhaltigen Schutz vor wechselnden Klimaeinflüssen in nicht temperierten Räumen.

Skulpturen und Schnitzplastik

Der Kapitelsaal beherbergt unter anderem zwei aufwändig gearbeitete Gestühle mit geschnitzten und farbig gefassten Bekrönungen für die Äbtissin und die Priorin. Alle Holzteile waren durch das Flutwasser stark gequollen. Leimverbindungen lösten sich, die Farbfassungen lockerten sich und gingen teilweise auch verloren.



Abb. 26 Kreuzgang/ Südflügel kurz nach Abfluss des Hochwassers, August 2010



Abb. 27 Kapitelsaal, Äbtissinnen- und Priorinnengestühl vermtl. Daniel Martin, Mitte 18. Jh.



Abb. 28 Refektorium, Zwischenlagerung flutgeschädigter Groß-Skulpturen, August 2010



Abb. 29 lebensgroße Skulpturen, Lindenholz, mit sog. Polierweißfassung und Polimentvergoldung, wohl Daniel Martin, Mitte 18. Jh., 2012

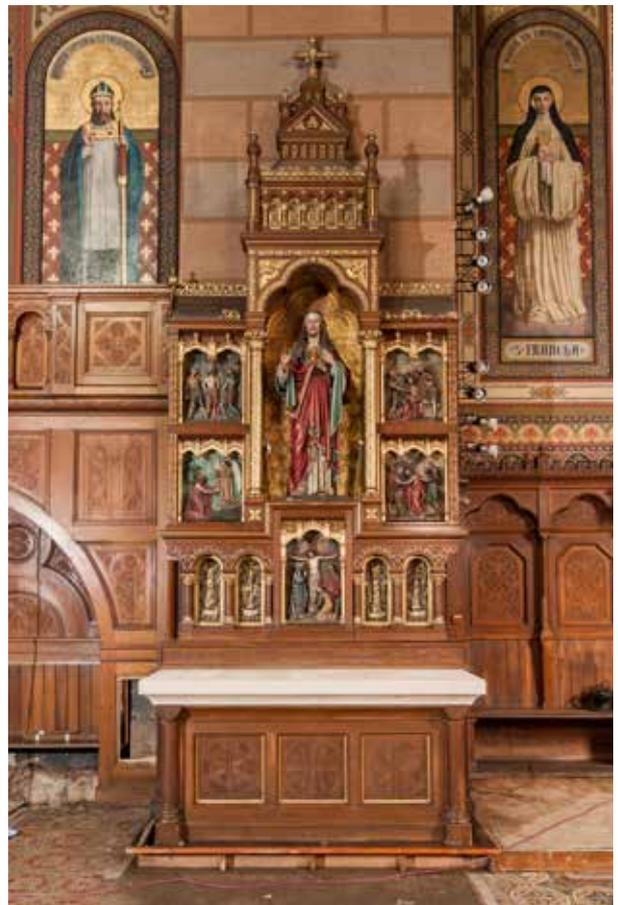


Abb. 30 Abteikirche: Herz-Jesu-Altar vor der Nordwand, August 2010



Abb. 31 Reliquiar des Märtyrers Decentius aus dem Josef-Altar auf der Nordseite der Abteikirche, August 2010



Abb. 32 Abteikirche: Schädelreliquie während der Trocknung und Konservierung, August 2010

Im Refektorium befanden sich zum Zeitpunkt der Neißeflut zahlreiche Skulpturen, die zum Teil aus den Altären der Abteikirche, zum Teil aus dem Ausstattungsbestand des Refektoriums selbst stammten und für die bevorstehende Restaurierung zwischengelagert waren. Sie wurden ausnahmslos Opfer des Neißer-Hochwassers.

Altäre und Reliquiare

In der Abteikirche von Marienthal gibt es außer dem Hauptaltar insgesamt fünf Nebenaltäre. Alle Altäre enthalten Reliquiare. Die darin befindlichen Reliquien wurden vornehmlich im 18. Jh. aus Rom bezogen und dort auch zertifiziert. Die originalen Echtheitspapiere, auch Authentica genannt, liegen teilweise den Reliquiaren bei.

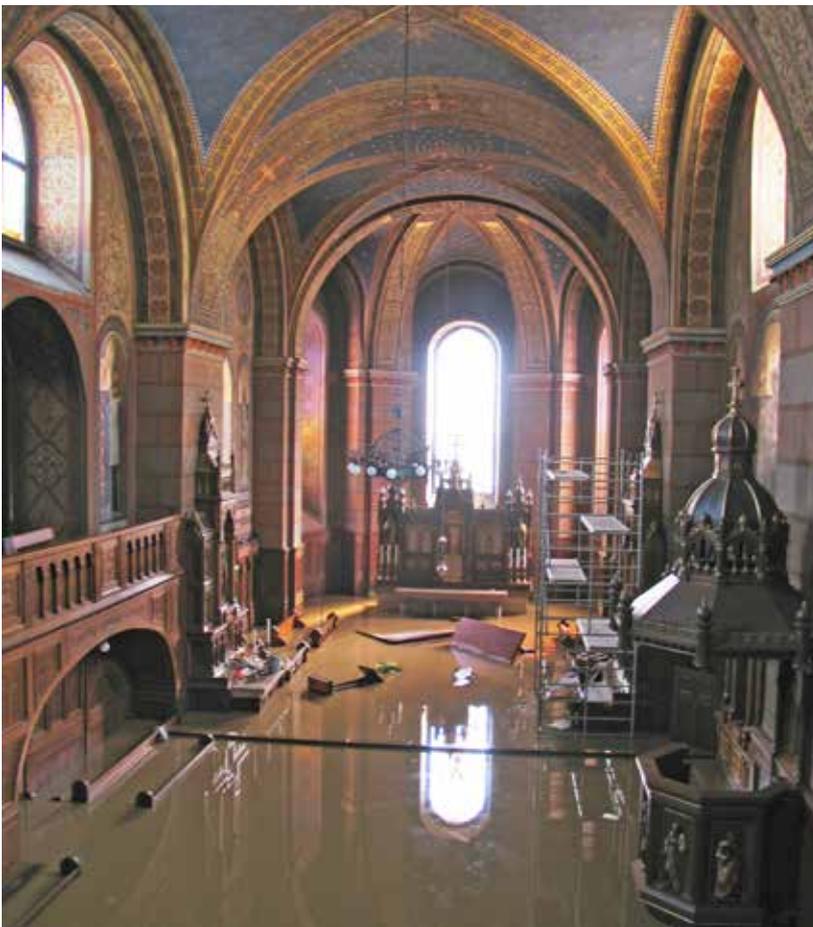


Abb. 33 Abteikirche: Blick von der Schwesternempore Richtung Osten, August 2010



Abb. 34 Abteikirche: Konservierung und Restaurierung der Reliquiare, Dipl.-Restauratorin Franziska Frenzel-Leitermann/ Landesamt f. Archäologie Sachsen, 2014



Abb. 35 Abteikirche, Musterkonstruktion zum neuen Befestigungssystem der Wandverkleidungen, 2012



Abb. 36 Abteikirche: Beichtstuhl vor der Restaurierung, 2011

Nach dem Neißehochwasser von 1897 übernahm der Münchner Architekt Josef Elsner (Atelier für kirchliche Kunst, München) den Entwurf und die Herstellung aller Altäre. Es ist davon auszugehen, dass die bis dahin bereits vorhandenen barockzeitlichen Reliquiare für diese Altäre neu komponiert und mit sogenannten „Klosterarbeiten“ – Arrangements aus Seidencrepeline, vergoldetem Draht, farbigen Glasperlen und Papier – geschmückt worden sind.

Massive Wasserschäden am Holz, an den Polituren, Farbfassungen und Blattvergoldungen sowie an Glas, Metall, Knochen, Textil und Papier sind auch hier zu beklagen, da die Altäre bis in eine Höhe von über zwei Metern überflutet wurden.

Holzobjekte

Holz erscheint am Bau in unterschiedlicher Form: zum einen funktional, als maßhaltige Tür- und Fensterelemente, dann in Konstruktionen und Unterbauten, zum anderen als schmückende Verkleidungen oder Fußböden aus edlem Holz, geschnitzt, profiliert, geschliffen, gebeizt, poliert, mit oder ohne Farbe. In allen genannten Erscheinungsformen kommt Holz als Ausstattung der klösterlichen Räume in großem Umfang vor und wurde gleichermaßen vom Hochwasser beschädigt oder zerstört.

In der Klosterkirche gibt es umlaufende, reich gestaltete Holzpaneele – nach 1897 ebenfalls vom Münchner Architekt Joseph Elsner neugestaltet. Nadelholz im Gemeindebereich wechselt zu Eiche-Oberflächen im Presbyterium. Polituren sowie Akzente durch Blattgold und Farbe geben dem Raum einen warmen und festlichen Charakter.

Die Neißeflut bewirkte hier extreme Verquellungen der Blindhölzer (das sind meist einfache Nadelhölzer, die



Abb. 37 Abteikirche, Planzeichnung Atelier Josef Elsner, München, 2013



Abb. 38 Abteikirche, Beichtstuhl nach der Restaurierung, 2014

von Anfang an für eine Furnieraufgabe oder zur farbigen Übermalung vorgesehen sind) sowie das Auflösen von Furnierverklebungen und Leimverbindungen.

Besondere Anstrengung wurde auf die Entwicklung verbesserter Befestigungssysteme der Holzverkleidungen verwendet. Hier ging es darum, zukünftig bei Bedarf einzelne Bauteile der Wandverkleidungen kontrolliert und schonend wieder abnehmen zu können.

Zur Restaurierung von Kunst- und Kulturgut gehört auch die kritische Prüfung der Gültigkeit vorangegangener Überarbeitungen. So wurden in der Vergangenheit in größeren zeitlichen Abständen Reparaturen oder Veränderungen an der hölzernen Ausstattung vorgenommen. Deutlich werden derartige Eingriffe immer dann, wenn die originalen Planzeichnungen aufgefunden werden können – wie im Fall der Abteikirche für die Gestaltung des Beichtstuhles an der Südwand geschehen.

Den komplexen Anforderungen an die Planung und Überwachung der Restaurierung von hölzernen Ausstattungen und ihren Oberflächen konnte durch die reiche Erfahrung des Fachplaners für Holzrestaurierung sowie die kontinuierliche Begleitung des Fachreferenten vom Landesamt für Denkmalpflege Sachsen bestmöglich entsprochen werden.

Wand- und Deckenmalerei

Im Zuge der Restaurierung der Abteikirche musste auch die Raumschale mit ihrer umfänglichen Wandmalerei-Ausstattung konserviert werden, obwohl dies nicht von Anfang an in diesem Umfang absehbar war. Nicht allein die Flächen mit direktem Wasserkontakt mussten bearbeitet werden. Stichprobenartige Untersuchungen an Wänden und Deckengewölben zeigten zum Teil verheerendes Schimmelwachstum der leimgebundenen historischen Malerei – forciert durch die schwer zu kontrollierende



Abb. 39 Abteikirche, Bindemittel-Abbau der Farben durch starke Versalzung, Quellvorgänge und massives Schimmelwachstum, 2013

hohe Luftfeuchte im Kirchenraum in den Monaten unmittelbar nach der Flut. Externe Wandmalerei-Spezialisten sowie der Fachreferent des Landesamtes für Denkmalpflege Sachsen ermöglichten die Konzeptfindung für die Reinigungs- und Konservierungsmaßnahmen im Erfahrungs- und Ideenaustausch mit der Fachbauleitung für Restaurierung und Kunstgut vor Ort.

Technische Gebäudeausstattungen als präventive Konservierung

Technische Anlagen sind im Fall von Flutereignissen besonders stark betroffen, wenn sie vom Flutwasser direkt erreicht werden können. Dazu zählen die unterirdisch verlegten Medien ebenso, wie technische Einrichtungen, die im Erdgeschossbereich installiert sind. Dass im Zuge der Instandsetzung und Sanierung auch Optimierungen vorgenommen wurden, ist selbstverständlich. Ging es doch darum, den Stand der Technik herzustellen und Technologien anzuwenden, die zukunftsträchtig sind und Nachhaltigkeit versprechen.

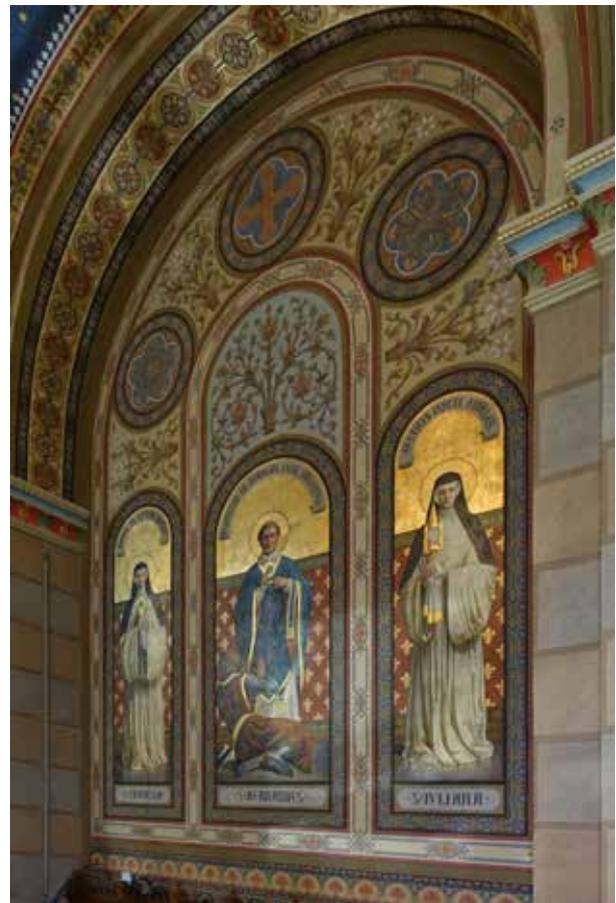


Abb. 40 Abteikirche: reiche dekorative und figürliche Wandmalerei, R. J. A. Schall/T. Hamacher, dat. 1859, 2014

Treffen aber Technik und denkmalgeschützte, baukünstlerische Ausstattung aufeinander, so ist besondere Sensibilität und Kompromissbereitschaft von den Planern beider Fachbereiche erforderlich. Hinzu kommt, dass gebäudetechnische Anlagen heute vielfältige Funktionen erfüllen: unter anderem können sie dabei helfen, durch präventiv-konservatorische Maßnahmen Kunst- und Kulturgut zu erhalten. In diesem Sinne hat sich die Zusammenarbeit der Planer für technische Gebäudeausstattung und der für Restaurierung und Kunstgut in Marienthal im Projektverlauf zunehmend intensiviert und ist vor allem aber auch durch die fachliche Unterstützung des IDK zu erfolgreichen, teilweise musterhaften Lösungen gelangt.

Naturwissenschaftliche Analytik

Nationalen und internationalen Standards folgend werden moderne Denkmalpflege und Restaurierung begleitet durch naturwissenschaftliche und materialkundliche Untersuchungen. Effektive und gleichermaßen schonende Methoden der Trocknung von Mauerwerk und Holzausstattungen waren auf Fachebene zu diskutieren, schließlich umzusetzen und zu überwachen. Jede Restaurierungsplanung erfordert essenzielle Grundlagen im Sinne von Voruntersuchungen ohne die Konzepte und Handlungsentscheidungen nicht erarbeitet werden können. Labore und Sonderfachleute halfen hier mit ihren hochspezialisierten Ausrüstungen.

Diese Fachkompetenz zu bündeln und in die sofort angelaufene Planung und Bauausführung einfließen zu lassen, bedeutete für die Fachbauleitungen eine besonders hohe Anforderung. In hartem Widerspruch dazu stand die viel zu kurze Zeit, die zu Maßnahmebeginn den Fachplanern verfügbar war, um die Schäden realistisch zu beurteilen und verbindlich Kosten zu schätzen. Die in dieser Phase getroffenen vorsichtigen Feststellungen und Prognosen mussten später präzisiert und modifiziert werden.

Bauphysik und Bauklimatik

sind zwei wichtige Disziplinen im Zusammenhang mit der Planung zur Instandsetzung, Sanierung und Modernisierung historischer Gebäude. Umso wichtiger sind sie, wenn ein ganzer Gebäudekomplex derartig durchfeuchtet wird, wie bei dieser Jahrhundertflut im Kloster St. Marienthal geschehen. Durch Bauklimatiker fachlich begleitet wurden alle Maßnahmen, die mit Klimakontrolle zu tun hatten/ haben. Besonders wichtig war dies in Depots und Außenlagern, die für ausgebaut und zwischengelagerte

Raumausstattungen und Kunstgut eingerichtet werden mussten.

Mikrobiologie

Sofort nach dem August-Hochwasserereignis haben sich sehr schnell Schimmelpilzkulturen in den hochwasserschädigten Räumen entwickelt. Schimmelwachstum konnte in den Klostergebäuden auf feuchten Stein- und Putzoberflächen mit und ohne Farbanstrich beobachtet werden. Besonders stark betroffen aber waren hölzerne Ausstattungen, darunter auch Kunstobjekte in verschiedenen Materialkombinationen.

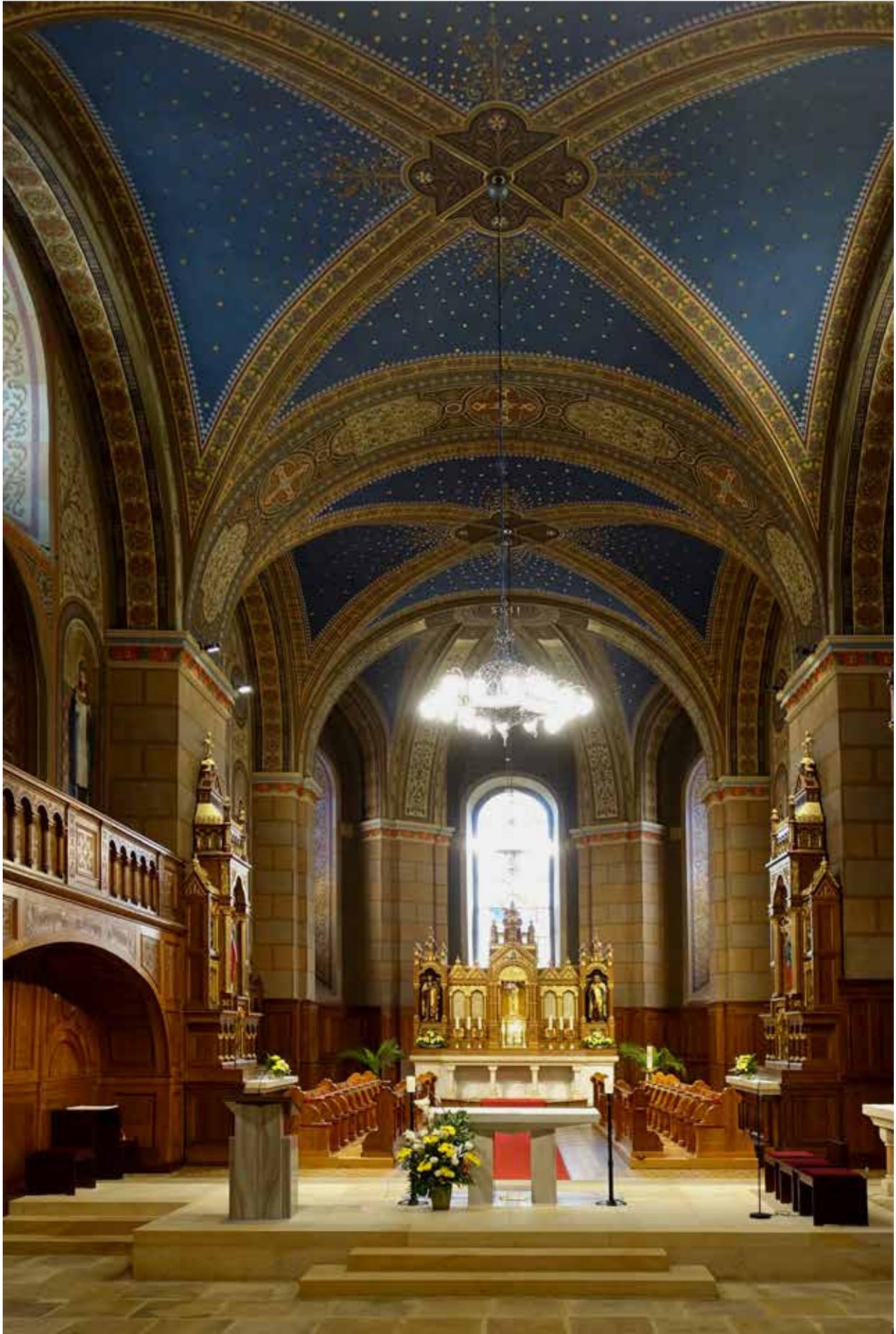
Schimmel stellt immer ein erhebliches Risiko für die Gesundheit der Menschen, wie auch für die betreffenden Objekte dar. So war es dringend erforderlich, die Schimmelpilzanalyse und -beseitigung professionell zu betreiben.

Die Messungen von Keimzahlen in der Luft waren auch notwendig, um die im Zusammenhang der laufenden Trocknungsmaßnahmen stattfindenden Entwicklungen der Schimmelpilzbelastung in den verschiedenen Räumen des Klosters verfolgen und gegebenenfalls darauf technisch reagieren zu können.

„Katastrophe als Chance ...“

So heißt eine Wanderausstellung, in der das Kloster St. Marienthal den unterstützenden Institutionen von Land und Bund sowie der interessierten Öffentlichkeit über die Bemühungen zur Beseitigung der Flutschäden vom August 2010 berichtete. Blickt man in die Geschichte zurück, so gingen Katastrophen, wie Brände, Fluten oder kriegerische Verwüstungen immer mit Zerstörung und Wiederaufbau einher. Katastrophen waren die Anlässe, zu denen zeitgemäße technische Neuerungen eingeführt wurden, aber auch gestalterische und stilistische Anpassungen sowie zum Teil erhebliche bauliche Überformungen und Erweiterungen erfolgten. Resümierend ist daher das Flutschadensereignis im Jahr 2010 mit den notwendigen Instandsetzungs- und Restaurierungsarbeiten gleichsam eine große Chance zu Veränderung und Verbesserung.

„Katastrophe als Chance“ – In diesem Sinne sollen die umfangreichen interdisziplinären Bemühungen um die Instandsetzung, Restaurierung und Modernisierung an den Gebäuden der St. Marienthaler Abtei verstanden werden. Sie sind Ausdruck zeitgemäßer Bedürfnisse und gestalterischer Intentionen der hier lebenden Schwestern



im Spannungsfeld besonders hoher Anforderungen an ein Denkmal von nationaler und internationaler Bedeutung.

Die Erfüllung eines solchen Anspruchs ist möglich, jedoch nur durch produktives Zusammenwirken und offenen Austausch der Erfahrungen zwischen den am Denkmalprojekt wirkenden Fachdisziplinen

Anmerkungen

- ¹ Kreuzkapelle: 1968–71 restauratorische Bestandserfassung und Restaurierungen durch die Restauratoren Gunter Herrmann (Radebeul) und Werner Pitschler (Crimmitschau).
- ² * 3. März 1724 in Breslau; † 1767 in Prag.
- ³ „echtes Fresko“: dem Wortsinn getreu (fresco = italienisch „frisch“) Farbe auf den frischen, d. h. auf den noch feuchten Kalkputz gemalt.
- ⁴ Dacheindeckung mit sog. Eternit-Schindeln – farbig rot changierend m. Rundbogenschnitt, Spende aus der Republik Österreich.
- ⁵ Begonnen wurde diese Maßnahme zunächst durch Kirchenmaler Wolfgang Pilz, der wegen gesundheitlicher Gründe den Auftrag im November 1982 an den Kirchenmaler Heinz Rentsch mit seinen Mitarbeitern (Doberschütz) übergab.
- ⁶ Die fachliche Begleitung leisteten die beiden Kunsthistoriker Dr. Elisabeth Hüther und Dr. Heinrich Magirius.
- ⁷ Vgl. „Die Umnutzung der ehemaligen Wirtschaftsgebäude des Klosters St. Marienthal zu einem Internationalen Begegnungszentrum“, Dr. Michael Schlitt in diese Publikation.
- ⁸ Restauratorische Planung, Konservierungen / Restaurierungen und Maßnahmebegleitung erfolgen seit 1996 durch den Autor Sven Taubert, Büro STENZEL & TAUBERT (Dresden).
- ⁹ Quelle: „Das Kloster Marienthal in Ostritz an der Neiße in der Oberlausitz vom Kalvarienberg nach Südosten, im Vordergrund ein Schäfer mit Schafherde“ um 1810 – Täubert, Carl Gregor und „Das Kloster Marienthal in Ostritz in der Oberlausitz von Südosten über die Neiße gesehen“, dat. um 1810 – G. Müller, beide ehem. Sammlung Theodor Bienert, Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Kupferstichkabinett.
- ¹⁰ Gemeint sind hier die Fassadenansichten der Konventgebäude sowie der Wirtschaftsgebäude vom Klosterhof her, die der Besucher als erstes wahrnimmt, wenn er diesen durch die zweite Toranlage betritt.
- ¹¹ Ockerfarbene Fassadenflächen mit weißer Absetzung von Architekturdetails (Fenster- und Türgewände, Gesimse, Kapitelle).
- ¹² Unter der Führung der 54. Äbtissin von Marienthal, Pia Walter (1982–93), ab 1993 gefolgt von Äbtissin Regina Wollmann.
- ¹³ Unter der Geschäftsführung von Dr. Michael Schlitt.
- ¹⁴ Vom IBZ wurde das Architekturbüro Prof. Dipl.-Ing. Dietrich Klose (Hildesheim) beauftragt. Das Kloster nahm aus gleichem Architekturbüro Planungsleistungen zur Erneuerung von Fenstern in den Konventgebäuden in Anspruch. Das Kloster selbst beschäftigte einen fest angestellten Hausingenieur für die Auftragsabwicklungen seiner Projekte. Für die Fachplanung wurden vom Kloster Heinz Rentsch (Baudenkmalpflege, Neschwitz) und das Dresdner Büro für Bauforschung, Restaurierung und Denkmalpflege STENZEL & TAUBERT, Sven Taubert verpflichtet.
- ¹⁵ Die langjährige Betreuung oblag hier dem Gebietsreferenten vom Landesamt für Denkmalpflege Sachsen, Dipl.-Ing. Arch. Udo Frenschkowski.
- ¹⁶ Dazu zählen die ehemaligen Wirtschaftsgebäude, wie Kälberstall, Kuhstall, Wagenremise, Pferdestall, Brauerei, Weinkeller, Mühlenstall- und Scheunengebäude, Mühle, Turbinenhaus, Sägewerk, Beamtenhaus, Pferdestall, Tischlerei.
- ¹⁷ Nachweislich gab es lichtgrau getünchte Graupelputze an den Fassadenflächen, zu denen glatt geputzte und weiß gekalkte Architekturgliederungen, wie zum Beispiel Gesimse, Bänder, Tür- und Fensterfaschen standen.
- ¹⁸ Pilotprojekt der deutschen Bundesstiftung Umwelt: Konservierung und Restaurierung der illusionistischen Fassadenmalereien des 18. Jh. an der Nord- und Ostfassade des Gästehauses im Kloster St. Marienthal / Ostritz 1996–97, STENZEL & TAUBERT, Dipl.-Rest. Sven Taubert, Dresden.

Fotonachweis

1–3, 10–14, 16–18, 22–24, 27, 28, 33, 35, 37, 40, 41 Sven Taubert; **4** LfD Sachsen; **6** SKD Kupferstichkabinett; **8, 19, 26, 32** (Sr. M. Elisabeth Vaterodt OCist) Kloster St. Marienthal; **15** Hesse; **20** Büro Heinz Rentsch, **21** Torsten Niemoth (LfD Sachsen); **25, 30, 31, 34** Wolfgang Junius (LfD Sachsen); **29** Thomas Höhne; **36, 38** Steffie Flade; **39** Hagen Meschke

DIE KLOSTERBIBLIOTHEK VON ST. MARIENTHAL UND DIE RESTE DES MITTELALTERLICHEN BUCHBESTANDES

Matthias Eifler

Die beiden sächsischen Zisterzienserinnenabteien St. Marienthal und St. Marienstern (1234 bzw. 1248 gegründet) gehören zu den wenigen seit ihrer Gründung durchgängig bestehenden Klöstern des Ordens in Deutschland. In beiden Konventen sind Bibliotheken erhalten, deren Bestände bis in das Mittelalter zurückreichen. Dies ist umso bemerkenswerter, als die Bibliotheken anderer Klöster im ostdeutschen Raum in der Reformationszeit oder im Zuge

der Säkularisation im frühen 19. Jahrhundert aufgelöst und verstreut wurden und teilweise ganz verloren gingen. Während zumindest ausgewählte Buchbestände einiger Männerklöster heute in großen Altbestandsbibliotheken (z. B. der Universitätsbibliothek Leipzig¹ und der Staatsbibliothek Berlin) aufbewahrt werden, sind die Buchbestände der Frauenklöster aus diesem Raum in der Regel (bis auf wenige Ausnahmen) komplett verloren. Als umso

bedeutendere Zeugen sind deshalb die vor Ort erhaltenen Buchbestände der beiden Frauenklöster anzusehen. Während die Schätze der Bibliothek von St. Marienstern durch die Erste Sächsische Landesausstellung im Jahr 1998² größere Bekanntheit erlangt haben, sind die Bestände von St. Marienthal bis heute – mit Ausnahme des reich illuminierten ‚St. Marienthaler Psalters‘ aus dem ersten Drittel des 13. Jahrhunderts³ – weitgehend unbekannt.

Die Bibliothek von St. Marienthal umfasst ca. 7.000 Bände, von denen 2.741 Titel zum historischen Bestand gehören. Die langjährige Bibliothekarin Sr. M. Hildegard Zeletzki OCist sowie Waltraud Guth haben 1997 die Zusammensetzung des Druckschriftenbestandes vom 16. bis zum 19. Jahrhundert für das „Handbuch der historischen Buchbestände in Deutschland“ ausgewertet.⁴ Danach besitzt die Bibliothek neben mittelalterlichen Handschriften (s. u.) 18 Inkunabeln (also Wiegendrucke des 15. Jahrhunderts),⁵ sowie 258 Werke des 16., 579 des 17., 873 des 18. und 1.012 des 19. Jahrhunderts. Inhaltlich dominieren Bücher aus den Fachbereichen Theologie, Askese



Abb. 1 Graduale, Böhmen, zweites Viertel des 15. Jahrhunderts, Initiale zum Pfingstfest (St. Marienthal, Klosterbibliothek, F 1/3, 95^r)

und Spiritualität für die geistliche Lektüre der Schwestern. Daneben finden sich aber auch eine Vielzahl historischer und geographischer Werke sowie für die Ausübung der klösterlichen Grundherrschaft relevante juristische Schriften.

Reste des mittelalterlichen Buchbestandes

Bereits bei der Gründung im Jahre 1234 durch Königin Kunigunde von Böhmen dürfte das Kloster mit einer Grundausrüstung von Büchern für die klösterliche Liturgie und die *lectio divina* versehen worden sein, über die keine Aussage getroffen werden kann. Dies liegt vor allem daran, dass das Kloster immer wieder Opfer verheerender Brände und anderer Katastrophen wurde, bei denen auch die Bibliothek und die in der Kirche und der Klausur verwahrten Bücher vernichtet wurden. So wurde das Kloster bei einem Hussiteneinfall im Jahr 1427 sowie bei einem Großbrand im Jahr 1542 jeweils komplett zerstört.

Von den heute noch erhaltenen acht mittelalterlichen Handschriften,⁶ durchgängig liturgischen Inhalts, wurden wahrscheinlich nur zwei ursprünglich für das Kloster St. Marienthal angefertigt – bei den anderen dürfte es sich um Buchstiftungen aus anderen Klöstern nach einer der verheerenden Brandkatastrophen handeln. Vermutlich bereits ursprünglich für das Frauenkloster angelegt wurden ein Graduale aus dem zweiten Viertel des 15. Jahrhunderts (Signatur: F 1/3) sowie ein Antiphonar aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts (Signatur: F 1/4), die beide der zisterziensischen Ordnung folgen. Sie sollten vielleicht die 1427 zerstörten Liturgica ersetzen, dienten dem Konvent also entweder bereits während der Zeit des 25-jährigen Exils in Görlitz zur Durchführung der Liturgie oder wurden erst anlässlich des Wiederbezugs des Klosters Mitte des 15. Jahrhunderts angefertigt.⁷ Bei dem Graduale F 1/3 verweisen die liturgischen Rubriken, in denen neben der Äbtissin eine *cantrix maior*, eine *cantrix* sowie Sängerinnen (*due domine* und *due puelle*) genannt werden, auf die Anlage für ein



Abb. 2 Antiphonar, Sachsen (Altzelle?), zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts, Initiale zum Fest des Heiligen Bernhard (St. Marienthal, Klosterbibliothek, F 1/4, 138^r)

Frauenkloster. Der Festbestand weist sowohl böhmische Heiligenfeste (Bischof Adalbert von Prag und König Wenzel) als auch für das Bistum Meißen typische Heilige (z. B. Donatus) auf – dies passt sehr gut zum Kloster St. Marienthal, das am Rand des Erzbistums Prag lag, aber von der im Bistum Meißen gelegenen Vaterabtei Altzelle betreut wurde. Der Band ist bei den Hoch- und Marienfesten mit elf prachtvollen Ornamentinitialen in intensiven Deckfarben auf Goldgrund versehen, von denen Akanthusranken ausgehen (Abb. 1).

Das in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, vielleicht ebenfalls als Ersatz für ein 1427 verlorenes Buch, angelegte Antiphonar (F 1/4) enthält im Gegensatz zu F 1/3 keine böhmischen Heiligenfeste und scheint in einem sächsischen Skriptorium geschrieben worden zu sein. Die Buchmalerei der 38 Ornamentinitialen sowie der einzigen historisierten Initialen, die den Heiligen Bernhard zeigt (Abb. 2), weist Charakteristika auf, die gut zu



Abb. 3 Kapitelloffiziumsbuch des Klosters Altzelle, um 1174/75, Beginn der Benediktregel (St. Marienthal, Klosterbibliothek, H 1/5, 113')

einer Anlage für ein Frauenkloster passen.⁸ Die Existenz eines Skriptoriums oder einer Buchmalereiwerkstatt in St. Marienthal selbst – zumal in dieser Zeit des Exils – ist wohl auszuschließen. Stattdessen ist zu vermuten, dass die Handschrift in der Vaterabtei Altzelle angelegt und ausgestattet wurde, wo nachweislich, zumindest in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, illuminierte liturgische Handschriften für die zweite Tochterabtei St. Marienstern hergestellt worden sind.⁹

Auch nach dem Klosterbrand von 1542 erhielt das Kloster St. Marienthal, wohl als Ersatz für zerstörte Liturgica, Handschriften zur Durchführung der Liturgie. Im Zusammenhang mit der Auflösung der Vaterabtei Altzelle in der Reformationszeit im Jahr 1540 wurden dabei kostbare und für das Selbstverständnis des Altzeller

Konvents zentrale Codices in die Tochterklöster St. Marienstern¹⁰ und St. Marienthal „geflüchtet“ und somit vor dem Zugriff der Sequestratoren gerettet. Die Initiative dafür dürfte vom letzten Altzeller Abt, Andreas Schmiedewald († 1545) ausgegangen sein, der selber an der Ausstattung illuminiertes Liturgica mitgewirkt hatte.¹¹ Unter den von Altzelle geflüchteten Handschriften ist vor allem die älteste Handschrift der St. Marienthaler Bibliothek zu nennen, ein um 1174/75 angelegtes Martyrologium mit Benediktregel (Signatur: H 1/5). Neuere Untersuchungen ergaben, dass es sich dabei um das zum Gründungsbuchbestand Altzelles gehörende, im Kloster Pforte geschriebene und ausgestattete Kapitelloffiziumsbuch des Konventes handelt, das im ältesten Bücherverzeichnis Altzelles aufgeführt ist,¹² aber bislang als verloren galt. Die Handschrift ist mit vier kolorierten Spaltleisteninitialen ausgestattet, von denen die am Beginn der Benediktregel den Heiligen Benedikt bei der Unterweisung eines Schülers zeigt (Abb. 3). Im Martyrologium sind an den Blatträndern die Namen von 15 der 34 Altzeller Äbte vom

ersten bis zum vorletzten Abt verzeichnet.¹³ Außerdem vermerkte man in Marginalien nach 1175 im Kloster eingeführte Heiligenfeste, wodurch Rückschlüsse auf die in Altzelle gepflegte Liturgie möglich sind.¹⁴ Ebenfalls aus Altzelle dürften weitere Liturgica nach St. Marienthal gelangt sein: ein im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts geschriebenes Graduale (Signatur: F 1/1) sowie ein im 2. Viertel des 14. Jahrhunderts angelegtes Antiphonar (Signatur: F 1/5), die beide ebenfalls der zisterziensischen Ordnung folgen.¹⁵

Auch die berühmteste St. Marienthaler Handschrift, der durch das Teilfaksimile von 2006¹⁶ edierte sogenannte ‚St. Marienthaler Psalter‘ (Signatur: F 5/31), der im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts im Nordbayern oder Franken zunächst für eine Privatperson angelegt und mit

reicher Buchmalerei ausgestattet worden war, dürfte zu den Handschriften gehört haben, die im Zuge der Klösterauflösung aus Altzelle nach St. Marienthal gebracht wurden. Eine Federprobe vom Ende des 13. oder Anfang des 14. Jahrhunderts im Kalender¹⁷ zeigt, dass der Psalter bereits damals im Raum Meißen, im Besitz eines Lehnsmannes des Burggrafen von Meißen war. Im 14. oder 15. Jahrhundert dürfte er dann durch eine Stiftung in das Kloster Altzelle und von dort nach 1540 an seinen jetzigen Aufbewahrungsort gelangt sein.¹⁸

Vielleicht ebenfalls als Ersatz für verlorene Liturgica, aber erst in der Frühen Neuzeit erhielt das Kloster auch ein illuminiertes Graduale (Signatur: F 3/29), das im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts (in der Zeit zwischen 1224 und 1235) für ein Zisterzienserkloster in Böhmen¹⁹ entstanden sein dürfte und wegen des Termins des Kirchweihfestes (6. Februar) wohl der Abtei Plaß bei Pilsen zuzuweisen ist. Die mit Spaltleisteninitialen auf Goldgrund (u. a. einer Darstellung der Auferstehung Christi, Abb. 4) ausgestattete Handschrift ist stilistisch mit bekannten Beispielen der böhmischen Buchmalerei, etwa der ‚Mater verborum‘-Handschrift (Prag, Bibliothek des Nationalmuseums, X A 11, vor 1240) zu vergleichen. Auf die Herkunft aus Böhmen verweisen neben typischen Heiligenfesten (König Wenzel und Bischof Adalbert) auch die Nachträge zum Fest Karls des Großen,²⁰ da neben Aachen unter Kaiser Karl IV. Prag ein Zentrum des Karlskultes wurde.

Dass die liturgischen Handschriften des Mittelalters auch in der frühen Neuzeit im Frauenkloster weiterhin für den Gesang in der Messfeier und im Stundengebet benutzt wurden, zeigen neben Nachträgen im Kapiteloffiziums- buch auch zahlreiche Überarbeitungen in den Graduale-Handschriften F 1/1, F 1/3 und F 3/29: Durch Tilgungen und Überklebungen mit Papierstreifen bzw. eingelegte



Abb. 4 Graduale, wohl aus Kloster Plaß, zwischen 1224 und 1235, Initiale zum Osterfest (St. Marienthal, Klosterbibliothek, F 3/29, 55^r)

Blätter wurden die Gesänge vereinfacht und gekürzt sowie die Textverteilung entsprechend angepasst.²¹ Da die großformatigen Liturgica intensiv benutzt wurden, waren immer wieder Neubindungen nötig, etwa bei dem Graduale F 1/3, das man im 18. Jahrhundert, wohl im Zuge des Bibliotheksneubaus und unter Verwendung der ursprünglichen Beschläge in weißes Leder band (Abb. 5).

Bei einem Missale (Signatur: F 3/1) ist nicht sicher, wann es in die Klosterbibliothek von St. Marienthal gelangte. Die nach Wasserzeichenbefund in der Zeit um 1465–70 geschriebene Handschrift wurde wohl für ein Zisterzienserkloster im Bistum Breslau angelegt.²² Auch die Bindung erfolgte vielleicht in einer Breslauer Werkstatt.²³ Auf die leere Seite vor dem Te-igitur (Abb. 6)



Abb. 5 Erneuerter Einband eines Graduale (St. Marienthal, Klosterbibliothek, F 3/1, Vorderdeckel)



Abb. 6 Missale für ein (Frauen-) Kloster im Bistum Breslau, um 1465-70, Te-igitur-Initiale, (St. Marienthal, Klosterbibliothek, F 1/3, 9^r)

wurde ein seltener, um 1470 entstandener Teigdruck mit einer Kreuzigungsszene²⁴ aufgeklebt, der als Andachtsbild diente.

Im Bereich der Sammelbände aus Druck und Handschrift ist ein 1485 in Leipzig gedrucktes Psalterium mit vier handschriftlichen Faszikeln aus dem 16. bis 18. Jahrhundert (Signatur: F 3/28) zu nennen, das wahrscheinlich erst im 18. Jahrhundert aus der Benediktinerinnenabtei Liebenthal in Niederschlesien nach St. Marienthal gelangte.²⁵ Neben Auszügen aus dem Breviarium und einem Kalender enthält der Band auch Exzerpte aus asketischen Texten des Heinrich Seuse und Thomas von Kempen. Als privater Buchbesitz einer (St. Marienthaler?) Schwester Elisabeth Kitzer ist ein Sammelband (Signatur: F 3/8) anzusehen, der aus einem Psalter-Druck (Leipzig 1510) und zwei handschriftlichen Faszikeln, nämlich einem Kalender und einem Officium defunctorum nach zisterziensischer Ordnung, zusammengesetzt ist. Auch hier finden sich im Totenoffizium Hinweise auf die musikalische Gestaltung, indem z. B. die *cantrix suprema* erwähnt wird. Solche Sammelbände, die im Besitz einzelner Schwestern

waren, legen Zeugnis von der privaten Frömmigkeit in einem Frauenkloster am Ende des Mittelalters ab.

Die Inkunabeln und Frühdrucke der Klosterbibliothek sind bislang noch nicht systematisch auf ihre exemplarspezifischen Merkmale (also Besitz- und Schenkungseinträge, Einbände, Ausstattung usw.) hin ausgewertet. Auch bei ihnen dürfte es sich häufig um Stiftungen von Einzelpersonen und geistlichen Einrichtungen an das Frauenkloster gehandelt haben. Dies zeigt exemplarisch ein Druck von Pars III der *Summa theologiae* des Thomas von Aquin (Venedig 1486,²⁶ Signatur: Theol. C 4/15), der nach Ausweis eines Kaufeintrags²⁷ im Besitz des Leipziger Theologen Johannes Honorius Cubitensis († 1504)²⁸ war und vielleicht als fromme Stiftung in das Nonnenkloster gelangte. Ein Druck von Ordensregeln der Heiligen Benedikt, Basilius, Augustinus und Franziskus (Venedig 1500,²⁹ Signatur: F 3/6) wurde in der Einbandwerkstatt des Coelestinerklosters auf dem Oybin gebunden und gelangte nach 1545 (evtl. über die letzten Mönche des Klosters, die sich im Väterhof in Zittau niedergelassen hatten) in das benachbarte Kloster St. Marienthal.³⁰



Abb. 7 Blick in die 1752 vollendete Klosterbibliothek

Bibliotheksneubau und -erweiterung in der Neuzeit

Wie im Mittelalter so kam es auch in der Neuzeit zu verheerenden Bränden, so im Jahr 1683, als die komplette Klosteranlage zerstört wurde und neu errichtet werden musste. Als Abschluss des barocken Klosterneubaus in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde unter der Äbtissin Theresia II. Senfftleben (reg. 1737–1753) und dem Propst Pater Bonifacius Procházka (reg. 1740–1768) im ersten Obergeschoß des Nordflügels der Klausur eine barocke Saalbibliothek (Abb. 7) errichtet, die als „räumlich bedeutendste Saalbibliothek eines deutschen Frauenklosters“³¹ gilt. Der 1752 vollendete Bibliotheksraum entstand wohl nach dem Vorbild der bis 1725 errichteten Prälaturbibliothek des nordböhmisches Klosters Ossegg/Osek.³² Beeindruckend ist die elegante Gestaltung des zweigeschossigen Raumes mit einer umlaufenden Galerie und eingebauten Regalen, die in Rokokoformen in den Farben Weiß, Blau und Gold ausgeführt und durch blaue Kartuschen mit Aufschriften zu den Themenbereichen bekrönt sind. Auf der Fensterseite des

Raums finden sich Schränke zur Aufnahme der Gesteins- und Mineraliensammlung sowie der klösterlichen Urkunden. Der Raum wird abgeschlossen durch ein vom Maler Franz Karl Palko (1724–1767) geschaffenes monumentales Deckengemälde im Tonnengewölbe, das ein zentrales Ereignis der Klostersgeschichte darstellt: die Bewahrung der Äbtissin Agnes III. von Gersdorf (Amtszeit 1426–32) vor den Hussiten durch das Eingreifen der Muttergottes.³³ Eine lateinische Widmungsinschrift über dem Eingang (Abb. 8) preist die Äbtissin und den Propst, die durch diesen Bibliotheksneubau „längst verstorbene Schriftsteller hier wieder zum Leben erweckt“ und dafür gesorgt haben, dass „den Gott lebenden geistlichen Jungfrauen, weder zu ihrer geistlichen Ergötzung etwas fehle, noch zur körperlichen Bequemlichkeit, und die Lebenden sich mit den Toten trösten könnten ...“ und fordert die Schwestern abschließend, mit Bezug auf die *Confessiones* des Heiligen Augustinus, zur intensiven Nutzung des Bücherschatzes auf: „Tolle! Lege! Tolle! Lege!“ (Nimm! Lies! Nimm! Lies!).³⁴

In diese Bibliothek gingen zunächst alle diejenigen Bücher ein, die die Brandkatastrophe von 1683

überstanden hatten, darunter auch ältere Liturgica, die zuvor in der Sakristei oder auf der Nonnenempore aufbewahrt worden waren. Der optischen Einheitlichkeit wegen wurden die Bände teilweise mit neuem weißen Rückenleder überzogen. Außerdem versah man sie mit Einträgen, die auf den Bibliotheksneubau Bezug nehmen: „*Ex Bibliotheca Mariæ Vallis Anno 1752 constructa.*“. In der Folge bereicherten Schenkungen, Erbschaften und käufliche Erwerbungen die Bibliothek. Auch wenn die neuzeitlichen Besitzeinträge bislang noch nicht systematisch ausgewertet worden sind, zeigt eine stichprobenartige Prüfung der Einträge des 17. und 18. Jahrhunderts, dass das Frauenkloster – im Zusammenhang mit der Einrichtung der Saalbibliothek und ihrer weiteren Vergrößerung – Buchstiftungen aus verschiedenen Klöstern des Ordens, aber auch von Äbtissinnen, Pröpsten und dem Kloster verbundenen Geistlichen erhalten hat. Unter den Äbtissinnen³⁵ scheint insbesondere Maria Theresia III., Gräfin von Hřzan und Harras (reg. 1784–1799) für eine Erweiterung der Bibliothek gesorgt zu haben, da zahlreiche Bände Eigentumsvermerke von ihrer Hand enthalten.³⁶ Einzelne Bücher tragen ältere Besitzeinträge der böhmischen Zisterzienserklöster Sedletz/Sedlec (bei Kuttenberg/Kutná Hora), Plaß/Plasy (bei Pilsen/Plzeň) und Goldenkron/Zlatá Koruna (bei Budweis/České Budějovice).³⁷ Auch einzelne Pfarrer, Kapläne oder Administratoren der zur Abtei gehörenden Klosterdörfer, z. B. Jauernick,³⁸ Grunau/Krzewina, Königshain/Dziatoszyn,³⁹ Rennersdorf⁴⁰ und Ostritz,⁴¹ stifteten Bände an die Abtei. Bücher erhielt die Klosterbibliothek aber auch von einzelnen Schwestern und ihren Verwandten.⁴²

Die Klosterbibliothek von St. Marienthal ist zwar weniger umfangreich als andere Sammlungen, zeichnet sich jedoch durch eine bis in das Mittelalter zurückreichende, wenngleich durch Brände und Katastrophen geprägte

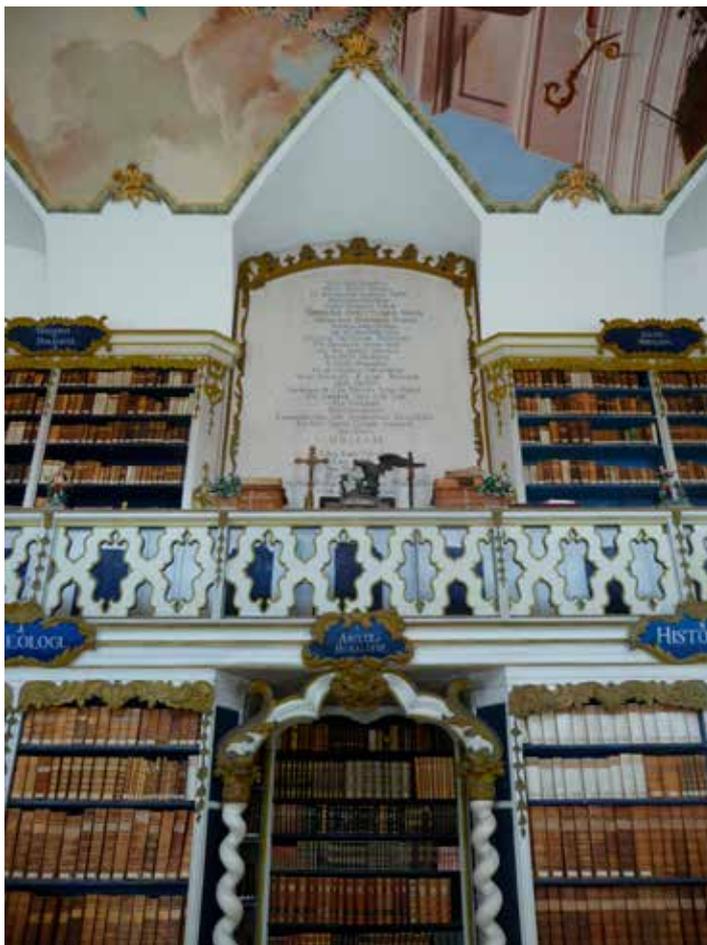


Abb. 8 Widmungsinschrift über dem Eingang

Tradition aus. In der Bibliothek haben sich kostbare, bis in das 12. und 13. Jahrhundert zurückreichende Reste des Buchbestands des einstigen Vaterklosters Altzelle, aber auch böhmischer und schlesischer Klöster erhalten. In ihren mittelalterlichen und neuzeitlichen Beständen legt die Sammlung darüber hinaus ein bemerkenswertes Zeugnis von der Liturgie, Frömmigkeit und Spiritualität des Frauenkonventes ab. Als einzigartig ist anzusehen, dass der Buchbestand bis heute in den Räumen der historischen Bibliothek aufbewahrt wird und sich somit eine „Einheit von Raum und Bestand“ (Marius Winzeler) ergibt, die es für kommende Generationen zu erhalten und weiter zu erforschen gilt.

Anmerkungen

¹ Vgl. Christoph MACKERT (Hg.): Geist aus den Klöstern. Buchkultur und intellektuelles Leben in Sachsen bis zur Reformation. [Katalog zur gleichnamigen Ausstellung der Universitätsbibliothek Leipzig vom 13. Oktober 2017 bis 7. Januar

2018] (Schriften aus der Universitätsbibliothek Leipzig 39). Leipzig 2017.

² Vgl. Judith OEXLE/Markus BAUER/Marius WINZELER (Hg.): Zeit und Ewigkeit. 128 Tage in St. Marienstern. Erste Sächsi-

- sche Landesausstellung, 13. Juni 1998 – 18. Oktober 1998 im Kloster St. Marienstern, Panschwitz-Kuckau, Ausstellungskatalog. Halle an der Saale 1998.
- ³ Vgl. Der St. Marienthaler Psalter. Im Auftrag der Zisterzienserinnenabtei Klosterstift St. Marienthal, hg. von Helmut ENGELHART, mit einem Geleitwort von Äbtissin Sr. M. Regina WOLLMANN OCist und Beiträgen von Sr. M. Hildegard ZELETZKI OCist, Helmut ENGELHART und Gisela KORNRUMPF. Regensburg 2006.
- ⁴ Vgl. Sr. M. Hildegard ZELETZKI OCist, Waltraut GUTH, Art. ‚Ostritz, Bibliothek der Zisterzienserinnenabtei St. Marienthal‘. In: Handbuch der Historischen Buchbestände, Bd. 18: Sachsen L–Z. Hg. von Friedhilde KRAUSE, bearbeitet von Dietmar DEBES und Waltraud GUTH. Hildesheim / Zürich / New York 1997, S. 225–231, Onlineausgabe: [https://fabian.sub.uni-goettingen.de/fabian?St._Marienthal_\(Ostritz\)](https://fabian.sub.uni-goettingen.de/fabian?St._Marienthal_(Ostritz)). Zur Bibliothek sind weitere Arbeiten der Klosterbibliothekarin Sr. M. Hildegard Zeletzki OCist († 5. März 2017) zu nennen: Die Stiftsbibliothek der Abtei St. Marienthal / Sachsen. In: Mitteilungsblatt der Arbeitsgemeinschaft Katholisch-Theologischer Bibliotheken 46 (1999), S. 43 f.; DIES.: Die Stiftsbibliothek der Abtei St. Marienthal in Sachsen. In: ENGELHART (Hg.): St. Marienthaler Psalter (wie Anm. 3), S. 17–19. Bei sämtlichen in den Anmerkungen genannten Internetadressen erfolgte der letzte Zugriff am 15. Oktober 2021.
- ⁵ Im Gesamtkatalog der Wiegendrucke (GW: <https://www.gesamtkatalogderwiegendrucke.de>) werden für die Klosterbibliothek 17 Drucke durchgängig theologischen Inhalts nachgewiesen.
- ⁶ Die mittelalterlichen Buchbestände des Klosters (acht Handschriften, drei Sammelbände aus Druck und Handschrift sowie drei ausgewählte, als Buchbindemakulatur in Drucken verwendete Handschriftenfragmente) wurden in den Jahren 2016/2017 im Zuge eines von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projektes am Handschriftenzentrum der Leipziger Universitätsbibliothek wissenschaftlich erschlossen und mit Mitteln des Landesdigitalisierungsprogramms des Freistaates Sachsen digitalisiert. Vgl. die Projektseite: <https://www.ub.uni-leipzig.de/forschungsbibliothek/projekte/projekte-chronologisch-alle/erschliessung-von-kleinsammlungen-mittelalterlicher-handschriften-in-ostdeutschland>. Über diese Projektseite sind die vom Autor dieses Beitrags angefertigten ausführlichen Handschriftenbeschreibungen einzusehen, die zunächst über die Handschriftendatenbank Manuscripta Mediaevalia (<http://www.manuscripta-mediaevalia.de>) veröffentlicht wurden und künftig über die im Aufbau befindliche zentrale Informationsplattform für mittelalterliche und neuzeitliche Buchhandschriften in deutschen Sammlungen „Handschriftenportal“ (<https://handschriftenportal.de>) einzusehen sein werden. Zu den Projektergebnissen vgl. außerdem: Matthias EIFLER: Mittelalterliche Handschriften aus der Klosterbibliothek von St. Marienthal (Ostritz/Sachsen). Teil I: Illuminierte Codices des 12. und 13. Jahrhunderts. In: Cistercienser Chronik 124 (2017), H. 2, S. 221–234; Teil II: Liturgische Codices des 14. und 15. Jahrhunderts. In: Cistercienser Chronik 125 (2018), H. 2, S. 207–220; DERS., Zisterziensischen Klosterbibliotheken in Sachsen auf der Spur: Altzelle, St. Marienthal und die Aktivitäten des Leipziger Handschriftenzentrums. In: Helga FABRITIUS / Albert HOLENSTEIN (Hg.): Klosterbibliotheken. Herausforderungen und Lösungsansätze im Umgang mit schriftlichem Kulturerbe (Fachtage Klosterkultur, Bd. 1, hg. von der Stiftsbibliothek
- St. Gallen und der Stiftung Kloster Dalheim, Publikation zur Tagung in St. Gallen 11.–14. September 2019). St. Ottilien 2021, S. 71–82. Zu weiterer Literatur vgl. die Angaben auf der Projektseite.
- ⁷ Zu beiden Handschriften vgl. die Beschreibungen, abrufbar über die Projektseite (wie Anm. 6) sowie EIFLER, Mittelalterliche Handschriften St. Marienthal, Teil II (wie Anm. 6), S. 208–214, hier mit Abb. 1–2 (fol. 75^v und 123^r). Der Initialschmuck lässt sich aufgrund stilistischer Merkmale in den böhmischen Raum lokalisieren und in die Zeit um 1430/40 datieren. Vgl. die Handschriftenbeschreibung mit Verweis auf Vergleichsbeispiele. Für zahlreiche wertvolle Hinweise zur stilistischen Einordnung der Buchmalerei der St. Marienthaler Codices ist dem Buchmalerei-Forscher Dr. Armand Tif (Universität Wien) sehr herzlich zu danken.
- ⁸ Die Buchmalerei zeichnet sich durch eine Kombination archaisierender und moderner Elemente, eine Vorliebe für starke Farbigkeit und eine dichte Füllung der Initialen mit Herzen, Blüten und anderen Ornamenten, die an textile Arbeiten erinnern, aus. Die Ausstattung dieser Handschrift ist deshalb wohl als „nicht-professionelle Klosterarbeit“ (A. Tif, s. Anm. 7) anzusehen.
- ⁹ Im Auftrag dreier Äbtissinnen aus St. Marienstern wurden zwischen 1513 und 1529 im Skriptorium von Altzelle neun teilweise aufwändig illuminierte liturgische Handschriften für die Tochterabtei angelegt, wobei sich als Schreiber der Kantor Antonius Huth und der Spiritual des Frauenkonvents Johannes Helbig sowie als Maler Andreas Schmiedewald, der spätere und letzte Abt von Altzelle, nennen. Vgl. dazu Marius WINZELER: Die Bibliothek der Zisterzienserinnenabtei St. Marienstern und ihre Beziehungen zum Kloster Altzelle. In: Tom GRABER / Martina SCHATTKOWSKY (Hg.): Die Zisterzienser und ihre Bibliotheken. Buchbesitz und Schriftgebrauch des Klosters Altzelle im europäischen Vergleich. (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 28). Leipzig 2008, S. 221–245, hier v. a. S. 230–242; Marius WINZELER / Hans GRÜSS: Antiphonar / Graduale / Prozessionale. In: Katalog Zeit und Ewigkeit (wie Anm. 2), Kat. Nr. 2.149–2.154, S. 206–211.
- ¹⁰ So gelangte etwa ein für den Altzeller Konvent bedeutsamer, um 1411–28 angelegter „Liber usuum“ mit einer Zusammenstellung der im Kloster üblichen liturgischen Gebräuche von Altzelle nach St. Marienstern (St. Marienstern, Bibliothek, Ms. Quart. 23). Vgl. WINZELER, Bibliothek St. Marienstern (wie Anm. 9), S. 243; Markus BAUER: Liber usuum des Klosters Altzella. In: Katalog Zeit und Ewigkeit (wie Anm. 2), Kat. Nr. 2.158, S. 214.
- ¹¹ Vgl. Anm. 9.
- ¹² Leipzig, UB, Ms 54, 170^r: „regula[...] cum calendario“. Vgl. Ludwig SCHMIDT: Beiträge zur Geschichte der wissenschaftlichen Studien in sächsischen Klöstern. Teil I: Altzelle. Dresden 1897 (erweiterter Sonderdruck aus: Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde 18 [1897], S. 201–272), hier S. 10.
- ¹³ Vermerkt sind die Todestage von 15 Äbten, von den ersten beiden, Heinrich I († nach 1179) und Witelhibus († 1187) bis zu den beiden vorletzten, Martin Lochau († 1522) und Paulus Bachmann († 1537/39). Von einigen dieser Äbte war durch die „Altzeller Annalen“ zwar das Todesjahr, nicht aber der konkrete Todestag bekannt. Vgl. die Einzelnachweise in der Beschreibung (vgl. Anm. 6).
- ¹⁴ Nachweise in der Beschreibung sowie bei EIFLER, Mittelalterliche Handschriften St. Marienthal, Teil I (wie Anm. 6), S. 223–227. Vgl. DERS.: Wiederentdeckt: das Kapiteloffzi-

- umsbuch von Kloster Altzelle. In: *Ora et labora*. Informationsblatt der Freunde der Abtei St. Marienthal 54 (Weihnachten 2016), S. 9–14.
- ¹⁵ Bei beiden Handschriften fehlen böhmische Feste, sodass von einer Entstehung in einem Zisterzienserklöster im Bistum Meißen auszugehen ist, wozu auch die Nachträge zu typischen Festen dieses Bistums (z. B. *Inventio pueri* und Namen Jesu in F 1/1) passen. Der Einband von F 1/5 wurde um 1513/14 im Kloster Altzelle angefertigt (vgl. Einbanddatenbank: <https://www.hist-einband.de>, Werkstatt w004078). Einzelnachweise in der Beschreibung sowie bei EIFLER, *Mittelalterliche Handschriften St. Marienthal*, Teil II (wie Anm. 6), S. 214–216.
- ¹⁶ Vgl. Anm. 3.
- ¹⁷ Auf dem Novemberblatt des Kalenders (F 5/31, fol. 6^r; vgl. ENGELHART [Hg.], *St. Marienthaler Psalter* [wie Anm. 3], Tafel 11; EIFLER, *Mittelalterliche Handschriften St. Marienthal*, Teil I [wie Anm. 6], S. S. 229, Abb. 3) findet sich die Federprobe: *V[enerabili] domino suo M. Misnensi burgrauio* („Seinem verehrten Herrn M., dem Burggrafen von Meißen“). Der Eintrag dürfte sich auf Meinher III. († 1308) beziehen und zeigt, dass der Psalter damals bereits im Raum Meißen, im Besitz eines Beamten oder Lehnschützen des Burggrafen war. Über die Burggrafen ergibt sich auch eine Verbindung zu Altzelle, denn diese waren die Schutzherrn des Klosters, in dem bis 1356 die Grablege ihrer Familie war. Einzelnachweise bei EIFLER, ebd., S. 227–231.
- ¹⁸ Dafür spricht auch die Beobachtung, dass der Psalter in den 1530er Jahren in derselben Meißner Werkstatt (Georg Kolbe?) wie das Kapiteloffiziumsbuch eine Neubindung erfahren hat. Einzelnachweise in der Beschreibung (vgl. Anm. 6).
- ¹⁹ Die Entstehungszeit lässt sich außer durch den Stil der Buchmalerei durch die Heiligenfeste eingrenzen. Während das 1224 im Zisterzienserorden eingeführte Fest des Hl. Robert von Molesme (29. April) bereits in das Sanctorale integriert ist, wurde das seit 1235 begangene Fest der Hl. Elisabeth (19. November) nachgetragen; auch andere erst nach der Mitte des 13. Jahrhunderts eingeführte Heiligenfeste finden sich als Nachträge Auf eine Entstehung in Böhmen verweist das Vorkommen entsprechender Feste (z. B. König Wenzel: 28. September, und Bischof Adalbert von Prag: 23. April), auf die Entstehung für ein Männerkloster die Rubriken, in denen der Abt und Kantor erwähnt werden. Vgl. die entsprechenden Nachweise in der Beschreibung sowie bei EIFLER, *Mittelalterliche Handschriften St. Marienthal*, Teil I (wie Anm. 6), S. 231–233.
- ²⁰ Es finden sich Nachträge zu zwei Festen des 1163 kanonisierten Kaisers, nämlich am 28. Januar und zur *Translatio* am 27. Juli. Vgl. EIFLER, ebd., Abb. 6 (Bl. 103^v).
- ²¹ Diese Überarbeitungen sind durch die Wasserzeichen der verwendeten Papiere auf ca. 1618 zu datieren und standen offenbar im Zusammenhang mit der Ausrichtung der Zisterzienser-Liturgie am römischen Vorbild und somit auch der *Graduale-Handschriften* an der ‚*Editio Medicea*‘ von 1614/15, die vom Generalkapitel des Jahres 1618 beschlossen worden war.
- ²² Für eine Entstehung in Breslau spricht das Vorkommen des seltenen Festes der Hl. Kazaria, das u. a. in Breslau (9. Dezember und *Commemoratio* 4. Februar) gefeiert wurde, aber auch ein Messformular zum Fest der Hl. Hedwig von Schlesien (15. Oktober). Dass der Band für ein Kloster des Zisterzienserordens angefertigt wurde, zeigen Übereinstimmungen mit dem Zisterziensermissale. Im Totenoffizium finden sich dabei maskuline und feminine Formen, in Nachträgen neben einem Totengebete *Pro famulo* auch ein später, aber noch im 15. Jahrhundert eingetragenes *Pro famula*. Es ist also zu vermuten, dass der Band zunächst für ein Männerkloster im Bistum Breslau (Grüssau / Krzeszów, Heinrichau / Henryków, Leubus / Lubiąz?) angelegt worden ist und noch vor Ende des 15. Jahrhunderts an ein Frauenkloster überging. Einzelnachweise in der Beschreibung (vgl. Anm. 6).
- ²³ Der Einband wurde in einer schlesischen Werkstatt (‚Breslau, Werkstatt W‘, vgl. Einbanddatenbank: <https://www.hist-einband.de>, Werkstatt w004349) angefertigt. Unter den jetzt ausgelösten Spiegeln fanden sich in Kreide eingetragene Mariengebete sowie die Datierung 1[4]74, die vielleicht das Jahr der Bindung bezeichnet.
- ²⁴ Der 10,3 × 7,4 cm große Teigdruck wurde nach einer Vorlage des Meisters E. S. († um 1468, tätig in Südwestdeutschland) angefertigt und gehört zu einer um 1470 in Franken oder Bayern entstandenen Folge von Szenen aus dem Leben Jesu und Heiligendarstellungen, Einzelnachweise in der Beschreibung (vgl. Anm. 6).
- ²⁵ Die hervorgehobene Stellung der Feste der Heiligen Maternus und Benedikt im Kalender (Fasz. V) verweist auf eine Entstehung dieses, evtl. auch aller handschriftlichen Teile im Benediktinerinnenkloster Liebenthal / Lubomierz, ca. 20 km südöstl. von Hirschberg / Jelenia Gora, dessen Klosterkirche den Heiligen Benedikt und Maternus geweiht war.
- ²⁶ Vgl. GW (wie Anm. 5), M46509.
- ²⁷ Vgl. den Eintrag auf dem vorderen Spiegel: *Tertia pars summe sancti Thome Aquinatis. Empta per magistrum Johannem Cubitensem. Et constat xxxv gr.* [in kleinerer Schrift ergänzt: *singulis computatis scilicet ligatura, ornamentis etc.*].
- ²⁸ Zur Biographie und zum Werk vgl. Franz Josef WORSTBROCK: Art. ‚Honorius (Erhardi), Johannes, Cubitensis‘. In: *Deutscher Humanismus 1480–1520, Verfasserlexikon*. Hg. von DEMS. Berlin / New York 2008, Bd. 1, Sp. 1137–1143. Zum Buchbesitz des Johannes Cubitensis sowie zu Buchstiftungen, u. a. an die Artistenfakultät der Leipziger Universität und die Freiburger St. Marienkirche, vgl. ebd., Sp. 1139, sowie Otto CLEMEN: *Kleine Beiträge zur sächsischen Gelehrten- und Altermuskunde* 25 (1904), S. 296–305, hier S. 297 f., 28 (1907), S. 122–134, hier S. 122–124.
- ²⁹ Vgl. GW (wie Anm. 5), M37614.
- ³⁰ Einzelnachweise und weitere Literatur zum Kloster Oybin und seiner Bibliothek in der Beschreibung (vgl. Anm. 6).
- ³¹ Vgl. Sr. M. Hildegard ZELETZKI OCist: *Zwei Marienthaler Äbtissinnen für die Klosterbibliothek*. In: *Ora et labora* 43 (Sommer 2011), S. 7–11, hier S. 8 Zitat. Zur Bibliothek vgl. Edgar LEHMANN: *Die Bibliotheksräume der deutschen Klöster in der Zeit des Barock*. Berlin 1996. 2 Bde., hier Bd. 1 (Text), S. 146 f., 221, Bd. 2 (Katalog), S. 473 f., Abb. 135–137, 226, 345, hier S. 146 der Verweis, dass es sich bei der St. Marienthaler Saalbibliothek um den einzigen reich ausgestatteten, zweigeschossigen barocken Bibliotheksraum in einem Frauenkloster im deutschsprachigen Gebiet handelt.
- ³² Vgl. Marius WINZELER: *Die Zisterzienserinnen-Abtei St. Marienthal. Architektur einer böhmisch-katholischen Insel in der Oberlausitz*. In: *Via Sacra. Oberlausitz, Schlesien, Böhmen. Festschrift für Dr. habil. Volker Dudeck zum 60. Geburtstag* (Mitteilungen des Zittauer Geschichts- und Museumsvereins 30) Görlitz / Zittau 2007, S. 110–127, hier S. 120. Zur Bibliothek von Ossegg vgl. LEHMANN, *Bibliotheksräume* (wie vor. Anm.), Bd. 1, S. 146, 220 f., 271, Bd. 2, S. 490, sowie Abb. 132–133, 195.

- ³³ Vgl. WINZELER, ebd., S. 120. Vgl. DERS.: Das Deckengemälde der Klosterbibliothek von St. Marienthal. In: *Ora et labora* 52 (Weihnachten 2015), S. 11–13. Zur Ausstattung der Bibliothek vgl. auch ZELETZKI, Stiftsbibliothek St. Marienthal, in: ENGELHART (Hg.), *St. Marienthaler Psalter* (wie Anm. 3), S. 17–19, hier S. 18.
- ³⁴ Für die Übersendung einer Abschrift und Übersetzung der Widmunginschrift ist Torsten Fechner (St. Marienthal) sehr herzlich zu danken.
- ³⁵ In einzelnen Büchern finden sich etwa Besitzeinträge der Äbtissinnen Scholastika Waldin (reg. 1754–1764) und Anastasia Rösler (reg. 1764–1784).
- ³⁶ Vgl. dazu ZELETZKI, *Zwei Marienthaler Äbtissinnen* (wie Anm. 31), S. 10 f. Die Besitzeinträge der Äbtissin Maria Theresia III. enthalten auch Verweise auf Verwandte, von denen sie Bücher erhalten hat, so von ihrem Bruder Kardinal Franz Xaver Graf von Hřizan und Harras sowie ihrem Vetter Sigismund Graf von Franckenberg.
- ³⁷ Wie die Bücher aus den genannten Klöstern nach Marienthal gelangten, kann beim jetzigen Wissensstand nur vermutet werden. Bücher aus dem Kloster Plaß könnten durch den Mönch Joseph Maletz, der von 1714 bis 1740 als Propst von St. Marienthal wirkte, hierher gelangt sein. Außerdem ist bekannt, dass der letzte Abt von Plaß Caelestinus Werner (reg. 1779–1785) dem Frauenkloster im Jahr 1787 liturgische Handschriften stiftete, nämlich vier Gradualien, drei Psalterien und zwei Missalien. Die Bände aus Goldenkron könnten in die Bibliothek des Frauenklosters gelangt sein durch den Mönch von Goldenkron und Propst von St. Marienthal Gottfried Wimmer (reg. 1780–1801), dessen Name in zahlreichen Bänden (z. T. mit der Formel „*Ex Bibliotheca Mnrij. S. Coronae Cist. Ord. ad usum Godefridi Wimmer*“) verzeichnet ist.
- ³⁸ Für die Klosterdörfer Jauernick (15 km nördlich von St. Marienthal) und Grunau (4 km nordöstlich) sind Heinrich Niesner (Pfarrer in Jauernick 1655–1701) und Martin Baltzer (1746–1749 Administrator in Jauernick, später Pfarrer in Grunau, † 1785) durch Schenkungseinträge in Büchern der Klosterbibliothek belegt. Ein Besitzeintrag Heinrich Niesners von 1655 findet sich auch im Sammelband F 3/17, der aus einem Missale Romanum (Venedig 1493) und einem evtl. in Görlitz entstandenen handschriftlichen Faszikel vom Ende der 1490er Jahre zusammengesetzt ist. Vgl. die Beschreibung (vgl. Anm. 6).
- ³⁹ Mehrere Bücher sind mit dem Eintrag „*Ex haereditate Michaelis Werner, Parochi Könighanensis ... 1760*“ gekennzeichnet, stammen also aus dem Nachlass eines Pfarrers im Klosterdorf Königshain (3 km Luftlinie vom Kloster entfernt).
- ⁴⁰ Ein Band trägt einen Schenkungseintrag des Pfarrers von Rennersdorf (13 km westlich von St. Marienthal) aus dem Jahr der Bibliotheksweihe 1752.
- ⁴¹ Mehrere Pfarrer und Kapläne sowie eine Kantor an der Kirche des in unmittelbarer Nachbarschaft des Klosters liegenden Ortes Ostritz stifteten nach Ausweis entsprechender Einträge Bücher an die Klosterbibliothek.
- ⁴² So sind z. B. Besitzeinträge einer Schoalstica Strauß sowie eines evtl. mit ihr verwandten Archidiacons des Kollegiatstiftes zu Liegnitz Johann Maximilian Strauß († 1695) erhalten. Für das 18. Jahrhundert werden in Schenkungs- und Besitzeinträgen beispielsweise erwähnt (Auswahl): Sr. Benedicta Elblin (nach 1766), Sr. Wenceslauia (1774), Sr. Catharina Räßling (1778), Hedwig Leithlin (1784) und Sr. Carolina Fichtnerin (nach 1784).

Fotonachweis

Alle Abb. Abtei St. Marienthal

DER KREUZWEG UND DER KALVARIENBERG DES KLOSTERS ST. MARIENTHAL – GESCHICHTE UND BESTAND*

Heike Claassen, Holger Daetz, Carsta Mahnkopf und Henrike Schwarz

Die folgenden Ausführungen sind Teil einer studentischen Bestandsanalyse¹ zum Stationsberg des Klosters St. Marienthal unter denkmalpflegerischen Aspekten. Um die Bedeutung des Bestandes einzuordnen, wurde die Untersuchung im Zusammenhang mit der geschichtlichen Entwicklung von Kreuzwegen und der Ikonographie von Kalvarienbergen bearbeitet. Das Zustandekommen der Analyse ist der Unterstützung des IBZ und der Universität Hannover bzw. deren enger Zusammenarbeit zu verdanken.

1 Geschichte von Kreuzweg und Kalvarienberg

1.1 Begriff und Genese des Kalvarienbergs und seiner Kreuzwege

Der Begriff „Kalvarienberg“ ist die Bezeichnung für die plastische oder bildliche Darstellung der Kreuzigungsgruppe auf einem Postament und der nach Schrift und Legende im Passionsgeschehen eine Rolle spielenden Personen.² Eine Kreuzigungsgruppe stellt in der Regel Jesus Christus am Kreuz dar, zu seinen Seiten finden sich die sogenannten Assistenzfiguren, häufig in der Gestalt von Maria und dem Apostel Johannes. Die Benennung „Kalvarienberg“ erfolgte nach dem Berg Kalvaria in Jerusalem, dem Kreuzigungsort Christi (heute: Golgatha/ übersetzt Schädelstätte). Vielfach wurden die Kalvarienberge an den Außenwänden der Kirchen, häufiger jedoch in der freien Landschaft errichtet. „Als Standort wurden bevorzugt kleinere Hügel, aber auch die Kuppen höherer Berge gewählt. [...] Der Berg ist immer eine bevorzugte Lieblingsstätte der religiösen Andachtsübungen gewesen, schon als sinnlich deutlicher Ausdruck des Erhabenseins über die Niederung, dann als Beförderer inneren Gesameltseins, der beglückenden Einsamkeit und Konzentriertheit vor dem ewigen Wesen.“³

Mitte des 15. Jh. entstand in Europa der Wunsch, den Leidensweg von Christus nachzuschreiten. Daraus entwickelte sich die Idee, den in Jerusalem von Christus beschrittenen Weg zur Kreuzigung in Europa baulich

nachzuahmen – es entstanden die Kreuzwege. Die ältesten Kreuzweganlagen wurden lediglich durch einen Anfangs- und Endpunkt festgelegt. Während der Beginn des Weges meist durch ein Stadttor gebildet wurde, befand sich am Ende des Weges ein Kalvarienberg oder eine Kreuzkapelle. In der weiteren Entwicklung erfuhren die Kreuzwege eine Aneinanderreihung unterschiedlicher Stationen, die das Passionsgeschehen versinnbildlichten und den Kreuzweg begleiteten.

Die Entstehungszeit der Kalvarienberge und der Kreuzwege beginnt im Anschluss an die Kreuzzüge und erreichte eine große Beliebtheit im Barock. Sie wurden Ziel von Prozessionen, Wallfahrten und privater Frömmigkeit besonders an Kreuzfesten, Freitagen und in der Fastenzeit. Zweck war und ist noch heute die besondere Verehrung des Leidens Christi und die Aufopferung der Gebete und guten Werke zur Bekehrung der Un- und Irrgläubigen und zur Wiedergewinnung der Heiligen Stätten.⁴ Die bauliche Fassung der frühen Kreuzwege war uneinheitlich, da ihre Stifter zumeist bürgerliche Personen waren, die diese Anlagen angeregt durch ihre Pilgerreise oder Kreuzzug nach Jerusalem und unter dem Einfluss frommer Bücher und Passionsdarstellungen errichteten.

Im Laufe der Zeit ging man dazu über, die bisher nur durch Anfang und Ende begrenzten Kreuzwege durch einzelne weitere Monumente zu unterteilen. Zur besseren Veranschaulichung wurden an der Wegstrecke einzelne Haltepunkte angelegt, die jeweils eine Szene der Passionsgeschichte versinnbildlichten. Da die Gläubigen hier Halt (statio) machten, wurde von nun an der Begriff „Stationsweg“ geprägt.⁵ In der weiteren Entwicklung des Kreuzweges erhöhte sich die Anzahl der Stationen, u. a. angeregt durch die mittelalterlichen Passionsspiele sowie die Andacht der sieben Fußfälle auf sieben Stationen. Zu Beginn des 16. Jh. waren die Kreuzwege der sieben Fußfälle über ganz Deutschland verteilt.⁶ Wenig später genügten den frommen Stiftern die sieben Fußfälle nicht mehr. „Es wurden Wege angelegt, die weit zahlreicher mit Stationen angefüllt waren, immer wieder wurden

Die 14 Stationen des Kreuzwegs von Jerusalem

I	Jesus wird zum Tode verurteilt	VIII	Jesus tröste die Frauen Jerusalems
II	Jesus wird das Kreuz aufgelegt	IX	Jesus fällt zum dritten Mal nieder
III	Jesus fällt zum ersten Mal unter dem Kreuz nieder	X	Jesus wird entkleidet
IV	Jesus begegnet seiner Mutter Maria	XI	Jesus wird ans Kreuz genagelt
V	das Kreuz wird von Simon von Kyrene übernommen	XII	Jesus stirbt am Kreuz
VI	die heilige Veronika wischt die Schweißtropfen von Jesu Antlitz	XIII	Jesus Leichnam wird vom Kreuz abgenommen
VII	Jesus fällt zum zweiten Mal nieder	XIV	Jesus wird ins Grab gelegt

neue Stationen hinzugefügt. Neun, zwölf [...] ja bis über fünfzig Monumente behandelten dann die Leidensgeschichte; [...].⁷

Die europaweite Verbreitung der Kreuzwege und Kalvarienberge wurde maßgeblich durch das Buch „Peregrinatio spiritualis“ von Adrichomius aus dem Jahr 1563 und die erschienenen Übersetzungen gefördert. Das Buch enthielt die Anleitungen zur Errichtung eines Kreuzweges.⁸ Durch eine Veröffentlichung des spanischen Franziskaners Antonius Daza im Jahre 1626 setzte sich allmählich eine Aufteilung in 14 Stationen durch.⁹ Diese Entwicklung wirkte sich auch auf Jerusalem aus, denn nach dem Erscheinen dieser Werke entstanden nicht nur im Abendland zahlreiche Passionswege. Die Stationenanordnung wurde bald auch am eigentlichen historischen Ursprung in Jerusalem neu aufgebaut, da man die alten Stätten dort nicht genau verorten konnte. Ursache für diese Übertragung war der Anspruch der Pilger aus dem Abendland, die im Buch beschriebenen Stationen auch in Jerusalem vorzufinden.¹⁰ Diese Entwicklung ist auf die Unkenntnis des Kreuzweges Christi in Jerusalem während des ganzen ersten Jahrtausends zurückzuführen. Er wurde als Kreuzweg nicht verehrt. Man wusste wohl von einem Weg, den die Pilger zu gehen pflegten, aber eine Aufteilung in Stationen brachte erst das Mittelalter. Demnach waren Jerusalem und die Kreuzigung Christi für Europa lange Zeit nur das historische Vorbild für den Inhalt der Passionsandacht, die den Leidensweg von Jesus Christus vom Urteilsspruch bis zu seiner Grablegung würdigte. Erst ab dem späten Mittelalter, nachdem man am historischen Ort die Stationen, die man erwartete, nachgebaut hatte (die heutige Via Dolorosa), wurde Jerusalem zum Vorbild für die Kreuzwege in Europa. Es kam nämlich später durch Reiseberichte und zurückkehrende bürgerliche oder geistliche Pilger zu

einer Rückübertragung der 14 Stationen von Jerusalem auf das Abendland (s. oben).

Mit der Verbreitung der Ablasserteilung durch die katholische Kirche auf zunächst einzelne ausgewählte Stationen eines Kreuzweges begann die Entwicklung zur Anerkennung der Kreuzwegandacht als Gebetsform. Die Abschreitung der Stationen eines Kreuzweges war aufgrund dieser Entwicklung nun nicht mehr allein die Verehrung der Leiden Christi, sondern sollte nun auch der Vergebung der Sünden dienen.

Die Ende des 16. Jh. zur Volkskunst gewordenen Stationswege besaßen, bedingt durch die verschiedenen Stifter, sehr verschiedene Ausprägungen. Die dargestellten Szenen gingen oftmals über die eigentliche Thematik des Passionsgeschehens hinaus. Aus diesem Grunde beauftragte die katholische Kirche die Nonnen und Mönche des Franziskanerordens mit der Betreuung der Kreuzwege. Der Franziskanerorden hatte bereits ab 1312 die Überwachung der heiligen Stätten in Palästina übernommen.¹¹ „[...] im Jahr 1668 erhielt die Kreuzwegandacht die offizielle kirchliche Bestätigung in Form der allgemeinen Ablassverleihung durch Innozenz XI., der den Mönchen und Nonnen des Franziskanerordens sowie den Mitgliedern der anderen Kirchen eingerichteten Bruderschaften das Privileg verlieh, bei Begehung eines in einer Ordenskirche errichteten Kreuzwegs die selben Ablässe gewinnen zu können, welche mit dem Besuch der Stätten in Jerusalem verbunden waren. Benedikt XIII. dehnte dieses Privileg 1726 auf alle Gläubigen aus [...], die den Kreuzweg bei den Franziskanern besuchten [...].“¹² Erst 1731 unter Clemens XII. wurde der Ablass auf alle durch Franziskaner erbaute Kreuzwege ausgedehnt, unabhängig davon, wo sich dieser befand.¹³ Das Privileg der Ablasserteilung nur auf Kreuzwege auf dem Besitz eines Franziskanerordens fiel damit weg, jedoch noch nicht die enge



Abb. 1 Kreuzigungsgruppe auf dem Hutberg in Ostritz im Jahre 1952

Bindung an die Franziskaner selbst. Auf Betreiben des Franziskaners Leonard von Porto Maurizio wurde im selben Jahr der Kreuzweg der 14 Stationen endgültig durch die Kirche zur Ablassgewinnung festgelegt.¹⁴ An dieser Entwicklung ist abzulesen, welche bedeutende Rolle der Franziskanerorden für die Genese der Kreuzwege spielte.

Den verschiedenen Stationen der Kreuzwege waren im Laufe ihrer Entwicklung unterschiedliche Ablässe zugeordnet. Als nicht mehr genau bekannt war, welche Ablässe ursprünglich zu den äquivalenten Stationen in Jerusalem gehörten, wurde verboten, solche Ablassangaben an den Stationen anzuschreiben.¹⁵ Die Ablasserteilung eines Kreuzweges wurde durch Holzkreuze symbolisiert, die oftmals an den Stationen befestigt waren. Die Verwendung von Holzkreuzen sowie die räumliche Trennung der einzelnen Stationen, um wirklich einen Kreuzweg zu ‚gehen‘, waren die einzigen Forderungen, die die Kirche an einen Kreuzweg von 14 Stationen stellte.

1.2 Bauliche Ausprägung der Kreuzwege unter freiem Himmel

Da die Kreuzwege nicht in jedem Fall unter freiem Himmel, sondern auch im Inneren einer Kirche, Grabkapelle

oder anderen heilige Stätte angelegt wurden, ist ihr Aufbau ortsbedingt sehr unterschiedlich. Im weiteren soll nur auf die Kreuzwege unter freiem Himmel eingegangen werden.

Die Kreuzwege entstanden in der Regel in aufsteigendem, natürlich entstandenem Gelände. Ihre Hauptbestandteile sind Stationen, Treppenstufen und die Kreuzigungsgruppe bzw. die Grabkapelle. Die Stationen wurden durch Bildstöcke oder durch Stationskapellen, die jeweils einen Teil der Leidensgeschichte wiedergaben, in der Landschaft aufgestellt und damit festgelegt. Den Anfangspunkt bildete oftmals eine Kirche oder ein Stadttor.

Die Aufstellung der Bildstöcke an einem Kreuzweg war entwicklungsbedingt verschieden. Die ältesten, lediglich durch zwei Punkte bestimmten Kreuzwege, erforderten noch keine Komposition. Als sich jedoch die Anzahl der Stationen vermehrte und Einzelbildstöcke aneinander zu reihen waren, passte sich die Gestaltung des Kreuzweges den örtlichen Gegebenheiten an. Da meist der Endpunkt der Andacht auf einem Hügel lag, zu der ein serpentinenartiger Weg verlief, wurden die Bildstöcke bevorzugt an den Biegungen des Pfades aufgestellt. Dabei achtete man darauf, dass die Vorderfront schon weithin sichtbar, aber



Abb. 2 Gesamtansicht des Klosters vom Kalvarienberg (Stich um 1850)

witterungsbedingt nicht der Hauptwindrichtung zugewandt war.¹⁶

Ein Vertreter dieser Ausprägung war ein Kreuzweg mit 9 bis 10 Stationen, der zu Beginn des 18. Jh. auf dem Hutberg oberhalb der Stadt Ostritz entstand. Der Kreuzweg begann an der Katholischen Pfarrkirche im Zentrum des Ortes, wo er von der heiligen Statue des Nepomuk an einer Hausfassade begleitet wurde und führte serpentinenartig, gesäumt von steinernen Bildstöcken, auf den in beträchtlicher Entfernung liegenden Hutberg. Den Höhepunkt und Abschluss des Kreuzweges bildete eine barocke Kreuzigungsgruppe, die von Äbtissin Agnes von Hayn 1711, der Vorgängerin der Äbtissin Klara Mühlwenzel¹⁷, gestiftet wurde. Im Jahr 1963 wurde die Kreuzigungsgruppe aufgrund des staatlichen Basaltabbaues auf ihren heutigen Standort oberhalb der dritten Station umgesetzt. Sie steht damit weit unterhalb der sechsten Station, die heute die letzte ist. Die restlichen zwei bis drei Stationen fielen ebenfalls dem Basaltbergbau zum Opfer. Die Kreuzigungsgruppe wurde auf einem Postament errichtet, das durch vier Figurensockel gegliedert wird. Die Skulpturen stellen Christus am Kreuz, links Maria und rechts die knieende Maria Magdalena sowie Johannes dar (vgl. Abb. 1). Als Material wurde Sandstein verwendet. Die Gruppe wird von einer bankartigen niedrigen Graniteinfassung umgeben.

Genutzt wurde der Kreuzweg zu Prozessionen zur Karzeit durch die Katholische Pfarrgemeinde. Die heute vorhandenen Bildstöcke vermitteln einen eher klassizistischen Eindruck. Vermutlich sind es nicht die Bildstöcke der Entstehungszeit des Kreuzweges. Sie wurden 1991-93 restauriert, wobei auf die Rekonstruktion der ehemals vorhandenen Bildtafeln verzichtet wurde.¹⁸

In der Blütezeit der Kreuzwege entstanden Anlagen mit einer Vielzahl von Stationen. Zum einen verdeutlichten diese den Reichtum des Stifters der Anlage, zum anderen wurden sie aufgrund ihrer Erweiterung des überlieferten Kreuzweggeschehens von der Katholischen Kirche eher skeptisch betrachtet. Trotzdem wurden sie weltberühmt, wie der Kreuzweg des Sacro Monte bei Varallo mit 45 Stationskapellen beweist.¹⁹

1.3 Ikonographie

Die Darstellung von Kreuzigungsgruppen zählt zu den wichtigsten Themen der christlichen Kunst. Ihre Ikonographie beruht hauptsächlich auf theologischen Überlegungen.²⁰ Bei Kalvarienbergen können außer Christus am Kreuz zwischen Maria und Johannes noch Maria Magdalena, Dismas (der gute Schächer), Gestas (der böse Schächer), Longinus (der Lanzenstecher), Stephaton (der Soldat mit dem Essigschwamm), der Centurio (der



Abb. 3 Kreuzigungsgruppe im Jahre 1927 (Abbildung von einer Postkarte aus der Sammlung Wolff/Böhmer)

bekennende Hauptmann) und andere Gestalten dargestellt sein. Diese sind die sogenannten Assistenzfiguren.²¹

Für die abendländische Kreuzigungsdarstellung wurde der dreifigurige Kreuzigungstyp prägender als der vielfigurige. Diese drei Figuren sind Jesus am Kreuz, seine Mutter Maria zur Rechten und der Apostel Johannes zur Linken.²²

Die Figur der Maria wurde durch ihr Schicksal, den eigenen Sohn zu verlieren, zum Vorbild des Mitleidens, denn was könnte betroffener machen, als die Schmerzen einer Mutter.²³ Deshalb wird die Anwesenheit der Mutter Maria selten als Besonderheit betrachtet. Warum aber wurde gerade der Apostel Johannes als wichtigste dritte Figur dargestellt?

Johannes stellte eine hochangesehene Autorität in Jerusalem dar und damit auch eine der Säulen der Kirche.²⁴ Seine hervorragende Begabung und sein Feuereifer brachte ihm schon in den ersten Jahren nach der Kreuzigung Christi eine führende Stellung unter den Aposteln und in der Kirche Palästinas ein.²⁵ Er gehörte zum engsten Kreis der Vertrauten Jesu. Im Johannesevangelium wird er auch als der Lieblingsjünger bezeichnet.²⁶

Die Wahl eines erhöhten Ortes für die Errichtung einer Kreuzigungsgruppe ist nicht nur auf das historische Vorbild Golgatha zurückzuführen. „Die Aufstellung an so

bevorzugter Stelle hielt der Gemeinde das zentrale Thema der christlichen Botschaft, die Erlösung des Menschen durch den Opfertod Christi, ständig und eindrucksvoll vor Augen.“²⁷

1.4 Historische Entwicklung des Stationsbergs des Klosters St. Marienthal

Die Gebäude des Klosters liegen als geschlossene Anlage am Fuß eines Berges, der den südwestlichen Abschluss des schmalen Durchbruchtales der Neiße bildet.²⁸ Dieser Berg, in alten Handschriften auch als Schutzberg bezeichnet, wurde 1728 auf Betreiben der damaligen Äbtissin Klara Mühlwenzel als Stationsberg umgeformt²⁹ (vgl. Abb. 2). Man errichtete den Kreuzweg mit kulissenartig aufgestellten Bildstöcken zu beiden Seiten des Weges, der zu einer Kreuzigungsgruppe den Berg hinaufführt. Diese Kreuzigungsgruppe besteht aus den spätbarocken Figuren des gekreuzigten Christus, der Maria und des Apostels Johannes (vgl. Abb. 3).

1883 wurde der Kreuzweg durch die Äbtissin Anna Novak erneuert.³⁰ 1912 renovierte man auf Anweisung der Äbtissin Michaela Waurik die Figuren.³¹ Im Jahr 1984 wurden die hölzernen Ablasskreuze im Zuge einer Renovierung des Stationsberges aus Anlass der 750-Jahr-Feier

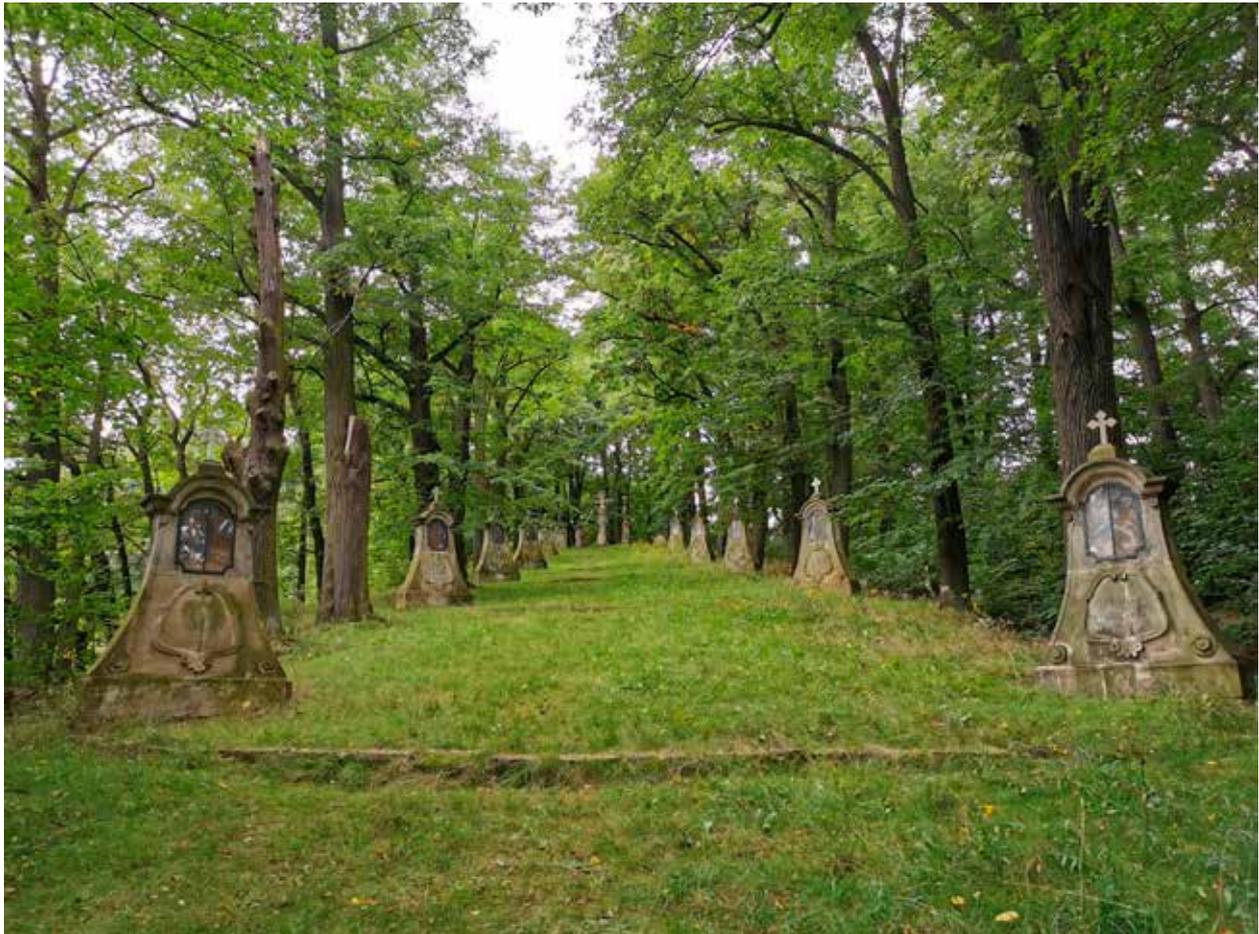


Abb. 4 Gesamtansicht des Kalvarienbergs im Jahr 2021

des Zisterzienserinnenklosters St. Marienthal durch dessen Stiftsamt erneuert. Man verwendete die alten Kleeblattkreuze als Vorlage und fertigte aus Eichenholz Kopien an, die zusätzlich mit heller Farbe gestrichen wurden. Nach Aussage des Stiftsamtes bezog sich die Renovierung allein auf ein Abwaschen der Bildstöcke mit reinem Wasser und auf die Erneuerung der Holzkreuze.³²

Der Stationsberg ist seit seiner Errichtung 1728 wahrscheinlich kontinuierlich genutzt worden, auch wenn sich die heutige Nutzung auf wenige Anlässe und Tage im Jahr reduziert hat.

2 Bestandsbeschreibung und -bewertung

2.1 Aufbau und stilistische Einordnung des Stationsberges St. Marienthal

Mit dem Entstehungsjahr 1728 fällt die Errichtung der St. Marienthaler Anlage in die Zeit des Spätbarock und ist angesichts der langen Existenz des Klosters sowie der generellen Entstehungszeit von Kalvarienbergen und Kreuzwegen im 15. und 16. Jh. als spät zu bezeichnen. Wenn man jedoch das Privileg der Franziskaner bedenkt,

denen als einzigen Menschen bis 1726 eine Ablass-Pilgerreise nach Jerusalem durch das Abschreiten eines durch sie errichteten Kreuzweges erspart wurde, so war die St. Marienthaler Anlage schon dem modernen Gedanken verpflichtet.

Der Stationsweg von St. Marienthal wurde auf einem natürlich entstandenen Hang, der zu einer Berme ausgebaut wurde, oberhalb des Klosters errichtet. Er zeichnet sich durch einen kompakten Aufbau der Kreuzwegstationen aus (vgl. Abb. 4). Gemäß dem barocken Gestaltungsprinzip, das eine Gesamtsymmetrie des Stationsberges anstrebte, sind jeweils sechs Stationen in Form von Bildstöcken beidseitig einer gedachten Mittelachse angeordnet. Es handelt sich dabei um die Stationen I bis XI und XIII. Die dann folgende, in der Mittelachse stehende Kreuzigungsgruppe ist die XII. Station und bildet gleichzeitig den inhaltlichen Höhepunkt des Kreuzweges. Der letzte Bildstock, die XIV. Station, findet als Abschluss des Kreuzweges seinen Platz hinter der Kreuzigungsgruppe.

Die Kreuzigungsgruppe ist mit einer Höhe von 4 m, einer Breite von 4,54 m und einer Tiefe von 0,63 m auch

der architektonische Höhepunkt des Stationsberges (vgl. Abb. 3). Bei der Betrachtung der Lage der Kreuzigungsgruppe, stellt man fest, dass sie nicht symmetrisch von der Mittelachse des Kreuzweges geschnitten wird, sondern auf den östlich gelegenen Kirchturm des Klosters ausgerichtet ist (vgl. Abb. 2). Man drehte die Kreuzigungsgruppe aus der Mittelachse, bis Christus genau nach Osten blickte. Eine Erklärung für diese besondere Lage ist die topographische Situation: Der Stationsberg wurde oberhalb des Weinberges in grober Nord-Süd-Richtung angelegt, da der rechte Querbalken des Kreuzes nach Osten weisen sollte, denn „von dort kommt das neue Licht, der neue Glaube“.³³ Die Kreuzigungsgruppe gehört zum dreifigurigen Typ. Die bei dreifigurigen Gruppen übliche Stellung (Maria rechts, Johannes links) der Assistenzfiguren wurde vertauscht (vgl. Abb. 3).

Die Kreuzigungsgruppe, bestehend aus rötlichem Sandstein, die aus einem niedrigen, altarartigen Postament und den oben beschriebenen Figuren aufgebaut ist, wird durch drei Figurensokkel gegliedert.³⁴ „In der Mitte unter dem Kreuz befindet sich das Wappen der Äbtissin Klara Mühlwenzel und die Worte: has statVas CoLLeCarl feCI t Venerabilis VLrgo CLara Abbatisa Mariae VaLLensis (1728). Die Inschriften besagen, dass Äbtissin Klara die Gruppe errichtete, Propst Joseph Maletz, Profess von Kloster Platß (Plasy, Böhmen) sie weihte mit der Assistenz der Zisterzienserpatres Adalbert aus Neuzelle und Alexander aus Platß. Die Chronogramme (man errechnet sie, indem man die Zahlwerte der großgeschriebenen Buchstaben zusammenzieht) ergeben für die einzelnen Inschriftabschnitte jeweils 1728 – das Errichtungsjahr.“³⁵

Eine zweite Inschrift befindet sich auf der Vorderseite des Figurensokkels unter Maria:

Wer sich an mir versündigt
der wird seine Seele verletzen
und alle, die mich hassen, haben
den Todt lieb. (in Sprüchen, 8 Cap. V.36)

Die dritte Inschrift auf der Vorderseite des Figurensokkels unter Johannes lautet:

Viele wandeln von welchen ich
euch oft gesagt habe, nun aber
sage ich auch mit weinenden
Augen, das sie die Feinde des Kreuzes

Christi und Herrn Ende ist.³⁶

(Paulus zu den Philippern, Cap. 3 V.18)

Auf der Rückseite des Postamentes ist eine weitere Inschrift zu lesen: „Renoviert von Michaela Veronica Zocher Abbatissinn und Domina zu St. Marienthal den 29. August 18..4“.³⁷ Da unklar ist, welche Maßnahmen die Erneuerung durch die Äbtissin Novak im Jahr 1883 beinhaltete, kann an dieser Stelle nicht mit Sicherheit gesagt werden, ob die heute vorhandene Kreuzigungsgruppe die ursprüngliche des Jahres 1728 ist. Die eingemeißelte Holzmaserung im Kreuz und die dargestellten Aststümpfe zu Füßen von Jesus zeigen, dass der Bildhauer die übliche Darstellung des Kreuzes als Lebensbaum bevorzugte. Das unter dem Kreuz im Stein eingelassene Ablassholzkreuz spiegelt die Verschmelzung des lateinischen und des Kleeblattkreuzes wider und gleicht den Ablasskreuzen der Bildstöcke.

Die Stationen des Kreuzweges in St. Marienthal werden durch barocke sandsteinerne **Bildstöcke** dargestellt (vgl. Abb. 4). Die zwölf paarweise angeordneten Bildstöcke drehen sich der Mittelachse zu. In ihrer Stellung verjüngen sie sich, wodurch der Kreuzweg perspektivisch verlängert und die Kreuzigungsgruppe fokussiert wird. Der Blick des den Berg hinaufsteigenden Pilgers wurde so auf das Wesentliche – Jesus am Kreuz – gelenkt (vgl. Abb. 5).

Der dreizehnte Bildstock bildet die letzte und vierzehnte Station hinter der Kreuzigungsgruppe. Alle Bildstöcke weisen eine Höhe von 2,50 m, eine Breite von 1,72 m und eine Tiefe von 0,39 m auf. Sie sind aus vier in barocken Formen behauenen Teilstücken durch Kupferklammern zusammengesetzt, ihre Flachseite nähert sich einer Glockenform an.

Das Thema der ‚Heiligen Stiege‘ wurde auch in St. Marienthal durch den Einbau von **Stufen** aufgegriffen, jedoch hat man sich mit acht von 28 Stufen begnügt. Vom Fuß des Stationsberges gelangt man über acht langgezogene, dem Emporsteigenden entgegenschwingende Erdstufen zum Höhepunkt des Kreuzweges, der Kreuzigungsgruppe.

Der Stationsberg des Klosters St. Marienthal steht in der Tradition der barocken, achsial bestimmten Kreuzweganlagen. Das Zusammenspiel von topographischen Gegebenheiten, genialer Ausnutzung der erhabenen Lage westlich des Klosters mit daraus resultierender östlicher Blickbeziehung zum Kloster und eine ausgefeilte Formensprache der Architekturen bedingt eine beispielhafte Anlage des beginnenden 18. Jh. Der Stationsberg



Abb. 5 Kreuzigungsgruppe auf dem Kalvarienberg im Jahre 2021

erstreckt sich über eine Länge von ca. 160 m und hat eine durchschnittliche Breite von ca. 30 m. Mit einer Fläche von rund 5200 m² nimmt er einen nicht unbeträchtlichen Klosterbesitz ein. Der Höhenunterschied vom Fuß des Stationsberges bis zur Kreuzigungsgruppe erweist sich mit 25 m als eine erhebliche Steigung. Der Stationsberg St. Marienthal kommt dem Idealtyp der symmetrisch komponierten Kreuzwege sehr nahe.

2.2 Zustandsbeschreibung

2.2.1 Architekturen

Die Architekturen des Stationsberges von St. Marienthal zeichnen sich erfreulicherweise durch Vollständigkeit und relativ soliden Zustand aus.

Kreuzigungsgruppe

Die Gruppe zeigt leichte Verwitterungsspuren, doch sind beispielsweise die Ausdrucksformen der Gesichter der Statuen, die Ausprägung der Gliedmaßen und kleinen Falten der Gewänder noch deutlich zu erkennen.

Bildstöcke

Die paarweise angeordneten Bildstöcke haben zwar äußerlich z.T. erheblich durch Betonverputz in ihrer Originalsubstanz eingebüßt, doch wurden ihre Ornamentik und ihre äußere Form nicht verändert. Sie stehen vollzählig und standsicher entlang des Kreuzweges und beeindrucken noch immer durch ihre Größe von 2,50 m sowie durch ihre barocke Formensprache. Alle in den Nischen der Bildstöcke eingelassenen Zinkblechtafeln fehlen. Diese Tafeln sind aufgrund drohender Zerstörung durch Vandalismus und Raub im Frühjahr 1996 entfernt worden, nachdem zuvor etliche Verglasungen zu Bruch gegangen waren. Die zwölf der ehemals dreizehn bildlichen Darstellungen, die bis heute überkommen sind, werden derzeit restauriert.

2.2.2 Vegetation

Der Baumbestand am Stationsberg ist reihig angeordnet und wird fast ausschließlich aus Winterlinde (*Tilia cordata*) gebildet (vgl. Abb. 4). Die Lindenreihen sind ca. 100



Abb. 6 Station 2 – Jesus wird das Kreuz aufgelegt



Abb. 7 Station 13 – Jesus Leichnam wird vom Kreuz abgenommen



Abb. 8 Rückseite der Kreuzigungsgruppe mit Blick zum Kloster

Jahre alt, haben sich aber aufgrund unterschiedlicher Standortbedingungen ungleich entwickelt.

Die Linden stehen in sieben Reihen, die allerdings nicht alle dieselbe Länge haben, entlang des Verlaufes des Stationsweges, bzw. als kurze geradlinige Verbindung von Kreuzigungsgruppe und 14. Station. Damit verkörpern sie die Symbolhaftigkeit der Zahl sieben, die in der Religion eine große Bedeutung hat. Die sieben wird als Ausdruck der Totalität gewertet.³⁸ Erst mit der Anzahl sieben ist die heilige Stätte vollständig. Auch die Abfolge von 14 Stationen am Kreuzweg ist beispielsweise das Doppelte der Zahl sieben.

2.2.3 Umfeld und Sichtbezüge

Der Stationsberg besaß ursprünglich einen längeren, aufsteigenden Weg wie man am heutigen Lindenbestand entnehmen kann. Der untere Bereich des Kreuzweges wird durch einen ihn schneidenden, unbefestigten Fahrweg abgeschnitten. Der Stationsberg ist Bestandteil des Klosters. Der enge religiöse Zusammenhang manifestierte sich in einer direkten Sichtbeziehung. Der nach rechts blickende Christus am Kreuz schaut nach Osten, wo sich in nächster Nähe die Kirchturmspitze des Klosters erhebt. Diese Sichtachse wird durch zahlreiche historische Abbildungen (vgl. Abb. 2) bestätigt. Auf dem Weg vom Klostertor in Richtung Stationsberg gibt es eine Sichtbeziehung von einer alten Tür in der dort befindlichen Mauer (westliche Abgrenzung des Gartens hinter den Beamtenhäusern) in gerader Linie zur Kreuzigungsgruppe. Die zwei nachvollziehbaren Sichtbeziehungen zur Kirche des Klosters und zur Kreuzigungsgruppe sind durch Baumaufwuchs gestört.

2.3 Bewertung der Gesamtanlage unter Berücksichtigung des Denkmalwertes

Der Stationsberg von St. Marienthal steht im Zusammenhang mit der Klosteranlage als Flächendenkmal unter Schutz. Außerdem wurde er mit seiner Kreuzigungsgruppe von 1728 als Einzeldenkmal unter Schutz gestellt.³⁹

Der Stationsberg ist trotz restaurierungsbedürftigem Zustand einer der vollständigsten und besterhaltendsten Kreuzweganlagen der neuen Bundesländer.⁴⁰ Er ist damit ein äußerst wertvolles, kulturhistorisch interessantes Objekt von überregionaler Bedeutung.

Zeitlich gesehen ist die Anlage von ihrem Aufbau stiltypisch und, aufgrund der erst 1731 stattgefundenen Reglementierung auf 14 Stationen und der Anerkennung

von Kreuzwegen unter freiem Himmel durch Ablasserteilung, als fortschrittliche soziale Leistung zu werten, die ganz in der Tradition und Verpflichtung von Zisterzienserklöstern stand.

Literatur

- BECKER, Udo (1992): Lexikon der Symbole. Freiburg, Basel, Wien.
- BÜRO PLANLAND (1992): Gartendenkmalpflegerische Analyse der Außenanlagen am Klosterstift St. Marienthal bei Ostritz. Berlin.
- CLAASSEN, Heike, Holger Daetz, Carsta Mahnkopf und Henrike Schwarz (1996): Kreuzweg und Kalvarienberg des Klosters St. Marienthal. Geschichte, Bestand, Maßnahmen. Studienarbeit am Institut für Grünplanung und Gartenarchitektur der Universität Hannover, St. Marienthal, Hannover.
- CLASSEN, Heike, Holger DAETZ, Carsta MAHNKOPF und Henrike SCHWARZ (1998): Kreuzweg und Kalvarienberg. Ein geschichtsträchtig religiöser Klosterfreiraum in St. Marienthal. In: Stadt und Grün, 47. Jhg., 4/98, S. 278-287.
- ENDE, Horst (1986): Die Stadtkirchen in Mecklenburg. Berlin.
- FABIAN, Gunther (1986): Spätmittelalterliche Friedhofscrucifixe und Kalvarienberge im Rheinland und in Westfalen. Diss. Bonn.
- GEISSLER, Clemens (1994): Miteinander an der Neiße. Schriften des Internationalen Begegnungszentrums St. Marienthal. Band 1. Ostritz.
- HAUCK, Albert (1901): Theologie und Kirche. Band 9. Leipzig.
- HÖFER; J. u. RAHNE, K. (1960): Lexikon für Theologie und Kirche. Band 5. Freiburg.
- KRAMER, Ernst (1957): Kreuzweg und Kalvarienberg. Historische und baugeschichtliche Untersuchung. Studien zur Deutschen Kunstgeschichte. Band 313. Kehl und Strassburg
- ROTH, Elisabeth (1958): Der volkreiche Kalvarienberg in Literatur und Kunst des Spätmittelalters. Berlin.
- SCHMIDT, H. u. M. (1984): Die vergessene Bildersprache christlicher Kunst. Ein Führer zum Verständnis der Tier-, Engel- und Mariensymbolik. München.
- WESTHAUSER, Robert (1992): Die Außenanlagen des Zisterzienserinnenklosters St. Marienthal. Eine gartendenkmalpflegerische Analyse. Dipl.-Arb. TU Berlin.
- WETZER u. WELTE (1891): Kirchenlexikon. Band 7. Freiburg.
- ZISTERZIENSERINNERABTEI ST. MARIENTHAL (1982): Zisterzienserinnenabtei St. Marienthal – Ein Führer durch das Kloster. Leipzig.

Anmerkungen

* Bei diesem Artikel handelt es sich um die stark gekürzte Fassung eines Wochenstegreifbes, den Studenten des Instituts für Grünplanung und Gartenarchitektur der Universität Hannover im Jahr 1996 in St. Marienthal durchführten. Der Wochenstegreif umfasste auch die Erstellung eines Maßnahmenkonzeptes für Instandsetzung, Pflege und Unterhaltung, das hier aus Platzgründen nicht abgedruckt werden konnte.

¹ Vgl. CLASSEN et al. 1996; CLASSEN et al. 1998.

² Vgl. HÖFER/RAHNE 1960, S. 1266.

³ KRAMER 1957, S. 12.

⁴ Vgl. HÖFER/RAHNE 1960, S. 1266.

⁵ Vgl. KRAMER 1957, S. 16.

⁶ Vgl. KRAMER 1957, S. 19.

⁷ KRAMER 1957, S. 20.

⁸ Vgl. KRAMER 1957, S. 22.

⁹ Vgl. KRAMER 1957, S. 24.

¹⁰ Vgl. KRAMER 1957, S. 115f.

¹¹ Vgl. WETZER/WELTE, 1891, S. 1131.

¹² KRAMER 1957, S. 89.

¹³ Vgl. WETZER/WELTE 1891, S. 1131.

¹⁴ Vgl. KRAMER 1957, S. 89.

¹⁵ Vgl. KRAMER 1957, S. 89.

¹⁶ Vgl. KRAMER 1957, S. 70.

¹⁷ Vgl. WESTHAUSER 1992, S. 50.

¹⁸ Schwarzbach, mündliche Auskunft vom 22.10.1996.

¹⁹ Vgl. HÖFER/RAHNE, 1960, S. 1266.

²⁰ Vgl. FABIAN 1986, S. 12.

²¹ Vgl. FABIAN 1986, S. 9.

²² Vgl. FABIAN 1986, S. 13.

²³ Vgl. SCHMIDT 1984, S. 214.

²⁴ Vgl. HAUCK 1901, S. 274.

²⁵ Vgl. HAUCK 1901, S. 274.

²⁶ Nachlesbar im Johannevangelium Neues Testament Kap. 19 V. 26 f.

²⁷ ENDE 1986, S. 53 f.

²⁸ Vgl. GEISSLER, 1994, S. 14.

²⁹ Vgl. Klosterarchiv St. Marienthal, Chronik beginnend im Jahr 1686.

³⁰ Vgl. ZISTERZIENSERINNERABTEI ST. MARIENTHAL 1982, S. 49.

³¹ Vgl. ZISTERZIENSERINNERABTEI ST. MARIENTHAL 1982, S. 49.

³² Hesse mündliche Auskunft vom 22.10.1996.

³³ ROTH 1958, S. 15.

³⁴ Vgl. ZISTERZIENSERINNERABTEI ST. MARIENTHAL 1982, S. 48.

³⁵ ZISTERZIENSERINNERABTEI ST. MARIENTHAL 1982, S. 49.

³⁶ Auch im Vergleich der Inschrift mit dem entsprechenden Kapitel im Neuen Testament konnte sie nicht vollständig entziffert werden.

³⁷ Auch diese Inschrift, besonders die Jahreszahl, konnte aufgrund des Verwitterungszustandes des Sockels nicht vollständig ermittelt werden.

³⁸ Vgl. BECKER 1992, S. 272.

³⁹ Vgl. Institut für Denkmalpflege Dresden, Brief von Dr.-phil. M. Müller vom 16.10.1991.

⁴⁰ Schlitt, mündliche Auskunft vom 20.10.1996.

Fotonachweis

4, 5 Bettina Schlitt, 6–8 Michael Schlitt



Abb. 2 Im Vordergrund die Rückseite der ehemaligen Tischlerei. Hinten links die ehemalige Getreidemühle, rechts die ehemalige Mühlenscheune im Jahr 1995

Bitten der damaligen Äbtissin M. Pia Walter OCist wurde daraufhin im Jahr 1991 von Persönlichkeiten des öffentlichen und kirchlichen Lebens sowie der Zivilgesellschaft eine Machbarkeitsstudie zum Aufbau eines Internationalen Begegnungszentrums erarbeitet. Dies führte 1992 zur Errichtung der Stiftung Internationales Begegnungszentrum St. Marienthal (IBZ) durch das Klosterstift St. Marienthal. Im Jahr 1993 hat das Klosterstift dann an das IBZ 15 ehemalige Wirtschaftsgebäude im Rahmen eines Erbbaurechtsvertrages für 30 Jahre verpachtet (siehe dazu auch die Übersicht über die Gebäude im Anhang



Abb. 3 Drainage gegen aufsteigende Mauerwerksfeuchtigkeit am Gästehaus St. Hedwig

an diesen Beitrag).² Dadurch wurde eine Voraussetzung für eine neue Nutzung der Gebäude und damit für deren Erhalt geschaffen. Im Jahr 2019 wurde der Erbbaurechtsvertrag vorfristig bis zum Jahr 2057 verlängert.

In den Jahren 1994–2021 wurden vom IBZ alle genannten Gebäude saniert und befinden sich jetzt in einem baulich hervorragenden Zustand. Vermutlich ist dieser Zustand sogar besser als jemals zuvor in der Geschichte des Klosters.

1 Herausforderungen bei der Sanierung der ehemaligen Wirtschaftsgebäude

Der Stiftungsdirektor des IBZ Dr. Michael Schlitt (seit 1996 ununterbrochen bis heute) und die übrigen Mitarbeiter/innen des IBZ hatten mehrere Herausforderungen zu bewältigen, um die ehemaligen Wirtschaftsgebäude des Klosters grundlegend zu sanieren und einer neuen Nutzung zuzuführen. Dies wird im Folgenden näher erläutert.

1.1 Alle ehemaligen Wirtschaftsgebäude waren in einem äußerst schlechten baulichen Zustand

In der DDR-Zeit hatte das Klosterstift St. Marienthal – wie bereits erwähnt – so gut wie keine Möglichkeiten, um seine Wirtschaftsgebäude zu unterhalten. D. h., bis auf wenige Ausnahmen konnte mehr als 40 Jahre an diesen Gebäuden fast nichts renoviert und saniert werden. Dies hat dazu geführt, dass alle ehemaligen Wirtschaftsgebäude Anfang der 1990er Jahre in einem äußerst schlechten baulichen Zustand waren. Manche Gebäude wie z. B. die ehemalige Mühlenscheune waren im Grunde genommen abrisssreif (siehe Abb. 2), sollten aber auch aus Denkmalschutzgründen auf jeden Fall erhalten bleiben.

Erhebliche Schädigungen der Bausubstanz wurden durch die Immissionen der ehemaligen Braunkohlekraftwerke in Hagenwerder und Hirschfelde und durch das noch heute bestehende Kraftwerk in Turow (Polen) verursacht. So wurden der Mörtel von Putz und Mauerwerk und die Ziegeldachdeckungen zersetzt. Putzflächen und Dachdeckung mussten fast alle erneuert werden.

Alle Gebäude mussten Ringdrainagen erhalten zum Schutz gegen aufsteigende Feuchtigkeit besonders bei hohem Wasserstand der Neiße (siehe Abb. 3).

Bei jedem Gebäude traten entsprechend seiner Lage noch spezielle Probleme auf. So waren bei den Gebäuden

unmittelbar an der Neiße besondere Ausbildungen der Fenster und Türen für den Hochwasserschutz und Schalldämmungen gegen das Rauschen des Neißewehres erforderlich.

1.2 Denkmalpflege

Der gesamte Klosterhof steht unter Denkmalschutz. Alle Gebäude der Klosteranlage sind auch Einzeldenkmale, mit Ausnahme des ehemaligen Rinderstalls. Mehrfach wurden für die Sanierungen dieser Gebäude finanzielle Mittel aus dem Denkmalpflegeprogramm „*National wertvolle Kulturdenkmäler*“ bereitgestellt. Bei der Umnutzung der Wirtschaftsgebäude des Klosterhofes wurden und werden den Gebäuden und den Innenräumen solche Nutzungen zugewiesen, durch die die vorhandene Struktur am besten erhalten bleibt.

Für die Bauweise der Zisterzienser ist deren architektonische Einheit typisch. So gibt es bei den Zisterziensern in der Regel keinerlei Unterschiede in der baulichen Qualität der Gebäude. Jedes Bauwerk wurde in gleicher Sorgfalt und Solidität realisiert.³ Der ehemalige Kuhstall oder die ehemalige Brauerei im Kloster St. Marienthal zeigen durch ihre schöne architektonische Ausformung am besten: Die

Arbeitsstätte war bei den Zisterziensern ebenso geheiligt wie der sakrale Bereich. Kein Raum wurde vernachlässigt, denn jeder einzelne gehörte zu dem großen Ganzen. Das zeichnet die Architektur der Zisterzienser aus.

Die Einheit von Gebet und Arbeit („*ora et labora*“) wird durch die weitgehend einheitliche Farbgebung der Klosteranlage seit mehr als 100 Jahren eindrucksvoll unterstrichen. An dieser einheitlichen Farbgebung wird – wie mit dem Sächsischen Landesamt für Denkmalpflege abgestimmt – auch in Zukunft bei der Sanierung der Gebäude festgehalten. Dabei wurde gemeinsam mit der Abtei Klosterstift St. Marienthal und dem Sächsischen Landesamt für Denkmalpflege festgelegt, dass bei jedem sanierten Gebäude an einer Gebäudeseite die ursprüngliche Farbfassung des Gebäudes wiederhergestellt wird.

Die intensive Behandlung und positive Bewertung des Klostergebietes und seiner Umgebung durch die Mitarbeiter/innen der Denkmalpflege zeigen, welche herausragende kulturelle Bedeutung die Klosteranlage St. Marienthal besitzt. Die baulichen, gartendenkmalpflegerischen und landschaftlichen Besonderheiten verleihen dem IBZ eine besondere Anziehungskraft, sorgen aber auch zum Teil für erhebliche finanzielle Probleme.



Abb. 4 Das Foto zeigt den überfluteten Klosterhof im Jahre 2010, nachdem das Hochwasser bereits weit mehr als einen Meter gefallen war



Abb. 5 Sämtliches Mobiliar, alle Akten, alle Computer und Telefone aus dem Erdgeschoss der IBZ-Gebäude waren nach dem Hochwasser im Jahre 2010 zerstört



Abb. 6 Eine von zahlreiche Güllegruben unter dem ehemaligen Viehhof

1.3 Hochwasserschutz

Teile des Klosterhofes liegen im Überschwemmungsgebiet der Lausitzer Neiße. Daher wurde im Jahre 2007 um das gesamte Klostergelände herum neißeseits die Klostermauer ertüchtigt. Zudem wurden mobile Hochwasserschutzzelemente angeschafft, die bei Bedarf Kloster und IBZ vor dem Eindringen der Wassermassen schützen. Leider reichte dieser Hochwasserschutz nicht aus. Im Jahr 2010 wurde das Klostergelände von einem katastrophalen Hochwasser heimgesucht. Die Schäden an den Gebäuden von Kloster und IBZ betragen insgesamt mehr als 15 Mio. €.

Ab dem Jahr 2012 hat das IBZ seine Gebäude mit einem zusätzlichen mobilen Hochwasserschutz versehen, so dass im Hochwasserfall alle Türen und Fenster der Gebäude im Erdgeschoss verschlossen werden können. Außerdem wurden 16 Rückstauklappen installiert, die verhindern, dass das Wasser durch die Kanalisation in die Gebäude eindringt.

1.4 Hoher Abstimmungsbedarf mit dem Eigentümer der ehemaligen Wirtschaftsgebäude

Das IBZ als Erbbauberechtigter musste alle Sanierungen an den ehemaligen Wirtschaftsgebäuden und jegliche Art der Nutzungsänderung zuvor mit dem Eigentümer der ehemaligen Wirtschaftsgebäude, dem Klosterstift St. Marienthal, abstimmen und sich jeweils schriftlich die Genehmigungen hierfür einholen – sicherlich eine

Selbstverständlichkeit, aber doch mit enormem Zeitaufwand verbunden. Da das Klosterstift seit Anfang der 1990er Jahre selber mit einer Vielzahl von Gebäudesanierungen begonnen hat, konnte es das IBZ weder personell noch inhaltlich bei der Sanierung der verschiedenen IBZ-Gebäude unterstützen. Auch finanziell hat sich das Klosterstift nur in einem sehr geringen Ausmaß an den Sanierungskosten der ehemaligen Wirtschaftsgebäude beteiligt (siehe dazu den Abschnitt 3).

1.5 Barrierefreies Bauen

Bei der Sanierung der einzelnen Gebäude wurden und werden die Anforderungen von Menschen mit Gehbehinderungen, Familien mit (kleinen) Kindern und älteren Menschen berücksichtigt. In drei Gästehäusern des IBZ gibt es Personenaufzüge. Alle Gästehäuser sind von Rollstuhlfahrern/innen ebenerdig oder über Rampen zu erreichen.

1.6 Neugestaltung der Außenanlagen

Neben der Sanierung der ehemaligen Wirtschaftsgebäude wurden gleichzeitig schrittweise die Außenanlagen neugestaltet. Nach einem mit der Abtei Klosterstift St. Marienthal und dem Sächsischen Landesamt für Denkmalpflege abgestimmten Konzept wurde die Außengestaltung des Klosterhofes an die neue Nutzung der ehemaligen Wirtschaftsgebäude des Klosters angepasst.

Eine große Herausforderung war dabei z. B. die Beseitigung der zahlreichen unterirdischen Güllegruben vor



Abb. 7 Im Jahr 1998 wurde damit begonnen, die zahlreichen Wege auf dem Klosterhof zu pflastern

dem Schweinestall, Kuhstall, Kälberstall und Rinderstall. Insbesondere unter dem ehemaligen Viehhof waren Güllegruben mit riesigen Ausmaßen (siehe Abb. 6).

Seit dem Jahre 1996 wurden zahlreiche Wege auf dem Klosterhof gepflastert, viele Bäume und Sträucher gepflanzt, vor dem „Haus der Familie“ ein Spielplatz und im ehemaligen Viehhof ein „Am-Vieh-Theater“ angelegt. Der ehemalige Schweineauslauf wurde zu einem „Garten der Bibelpflanzen“ umgestaltet, die Garagen unterhalb des Weinbergs abgerissen und stattdessen eine Gartenanlage geschaffen. Der Dreifaltigkeitsbrunnen auf dem Klosterhof wurde saniert.

1.7 Erschließung der Gebäude

So gut wie alle Ver- und Versorgungsleitungen für die ehemaligen Wirtschaftsgebäude des Klosters mussten durch das IBZ erneuert werden. So wurden bis auf drei Ausnahmen alle Gebäude des IBZ an die Fernwärmenutzung des Biomasseheizkraftwerkes der Stadt Ostritz-St. Marienthal angeschlossen.⁴ Zudem erhielten die Gebäude einen neuen Trinkwasseranschluss und einen Anschluss an die öffentliche Kanalisation. Elektro-, Telefon- und Fernsehleitungen wurden ebenso neu verlegt wie zahlreiche Leitungen und Kanäle zur Regenwasserbeseitigung.

1.8 Fehlende finanzielle Eigenmittel und fehlendes Personal

Die Stiftung IBZ verfügt nur über ein sehr geringes Grundstockvermögen (1992: 100.000 DM; 2021: 350.000 €). Die daraus zu erzielenden Zinserträge waren und sind äußerst gering und reichten nicht ansatzweise aus, um auch nur eines der ehemaligen Wirtschaftsgebäude des

Klosters zu sanieren. Daher war es eine sehr große Herausforderung, die zur Sanierung der Gebäude notwendigen finanziellen Mittel einzuwerben. Alle Sanierungsarbeiten mussten zu 100% durch Dritte finanziert werden.

Dabei war schon allein die Erstellung der Anträge auf Finanzierung bei den verschiedenen öffentlichen und privaten Zuwendungsgebern sehr anspruchsvoll. Projektanträge bei bis zu neun verschiedenen Zuwendungsgebern waren jeweils bei einzelnen Gebäudesanierungen erforderlich, um die Gesamtfinanzierung sicher zu stellen. So wurden z. B. bei der Sanierung des ehemaligen Kälberstalls, dem späteren Gästehaus St. Clemens, erfolgreich Projektanträge gestellt beim Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend, bei der Deutschen Bundestiftung Umwelt, beim Freistaat Sachsen, bei der Gemeinnützigen Hertie-Stiftung, beim Landkreis Görlitz, bei der Stadt Ostritz, beim Bistum Dresden-Meißen, der Deutschen Stiftung Denkmalschutz und der Deutschen Behindertenhilfe – Aktion Mensch. Nur dadurch war die Sanierung dieses Gebäudes möglich.

Eine weitere Herausforderung war es, die jeweils bewilligten finanziellen Mittel auch korrekt bei den einzelnen Zuwendungsgebern abzurechnen sowie für die zahlreichen Prüfungen der Zuwendungsgeber die entsprechenden Unterlagen aufzubereiten. Nach der Hochwasserkatastrophe im Jahr 2010, von der fast alle IBZ-Gebäude betroffen waren, gab es insgesamt sieben Instanzen, die sich mit der ordnungsgemäßen Abrechnung der finanziellen Fördermittel für die Gebäudesanierungen befasst haben: Architekten, Verwaltung des IBZ, Projektsteuerer Arcadis, Projektträger Stadtbau Freiberg, Sächsische Aufbaubank, Sächsisches Staatsministerium des Innern und verschiedene Stiftungen. Zusätzlich wurde von der Abtei Klosterstift St. Marienthal ein Wirtschaftsprüfer mit der Kontrolle der ordnungsgemäßen Abrechnung der finanziellen Mittel beauftragt. Bei allen Überprüfungen wurde die korrekte Verwendung der Mittel bestätigt. Kein „einziges Cent“ an Fördermitteln musste zurückgezahlt werden.

Für diese sehr aufwendigen Arbeiten zur Beantragung und Abrechnung von Fördermitteln standen höchstens zwei bis drei Mitarbeiter des IBZ zur Verfügung, die zudem für die finanzielle Beantragung und Abrechnung aller Bildungsveranstaltungen und weiterer Projekte zuständig waren. Mehr Personal konnte sich das IBZ finanziell nicht leisten.



Abb. 8 und 9 Das Gästehaus St. Hedwig vor und nach der Sanierung

2 Die Sanierung der einzelnen ehemaligen Wirtschaftsgebäude

Im Folgenden wird jeweils ein kurzer Überblick über die erfolgte Sanierung der einzelnen Wirtschaftsgebäude des Klosters gegeben.

Ehemaliges Kanzleigebäude und Gästehaus des Klosters (heute Gästehaus St. Hedwig)

Das Gebäude wurde 1771 erbaut und wurde in der Folge für verschiedene Zwecke genutzt. Im Erdgeschoß lagen Wirtschaftsräume, die dem benachbarten Kuhstall zugeordnet waren und zur Milchverarbeitung benötigt wurden. Das Obergeschoß diente der Beherbergung der Kloster Gäste. Hier lagen auch Räume für die Verwaltung der Klosterherrschaft, sodass das Gebäude auch die Funktion eines Kanzleigebäudes hatte.⁵

In den Jahren 1994 und 1995 wurde dieses Gebäude als erstes vom IBZ gepachtetes Gebäude grundlegend saniert und erhielt den Namen „Gästehaus St. Hedwig“, benannt nach der Heiligen Hedwig, der Schutzpatronin von Schlesien.



Abb. 10 und 11 Auf der Rückseite des Gästehauses St. Hedwig wurde auf der Fläche des ehemaligen Schweineauslaufs der Garten der Bibelpflanzen angelegt (Fotos vor und nach der Neugestaltung der Fläche)

Nach der Sanierung wurden im Erdgeschoss drei Seminarräume und ein gemütliches Kaminzimmer eingerichtet. Im ersten und zweiten Obergeschoss wurden drei Einzel- und neun Doppelzimmer (jeweils mit Dusche und WC) eingebaut. Einige Jahre später wurden die Fassaden des Gebäudes im Stil des böhmischen Barock, der ursprünglichen Farbfassung, wiederhergestellt. Die Vorderseite der Fassade wurde mit Zementputz neu angelegt. An den beiden anderen Fassaden wurden Fragmente des ursprünglichen Kalkputzes erhalten und neuer Kalkputz aufgetragen. 2014 erhielt das Gebäude einen mobilen Hochwasserschutz.

Die Architektenleistungen wurden durch die freischaffenden Architekten Klose und Partner (Holle), die Wiederherstellung des hochwassergeschädigten Gebäudes nach dem Jahr 2010 durch das Architekturbüro Just (Berlin/Zittau) erbracht.

Ehemaliger Kuhstall (heute Celsa-Pia-Haus mit Saal für Veranstaltungen, Speisesaal, Küche, Sozialräumen)

Das Gebäude wurde im Jahr 1769 erbaut. Bis zum Jahr 1989 standen hier noch über 100 Kühe. In den Jahren 1995 und 1996 wurde das Gebäude saniert und erhielt



Abb. 12 und 13 Inneres des Celsa-Pia-Hauses (ehemaliger Kuhstall) vor und nach der Sanierung



Abb. 14 Klostertor (links) und Celsa-Pia-Haus (ehemaliger Kuhstall mit Anbau zur Futterbereitung, heute Küche des IBZ)



Abb. 15 und 16 Das Am-Vieh-Theater am Celsa-Pia-Haus (ehemaliger Kuhstall) vor und nach der Neugestaltung

einen großen Saal für Veranstaltungen für bis 125 Personen, einen Speisesaal für bis zu 125 Personen, eine große Küche, Lagerräume und zwei Sozialräume. Der Veranstaltungssaal ist mit sämtlicher moderner Tagungstechnik

und einer Simultandolmetscheranlage ausgestattet. 2014 erhielt das Gebäude einen mobilen Hochwasserschutz.

Nach der Sanierung erhielt das Gebäude den Namen „Celsa-Pia-Haus“. Es wurde benannt nach der Äbtissin



Abb. 17 und 18 Der Altstädter Hof vor und nach der Sanierung

Celsa Gutte, die durch ihren Mut und ihre Standhaftigkeit das Kloster vor der Zerstörung durch die Nationalsozialisten bewahrte, und benannt nach der Äbtissin Pia Walter, in deren Amtszeit unter anderem die Gründung der Stiftung Internationales Begegnungszentrum (1992) fiel.

Die Architektenleistungen wurden durch die Freischaffenden Architekten Klose und Partner (Holle), die Wiederherstellung des hochwassergeschädigten Gebäudes nach dem Jahr 2010 durch das Architekturbüro Just (Berlin/Zittau) und Dr. Andreas Bednarek (Bernstadt) erbracht.

Im ehemaligen Viehhof des Klosters gab es bis zum Jahr 1989 nicht nur meterhohe Misthaufen, sondern auch riesige unterirdische Güllegruben, um die Hinterlassenschaften der Kühe aufzufangen. Der Viehhof wurde im Jahr 2020 zu einem Am-Vieh-Theater umgestaltet, in dem nun Theater, Konzerte stattfinden und Freiluftfilme gezeigt werden. Die Konzeption für das Am-Vieh-Theater stammte von Prof. Günter Nagel (Hildesheim). Die Bauleitung erfolgte durch Dr. Andreas Bednarek (Bernstadt).

Altstädter Hof (heute fünf Mietwohnungen)

Der ebenfalls unter Denkmalschutz stehende Altstädter Hof befindet sich ca. 500 Meter entfernt vom Kloster an der Klosterstraße. Es handelt sich hierbei um einen Dreiseitenhof aus dem 19. Jahrhundert mit Wohngebäude und Scheune.

Das Wohngebäude wurde in den Jahren 1995 und 1996 saniert. Dabei wurden fünf Wohnungen eingebaut. Die Architektenleistungen wurden durch die Freischaffenden Architekten Klose und Partner (Holle), die Wiederherstellung des hochwassergeschädigten Gebäudes nach dem Jahr 2010 durch Dr. Andreas Bednarek (Bernstadt) erbracht.

Die Scheune des Altstädter Hofes befindet sich noch weitgehend im Zustand der DDR-Zeit. Es wurden lediglich Reparaturen am Dach, am Dachstuhl und am Putz vorgenommen. Zum Altstädter Hof gehören mehrere Kleingärten, die u. a. von den Mietern des Altstädter Hofes genutzt werden.

Ehemalige Getreidemühle (heute Gästehaus St. Franziskus)

Der Standort der Mühle hat sich seit der Klostergründung nicht geändert.⁶ Allerdings brannte das Mühlengebäude mehrfach ab, zuletzt im Jahr 1902. Anschließend wurde es wiederaufgebaut und es gab sowohl eine Schrotmühle und ein Mahlwerk für die Herstellung von Mehl. Ein Teil der technischen Ausstattung der Mühle ist heute noch im Erdgeschoss vorhanden. Zudem gab es in dem Gebäude technische Geräte zur Verteilung der Elektroenergie, die im Nachbargebäude, dem Turbinenhaus, bis zum Jahre 1967 erzeugt wurde.⁷

Die ehemalige Getreidemühle wurde in den Jahren 1998 und 1999 saniert und erhielt den Namen „Gästehaus St. Franziskus“, benannt nach dem Heiligen Franziskus von Assisi, dem Schutzpatron der Schöpfung. Vor



Abb. 19 Verteilung der Elektroenergie in der ehemaligen Getreidemühle



Abb. 20 und 21 Gästehaus St. Franziskus (ehemalige Getreidemühle) vor und nach der Sanierung

der Sanierung waren in dem Gebäude auch Wohnungen untergebracht.

Nach der Sanierung wurden in dem Gebäude im Erdgeschoss ein Seminarraum und zwei Aufenthaltsräume sowie eine Energie-Ausstellung untergebracht. Die Ausstellung wurde durch das Hochwasser im Jahr 2010 völlig zerstört und anschließend nicht mehr aufgebaut. Im ersten und zweiten Obergeschoss gibt es 13 Einzel- und 13 Doppelzimmer (jeweils mit Dusche und WC). Zudem wurde ein Personenaufzug (für Menschen für Behinderungen, Kinderwagen etc.) eingebaut. 2014 erhielt das unmittelbar an der Neiße gelegene Gebäude einen mobilen Hochwasserschutz.

Die Architektenleistungen wurden durch die freischaffenden Architekten Klose und Partner (Holle), die Wiederherstellung des hochwassergeschädigten Gebäudes nach dem Jahr 2010 durch das Planungsbüro Kühn sowie das Planungs- und Statikbüro Bergmann (beide Görlitz) erbracht.

Ehemaliges Stall- und Scheunengebäude der Mühle (heute Gästehaus St. Franziskus)

Dieses Gebäude hat den Brand im Jahre 1683 überstanden. Damit gehört das Gebäude zu den ältesten Gebäuden auf dem Klostergelände.⁸

Gemeinsam mit der ehemaligen Getreidemühle wurde auch die ehemalige Mühlenscheune in den Jahren 1998 und 1999 saniert und erhielt ebenfalls den Namen „Gästehaus St. Franziskus“. Beide Gebäude sind im ersten Stockwerk miteinander durch einen Flur verbunden. Im Erdgeschoss wurden nach der Sanierung die öffentlichen Toiletten sowie drei Seminarräume untergebracht. Im Jahr 2014 erhielt das unmittelbar an der Neiße gelegene Gebäude einen mobilen Hochwasserschutz.

Die Architektenleistungen wurden durch die freischaffenden Architekten Klose und Partner (Holle), die Wiederherstellung des hochwassergeschädigten Gebäudes nach dem Jahr 2010 durch das Planungsbüro Kühn sowie das Planungs- und Statikbüro Bergmann (beide Görlitz) erbracht.



Abb. 22 und 23 Gästehaus St. Franziskus (ehemaliges Stall- und Scheunengebäude der Mühle) vor und nach der Sanierung



Abb. 24 und 25: Fachwerkhaus vor und nach der Sanierung

Fachwerkhaus (heute Zentrale für die Elektro- und Wärmeversorgung)

Das Gebäude wurde vermutlich im 19. Jahrhundert errichtet.⁹ Das Obergeschoss diente vor 1990 als Kohlenkeller für die Mieter im Beamtenhaus und das Untergeschoss diente vor 1990 als Rübenkeller.¹⁰

Das Gebäude wurde in den Jahren 1996 und 1997 saniert und wird seitdem als Zentrale für die Elektroversorgung von Kloster und IBZ sowie für die Fernwärmeversorgung des IBZ aus dem Biomasseheizkraftwerk Ostritz genutzt. Die Architektenleistungen wurden durch die Freischaffenden Architekten Klose und Partner (Holle) erbracht.

Ehemalige Brauerei (heute St. Bernhard-Haus mit Geschäftsstelle und Gästeempfang des IBZ sowie Klostermarkt)

Die ehemalige Brauerei wurde im Jahr 1721 errichtet.¹¹ Zu DDR-Zeiten wurde das Erdgeschoss des Gebäudes als Traktorenhalle und -werkstatt mit Schlosserei sowie als Lager für Ersatzteile und Reifen genutzt. Im Obergeschoss gab es mehrere Mietwohnungen. Zu Beginn der 1990er Jahre hatte dann die Steinmetzfirma Herbig im Erdgeschoss des Gebäudes ihre Werkstatt und ihr Büro.

Nach dem Jahr 1995 wurde die ehemalige Brauerei in mehreren Bauabschnitten grundlegend saniert. Im Ostflügel wurde auf Initiative des Freundeskreises des



Abb. 26 St. Bernhard-Haus (ehemalige Brauerei) nach der Sanierung



Abb. 27 und 28 Haus der Familie (ehemalige Wagenremise, jeweils rechts) und das Maximilian Kolbe-Haus (ehemalige Tischlerei, jeweils links) vor und nach der Sanierung

Klosterstiftes die Dauerausstellung „Ora et Labora“ errichtet. Diese wurde durch das Hochwasser 2010 nahezu vollständig zerstört. Später kam der Klostermarkt in den Ostflügel.

In den Westflügel kamen nach dem Jahr 1995 die Geschäftsstelle des IBZ sowie Büroräume für die verschiedenen IBZ-Projektmitarbeiter/innen. Im mittleren Teil des Gebäudes wurde im Erdgeschoss der Gästeempfang eingerichtet. Ins Obergeschoss kamen weitere Büros sowie ein Besprechungsraum und eine kleine Küche für die IBZ-Mitarbeiter/innen. Nach der erfolgten Sanierung wurde die ehemalige Brauerei nach Bernhard von Clairvaux, dem großen Ordensmann der Zisterzienser „St. Bernhard-Haus“ benannt.

Die Architektenleistungen wurden durch die Freischaffenden Architekten Klose und Partner (Holle) und durch das Architekturbüro Just (Berlin/Zittau) erbracht.

Ehemalige Wagenremise (heute Haus der Familie)

Die ehemalige Wagenremise wurde in der Zeit zwischen 1720 und 1736 erbaut.¹² Im Erdgeschoss standen früher Kutschen und einfache Pferdewagen. Das Obergeschoss wurde als Schüttdboden genutzt.

Im Jahre 2001 wurde das Gebäude nach einer umfassenden Sanierung zum „Haus der Familie“. Im Erdgeschoss gibt es seitdem einen großen Raum zur Kinderbetreuung, einen daran angrenzenden Sanitärraum mit kindgerechten Toiletten und Waschbecken sowie einen großen Aufenthalts- und Seminarraum. Im ersten Stockwerk entstanden Familienappartements (18 Betten in 11 Zimmern), wobei die Räume unterschiedlich miteinander kombiniert werden können. Zudem wurde ein Personenaufzug (für Menschen mit Behinderungen, Kinderwagen



Abb. 29 Spielplatz vor dem Haus der Familie (ehemalige Wagenremise)

etc.) eingebaut. Im Jahr 2014 erhielt das Gebäude einen mobilen Hochwasserschutz.

Die Architektenleistungen wurden durch die Freischaffenden Architekten Klose und Partner (Holle), die Wiederherstellung des hochwassergeschädigten Gebäudes nach dem Jahr 2010 durch das Planungsbüro Kühn sowie das Planungs- und Statikbüro Bergmann (beide Görlitz) erbracht.

Ehemaliger Stutenstall (heute Werkstatt für die IBZ-Hausmeister)

Der ehemalige Stutenstall wurde im Jahr 1999 innen und in den Jahren 2000 und 2001 außen saniert. Das Gebäude wird als Werkstatt für die Hausmeister des IBZ genutzt.

Ehemalige Tischlerei (heute Maximilian Kolbe-Haus mit Räumen für Spiel, Sport und Fahrräder sowie einer Werkstatt)

Die Errichtung des Gebäudes erfolgte um das Jahr 1850.¹³ Anschließend wurde es zum Lagerhaus und zeitweise

auch als Trockenraum für Pfefferminze genutzt. Daher wurde das Gebäude auch die „Pfefferminze“ genannt. In den 1980er Jahren wurde im Erdgeschoss eine Tischlerei eingerichtet mit Holzlager im Obergeschoss. In den Jahren 2003 und 2004 wurde das Äußere des Gebäudes sowie der gesamte Dachstuhl und die darunterliegenden Tragkonstruktionen grundlegend saniert.

Heute wird ein großer Raum im Erdgeschoss als Garage für ca. 40 Leihfahräder genutzt. In einem anderen



großen Raum stehen Tischtennisplatten, Billard und Kicker für die Gäste des IBZ bereit. Einen weiteren Raum mit eigener Küche haben die Winzer von St. Marienthal vom IBZ gemietet. Das Obergeschoss des Gebäudes ist noch nicht ausgebaut.

Das Gebäude erhielt nach der Sanierung durch das IBZ den Namen „Maximilian Kolbe-Haus“, als Erinnerung an Pater Maximilian Kolbe, der 1982 als „Märtyrer der Versöhnung“ heiliggesprochen wurde.

Die Architektenleistungen wurden durch C. Richter in Zusammenarbeit mit dem Ingenieurbüro Kempe (Dresden) erbracht.

Ehemaliger Kälberstall (heute Gästehaus St. Clemens)

Die vorliegenden Baupläne für den Kälberstall stammen aus dem Jahr 1910. Allerdings gab es an dieser Stelle bereits ab ca. 1850 einen eingeschossigen Vorgängerbau, von dem einzelne Mauern in das später errichtete Gebäude eingebunden wurden.¹⁴

Im Jahr 2007 wurde das Gebäude mit einem Teil des ehemaligen Rinderstalls grundlegend vom IBZ saniert. Im Erdgeschoss entstanden eine neue Küche mit 16



Abb. 30 und 31 Maximilian Kolbe-Haus (ehemalige Tischlerei) vor und nach seiner Sanierung



Abb. 32 und 33 Das Gästehaus St. Clemens (ehemaliger Kälberstall) vor und nach seiner Sanierung

Arbeitsplätzen (Event- und Lehrküche), sowie drei Räume für Musik, Theater und Seminare. Im ersten Obergeschoss gibt es ein Einzelzimmer und fünf Vierbettzimmer (jeweils mit Dusche und WC) sowie einen weiteren Seminarraum. Im zweiten Obergeschoss gibt es zwei Schlafsäle mit jeweils 14 Betten sowie Gemeinschaftsduschen und -toiletten. Zudem wurde ein Personenaufzug (für Menschen mit Behinderungen, Kinderwagen etc.) eingebaut. Im

Jahr 2014 erhielt das Gebäude einen mobilen Hochwasserschutz.

Das Gebäude heißt nun „Gästehaus St. Clemens“, benannt nach dem „Heiligen Clemens“ und dem Ehrenvorsitzenden des Kuratoriums des IBZ, Prof. Dr. Dr. h.c. Clemens Geißler (Hannover), der die Idee zur Errichtung des IBZ hatte und dessen Aufbau maßgebend mitgestaltet



Abb. 34 Gästehaus St. Clemens – Rückseite zum Garten der Bibelpflanzen



Abb. 35 Neue Event- und Lehrküche im Gästehaus St. Clemens (ehemaliger Kälberstall)

hat. Die Architektenleistungen wurden durch das Architekturbüro Just (Berlin/Zittau) erbracht.

Ehemaliger Rinderstall (heute Gästehaus St. Clemens)

Der ehemalige Rinderstall wurde in den 1950er Jahren errichtet.¹⁵ Das Gebäude stand nicht unter Denkmalschutz und konnte daher im Jahr 2013 abgerissen werden. An dieser Stelle wurde anschließend ein Neubau errichtet mit einem multifunktional nutzbaren Raum (für Seminare und Abendgestaltung sowie als Speisesaal) im Erdgeschoss und zwei Einzel- und zwei Vier-Bettzimmern im Obergeschoss.

Das Gebäude ist sowohl im Erdgeschoss als auch im ersten Obergeschoss mit dem ehemaligen Kälberstall verbunden und trägt ebenfalls den Namen „Gästehaus St. Clemens“.

Die Architektenleistungen wurden durch das Architekturbüro Just (Berlin/Zittau) erbracht.



Abb. 36 Neuer multifunktional nutzbarer Raum im Gästehaus St. Clemens (ehemaliger Rinderstall)

Ehemaliges Beamtenhaus (heute Mietwohnungen und Gärten)

Das Beamtenhaus bildet eine Seite des Torhofes und steht leicht erhoben auf dem Sockel des in nördlicher Richtung ansteigenden Hanges. Es entstand nach einem Großbrand im Jahr 1683 im Zuge des Wiederaufbaus und der Erweiterung des Klosters. Der Begriff „Beamtenhaus“ steht dabei für einen Gebäudekomplex aneinander gebauter Einzelhäuser, bestehend aus dem nördlichen Kopfbau mit einem Schmuckgiebel und dem länglichen, in Richtung Süden anschließenden Gebäude sowie dem hinteren Kopfbau. Der Gebäudekomplex fungierte als Verwaltungs- und Wohnhaus der Beamten des Klosters. Zeitweilig waren hier aber auch eine Tischlerei und die Wohnung des Torwächters untergebracht. Auch gab es einen Gefängnisraum, der heute noch vorhanden ist. Das Beamtenhaus wurde in mehreren Phasen errichtet und im Laufe der Zeit mehrfach baulich verändert.

In den Jahren 1996–1999 wurden in dem Gebäude acht Wohnungen und im Jahr 2019 eine weitere Wohnung



Abb. 37 und 38 Ehemaliger Rinderstall (links). Das an dieser Stelle errichtet neue Gästehaus St. Clemens (rechts)



Abb. 39 und 40 Der Schmuckgiebel des St. Gerhard-Hauses (ehemaliges Beamtenhaus) vor und nach seiner Sanierung

durch das IBZ saniert. Alle Wohnungen erhielten einen Anschluss an die Wärmeversorgung des Ostritzer Biomasseheizkraftwerks. Auf der Rückseite des Gebäudes wurden Gärten für die Mieter/innen angelegt. An der Nordwestfassade, der Hangseite des Beamtenhauses, wurden in den Jahren 2007 und 2008 die Außenwände freigelegt und vom anliegenden Erdreich des Hanges durch Einzug einer vorgesetzten Mauer baulich abgekoppelt und gegen drückendes Wasser gesperrt.

Das Gebäude heißt nun „St. Gerhard-Haus“, benannt nach dem Bruder des hl. Bernhard von Clairvaux sowie nach dem letzten Propst des Klosterstifts St. Marienthal, Pater Gerhard Hälbig.

Pavillon hinter dem ehemaligen Beamtenhaus

Auf der Rückseite des ehemaligen Beamtenhauses steht unmittelbar an der Klostermauer ein Pavillon. Dieser Pavillon wurde vom IBZ im Jahr 2019 grundlegend saniert und steht nun den Bewohnern/innen des ehemaligen Beamtenhauses zur Verfügung.



Ehemaliger Pferde- bzw. Schweinestall (Fahrzeug-Garage des IBZ, Materiallager, Raum für Geräte und Werkzeuge)

Das Gebäude wurde im Jahr 1727 errichtet und ursprünglich als Pferdestall genutzt. In den 1980er Jahren wurde das Gebäude zu einem Schweinestall umgebaut. Die Dachgeschosse dienten als Heu- und Strohböden.¹⁶ In den Jahren 2017 und 2018 wurde der Außenputz, der Farbansrich und die Elektrik des Gebäudes durch das IBZ erneuert. An der Hangseite, der Nordwestfassade, wurden in den Jahren 2007 und 2008 die Außenwände freigelegt



Abb. 41 und 42 Pavillon vor und nach der Sanierung



Abb. 43 Ehemaliger Pferde- bzw. Schweinestall nach der Sanierung

und vom anliegenden Erdreich des Hanges durch Einzug einer vorgesetzten Mauer baulich abgekoppelt und gegen drückendes Wasser gesperrt.

Das Gebäude dient nun als Garage für den Traktor und Pick-Up des IBZ sowie als Materiallager. Zudem sind hier Geräte (z. B. Rasenmäher) und Werkzeuge des IBZ untergebracht.

Die Architektenleistungen wurden durch das Büro von Dr. Andreas Bednarek (Bernstadt) erbracht.

Klosterimkerei mit Naturschutzstation Neißetal

Etwa 800 Meter vom Kloster entfernt gab es früher im Ortsteil Bergfrieden die Klosterimkerei. Diese lag in unmittelbarer Nähe der Kirschwiese des Klosters. 1999 wurde vom Klosterstift St. Marienthal dem IBZ die Kirschwiese und die inzwischen verfallene Imkerei verpachtet. In

den Jahren 2001 und 2002 wurde das Gebäude der Klosterimkerei durch das IBZ wiederaufgebaut und im Inneren des Gebäudes eine kleine Dauerausstellung zur Imkerei errichtet. Fünf Bienenvölker sorgten anschließend dafür, dass die Gäste des Klosters und des IBZ mit Honig der Marke „Marienthaler Leckermäulchen“ versorgt wurden. In den Jahren danach wurde auf dem Gelände zudem die Naturschutzstation Neißetal mit einem Grillplatz, einem Backofen aus Lehm, Trockenbiotopen etc. aufgebaut. Außerdem erfolgte durch das IBZ die Anpflanzung von insgesamt ca. 100 hochstämmigen Obstbäumen mit historischen Obstsorten auf der benachbarten Wiese.

Historisches Sägewerk

Das Gebäude stammt aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.¹⁷ Obwohl das historische Sägewerk des Klosters



Abb. 44 und 45 Die Klosterimkerei vor und nach der Sanierung



Abb. 46 und 47 Das historische Sägewerk vor und nach seiner Sanierung



Abb. 48 Neißewehr und Sägewerk

nicht im Eigentum und auch nicht im Besitz des IBZ ist (kein Bestandteil des Erbbaurechtsvertrages), hat sich das IBZ bereit erklärt, sich unentgeltlich um die Sanierung und den Unterhalt des Gebäudes zu kümmern. Dieses wurde in den Jahren 1998 und 1999 grundlegend saniert und anschließend als Schausägewerk genutzt. Die Architektenleistungen wurden durch die Freischaffenden Architekten Klose und Partner (Holle) erbracht.

Auch nach der Hochwasserkatastrophe im Jahr 2010 hat das IBZ die Beseitigung aller Schäden veranlasst, so dass das Sägewerk wieder voll funktionsfähig ist.

3 Finanzielle Kosten der Gebäudesanierungen

Die finanziellen Kosten der Sanierung der ehemaligen Wirtschaftsgebäude in den Jahren 1994–2021 betragen insgesamt ca. 16,5 Mio. € und wurden hauptsächlich von der öffentlichen Hand getragen. Durch die an der Finanzierung beteiligten Stiftungen aus dem Westen Deutschlands gelang es dabei, die jeweils erforderliche Komplementärfinanzierung zu den öffentlichen Mitteln bereit zu stellen. Dies war ein großartiges Zeugnis deutsch-deutscher Solidarität, zu dem insbesondere der langjährige

Generalsekretär der Deutschen Bundesstiftung Umwelt, Dr. Eh. Fritz Brickwedde (Osnabrück), einen ganz wesentlichen Beitrag geleistet hat.

An der Finanzierung beteiligten sich insbesondere: Deutsche Bundesstiftung Umwelt (Osnabrück):

ca. 4,3 Mio. €

Freistaat Sachsen: ca. 3,4 Mio. €

Bundesrepublik Deutschland: ca. 3,1 Mio. €

Europäische Union: ca. 3,0 Mio. €

Gemeinnützige Hertie-Stiftung (Frankfurt a. M.): ca. 1 Mio. €

Allianz Umweltstiftung (München, später Berlin): ca. 820.000 €

Deutsche Stiftung Denkmalschutz: ca. 250.000 €

Bistum Dresden-Meißen: ca. 91.000 €

Klosterstift St. Marienthal: ca. 25.000 €

Daneben gab es weitere Zuwendungen von Stiftungen, Vereinen, Verbänden und Privatpersonen, insbesondere nach der Hochwasserkatastrophe 2010.

4 Erfolgsfaktoren für die Sanierung und neue Nutzung der ehemaligen Wirtschaftsgebäude

Dass die Sanierung und neue Nutzung der ehemaligen Wirtschaftsgebäude gelang, hat insbesondere folgende Gründe:

Das Geld folgt den guten Ideen und den guten Konzepten¹⁸

Gemäß diesem Motto wurde seit der Gründung des IBZ daran gearbeitet, für die ehemaligen Wirtschaftsgebäude des Klosters neue, innovative Nutzungsformen zu finden. Zunächst wurden dabei vier umfangreiche Konzepte erarbeitet:

- Miteinander an der Neiße. Internationales Begegnungszentrum St. Marienthal – Konzeption und erste Schritte (in der Zeit von 1991–1994 mehrere Arbeitsfassungen), siehe Literaturverzeichnis
- Machbarkeitsstudie zur Bildungsarbeit am Internationalen Begegnungszentrum St. Marienthal (erstellt von der Kath. Erwachsenenbildung im Land Niedersachsen e.V. unter Leitung des heutigen Ehrenvorsitzenden des IBZ, Hubert Stuntebeck), 1995
- Analyse der Umweltschäden und Erstellung einer Nutzungskonzeption für den Klosterhof St. Marienthal, 1997, erstellt von den langjährigen Mitgliedern des

Kuratoriums des IBZ Brigitte Klose und Prof. Dietrich Klose, Hildesheim (siehe Literaturverzeichnis)

- Das Kloster St. Marienthal und die Stadt Ostritz. Konzept zur Entwicklung der Kulturlandschaft, erstellt vom langjährigen Mitglied des Kuratoriums des IBZ, Prof. Günter Nagel, Hannover (siehe Literaturverzeichnis).

Drei dieser Konzepte wurden durch die Deutsche Bundesstiftung Umwelt (Osnabrück) finanziell gefördert. Auf der Grundlage dieser Konzepte wurden bei der öffentlichen Hand (Europäische Union, Bundesrepublik Deutschland, Freistaat Sachsen) und bei Stiftungen Projektanträge für die Finanzierung der Gebäudesanierungen gestellt, um diese Gebäude anschließend neu nutzen zu können.

Auch bei der späteren Entwicklung der verschiedenen Arbeitsbereiche des IBZ wurde und wird die Erarbeitung von tragfähigen Konzepten jeweils vorangestellt.¹⁹

Bei fast allen Anträgen auf finanzielle Unterstützung bei der Gebäudesanierung wurde auf die konsequente ökologische Ausrichtung des IBZ hingewiesen. So werden die Gebäude des IBZ zu 100 % mit Strom aus erneuerbaren Energieträgern und seit dem Jahr 2000 mit Fernwärme aus dem Biomasseheizkraft in Ostritz versorgt. Als erste Bildungseinrichtung im Osten Deutschlands wendet das IBZ seit dem Jahr 2004 das europäische Umweltmanagementsystem *EMAS* (Eco-Management and Audit Scheme) an und hat z.B. umfangreiche Maßnahmen zur Energieeinsparung ergriffen. Diese konsequente, mehrfach mit Umweltpreisen ausgezeichnete ökologische Orientierung des IBZ hat sich im Nachhinein auch wirtschaftlich auszahlt (durch die erfolgreiche Einwerbung von Fördermitteln und durch niedrigeren Energieverbrauch bei der Gebäudenutzung etc.).

Ehrenamtliches Arbeiten mit hoher personeller Kontinuität

Die Erstellung der oben genannten Konzepte und Projektanträge wurden durch den ehrenamtlich arbeitenden Stiftungsrat des IBZ, das ehrenamtlich arbeitende Kuratorium des IBZ und durch verschiedene IBZ-Beiräte (Mensch-Umwelt-Kultur, Familienbildung) sowie den Förderkreis des IBZ begleitet. Dem Kuratorium des IBZ kam dabei insbesondere in den Anfangsjahren des IBZ bei der Unterstützung der inhaltlichen Arbeit der Geschäftsführung des IBZ eine wichtige Funktion zu. Das IBZ-Kuratorium bestand und besteht auch heute noch aus

ca. 30 Persönlichkeiten aus Wissenschaft, Verwaltung, Wirtschaft, Kirche, Bildung, Zivilgesellschaft und Politik. Viele Mitglieder des Stiftungsrates und des Kuratoriums sind seit Errichtung der Stiftung IBZ bis heute dabei (z. B. Dr. Eh. Fritz Brickwedde, Prof. Dr. Dr. hc. Clemens Geißler, Prof. Dr. Dr. mult. Matthias Kramer, Dr. Peter Lex, Matthias Schwarzbach, Dr. Albin Nees, Günter Vallentin). Somit hat sich eine langjährige vertrauensvolle, äußerst fruchtbare Zusammenarbeit ergeben.

Schaffung kreativer Milieus und Aufbau von Akteursnetzwerken²⁰

Ein weiterer wichtiger Erfolgsfaktor für die erfolgreiche Sanierung und Umnutzung der ehemaligen Wirtschaftsgebäude war die Schaffung eines kreativen Milieus beim Auf- und Ausbau des IBZ. Dabei war zum einen wichtig, dass seit Errichtung der Stiftung IBZ sowohl aus dem Osten als auch aus dem Westen Deutschlands Männer und Frauen ehren- und hauptamtlich für das IBZ gearbeitet haben. Dadurch konnten unterschiedliche Erfahrungshorizonte und Netzwerke für das IBZ genutzt werden. Daneben war von entscheidender Bedeutung, dass von Anfang an innovationsfähige kreative Akteure aus unterschiedlichen Bereichen (Wissenschaft, Verwaltung, Kultur, Wirtschaft, Politik etc.) in die Netzwerkarbeit des IBZ eingebunden wurden. Dadurch wurde und wird im IBZ interdisziplinäres Arbeiten auf hohem Niveau gewährleistet.

Projektorientiertes Arbeiten

Die Stiftung IBZ St. Marienthal erhält bis heute für ihre Arbeit keinerlei institutionelle, verlässliche Förderung durch die öffentliche Hand. Daher war die Entwicklung von Projekten und deren Beantragung bei der öffentlichen Hand und bei Stiftungen für das IBZ die einzige Chance, das IBZ auf- und auszubauen. Dieses projektorientierte Arbeiten hat sich im Nachhinein als ein Erfolgsgarant für das IBZ herausgestellt; denn durch die zunehmende Projektorientierung erlangten die Mitarbeiter/innen des IBZ die Fähigkeiten, die die Ansätze des strategischen Managements besonders entwicklungsfähigen Unternehmen zuschreiben.²¹ Von den Unternehmen, aber auch von Einrichtungen wie dem IBZ, wird heutzutage Flexibilität, Agilität, Effizienz und Effektivität gefordert. Sich schnell auf sich ändernde Rahmenbedingungen und Herausforderungen einzustellen gelingt vermutlich am besten, wenn in Einrichtungen in Projektform zusammengearbeitet wird.

Die Rechtsform einer „Stiftung bürgerlichen Rechts“

Von entscheidender Bedeutung für die erfolgreiche Sanierung der Wirtschaftsgebäude war es, dass das IBZ St. Marienthal als Stiftung bürgerlichen Rechts errichtet wurde. Damit verbunden war die staatliche Kontrolle (Stiftungsaufsicht des Freistaates Sachsen) mit Eintrag ins Stiftungsregister. Und dadurch wiederum entstand eine gewisse Sicherheit sowohl für den Stifter, das Klosterstift St. Marienthal, als auch für spätere Zuwendungsgeber. Die Rechtsform der Stiftung brachte zudem für das IBZ steuerliche Vergünstigungen. Darüber hinaus war die Stiftung IBZ aufgrund ihrer finanziellen und politischen Unabhängigkeit wie fast alle anderen Stiftungen bürgerlichen Rechts in der Lage, innerhalb ihrer Satzungszwecke eine große Vielfalt gemeinnütziger Aktivitäten zu entwickeln und innerhalb kurzer Zeit sehr flexibel auf verschiedene Herausforderungen zu reagieren.

Auch bei der Errichtung der Stiftung IBZ im Jahr 1992 hat es sich bewährt, dass in dem St. Marienthaler Netzwerk auch Personen wie der Rechtsanwalt Dr. Peter Lex (München) ehrenamtlich mitwirkten, die langjährige Erfahrung im Aufbau von Stiftungen hatten.

Erfolgreiche Arbeit der Geschäftsführung und Verwaltung des IBZ

Schließlich ist auf die erfolgreiche Arbeit der Geschäftsführung und Verwaltung des IBZ zu verweisen. Mit minimaler personeller Ausstattung (2–3 Mitarbeiter/innen, die zudem noch mit zahlreichen anderen Aufgaben betraut waren), gelang es, 16,5 Mio. € für die Gebäudesanierungen einzuwerben, die Baumaßnahmen als Bauherr zu begleiten, alle erforderlichen Anträge (Baugenehmigung, denkmalschutzrechtliche Genehmigung etc.) und Abstimmungen (z. B. mit dem Klosterstift St. Marienthal) zu erledigen und alle Fördermittel korrekt abzurechnen.

5 Fazit und Ausblick

Die zu Beginn der Arbeit des IBZ erarbeitete Konzeption zur Umnutzung der ehemaligen Wirtschaftsgebäude des Klosters wurde bis auf wenige Änderungen umgesetzt. Diese Gebäude sind jetzt in einem hervorragenden Zustand. In den nächsten Jahren ist das Hauptaugenmerk auf die Instandhaltung der Gebäude zu legen und deren weitere energetische Ertüchtigung. Aus denkmalpflegerischer Sicht sind in einigen Jahren die derzeit noch intakten Zementziegel auf dem ehemaligen Pferde- bzw.

Schweinestall sowie dem St. Gerhard-Haus (ehemaliges Beamtenhaus) durch Tonziegel zu ersetzen.

Die Entscheidung der Klosteroberen, die ehemaligen Wirtschaftsgebäude langfristig an die Stiftung IBZ zu verpachten, hat sich im Nachhinein als „Glücksfall“ erwiesen. Dadurch wurden diese Gebäude in einen so guten baulichen Zustand gebracht, wie er in der Geschichte des Klosters vermutlich niemals zuvor erreicht wurde. Viel wichtiger ist es jedoch, dass für die Gebäude mit dem Internationalen Begegnungszentrum eine Nutzungsform gefunden wurde, die den Zielen und Idealen des Zisterzienserordens in hohem Maße entspricht. Dadurch wird ein wesentlicher Beitrag dazu geleistet, die Gesamtanlage des Zisterzienserinnenklosters St. Marienthal für nachfolgende Generationen zu erhalten: als Ort der Begegnung, Versöhnung, Völkerverständigung, Friedensarbeit, Erholung und Bildung.

Anhang

Zu den vom IBZ gepachteten Wirtschaftsgebäuden des Klosterstifts St. Marienthal gehören:

Ehemaliges Kanzleigebäude und Gästehaus des Klosters (heute Gästehaus St. Hedwig)

Ehemaliger Kuhstall (Celsa-Pia-Haus mit Saal für Veranstaltungen, Speisesaal, Küche, Sozialräumen)

Altstädter Hof (500 Meter außerhalb des Klostergeländes, heute fünf vermietete Wohnungen und Gärten)

Ehemalige Getreidemühle (heute Gästehaus St. Franziskus)

Ehemalige Mühlenscheune (heute Gästehaus St. Franziskus)

Fachwerkhaus (heute Zentrale für die Elektro- und Wärmeversorgung)

Ehemalige Brauerei (heute Geschäftsstelle des IBZ, Gästeempfang, Klostermarkt)

Ehemalige Wagenremise (heute Haus der Familie)

Ehemaliger Stutenstall (heute Werkstatt für die IBZ-Hausmeister)

Ehemalige Tischlerei (heute Maximilian Kolbe-Haus mit Räumen für Spiel, Sport und Fahrräder sowie einer Werkstatt)

Literatur

Das Kloster St. Marienthal und die Stadt Ostritz. Konzept zur Entwicklung der Kulturlandschaft. (Schriften des Internationalen Begegnungszentrums St. Marienthal, Band 3).

St. Marienthal 1997.

Geißler, Clemens / Klose, Dietrich / Schlitt, Michael: Die Umnutzung der ehemaligen Wirtschaftsgebäude des Klosters St. Marienthal. (Schriften des Internationalen Begegnungszentrums St. Marienthal, Band 5). St. Marienthal 2001, S. 55–72.

Klose, Brigitte / Klose, Dietrich: Analyse der Umweltschäden und Erstellung einer Nutzungskonzeption für den Klosterhof St. Marienthal. (Schriften des Internationalen Begegnungszentrums St. Marienthal, Band 4). St. Marienthal 1997.

Miteinander an der Neiße. Internationales Begegnungszentrum St. Marienthal. Konzeption und erste Schritte (Schriften des Internationalen Begegnungszentrums St. Marienthal, Band 1). St. Marienthal 1994, S. 44–61.

Ehemaliger Kälberstall (heute Gästehaus St. Clemens)

Ehemaliger Rinderstall (heute Gästehaus St. Clemens)

Ehemaliges Beamtenhaus (heute Mietwohnungen und Gärten)

Pavillon hinter dem ehemaligen Beamtenhaus

Ehemaliger Pferde- bzw. Schweinestall (heute Fahrzeug-Garage des IBZ, Materiallager, Raum für Geräte und Werkzeuge).

Im Rahmen eines zwischen der Abtei Klosterstift St. Marienthal und dem IBZ im Jahr 1999 abgeschlossenen Vertrages wurde die ehemalige Imkerei des Klosters und die Streuobstwiese am Bergfrieden an das IBZ verpachtet. In diesem Zusammenhang wurde die völlig verfallene Imkerei durch das IBZ wiederaufgebaut und die Naturschutzstation Neißetal errichtet.

Außerdem hat sich das IBZ im Rahmen eines Betreibervertrages um die Sanierung und den Unterhalt des historischen Sägewerks des Klosters gekümmert.

Anmerkungen

- ¹ Die Nichtnutzung der wirtschaftlichen Gebäude war u. a. auch auf die Auflösung der KiLaFo (Kirchliche Land- und Forstwirtschaft) nach Ende der DDR-Zeit zurückzuführen. Die KiLaFo war ein Zusammenschluss kirchlicher Einrichtungen in der Oberlausitz, der auch das Klosterstift St. Marienthal angehörte. Dadurch brach dem Klosterstift der Träger für seine Landwirtschaft und den Absatz seiner landwirtschaftlichen Produkte weg, wodurch eine Wirtschaftstätigkeit kaum mehr möglich war.
- ² Nicht verpachtet wurden die Wasserkraftanlage, die Klostergärtnerei, die Klosterschenke und ein Teil des ehemaligen Kuhstalls, in dem das Klosterkaffee untergebracht war; denn aus diesen Gebäuden wollte die Abtei noch direkten finanziellen Nutzen ziehen.
- ³ Vgl. Die Zisterzienser. Geschichte und Architektur. Köln 1998, S. 78. Diese Aussage wird auch in der übrigen Literatur über die Zisterzienser immer wieder bestätigt.
- ⁴ Maximilian Kolbe-Haus, ehemaliger Stutenstall (Hausmeisterei des IBZ) und ehemaliger Pferde- bzw. Schweinestall haben noch keinen Fernwärmeanschluss erhalten (Stand 2021).
- ⁵ Vgl. Klose, Brigitte/Klose, Dietrich (1997), S. 185.
- ⁶ Ebenda., S. 273.
- ⁷ Ebenda.
- ⁸ Ebenda., S. 301.
- ⁹ Ebenda., S. 341.
- ¹⁰ Ebenda.
- ¹¹ Ebenda., S. 321.
- ¹² Ebenda., S. 257.
- ¹³ Ebenda., S. 315.
- ¹⁴ Ebenda., S. 345.
- ¹⁵ Ebenda., S. 347.
- ¹⁶ Ebenda., S. 241–243.
- ¹⁷ Ebenda., S. 311.
- ¹⁸ Vgl. Schlitt, Michael: Das Geld folgt den Ideen. In: Universitas. Orientierung in der Wissenschaft, 62 (2007), S. 1275–1282.
- ¹⁹ Vgl. dazu z. B.: Entwicklung von Weiterbildungskonzeptionen für familien- und generationenorientierte Berufe. Machbarkeitsstudie für das IBZ St. Marienthal. Erarbeitet vom Institut für Entwicklungsplanung und Strukturforschung Hannover, 1996. – Europazentrum der Familien und Generationen. Konzeption und Wege des Modellvorhabens (Schriften des IBZ, Bd. 6), 2004. – Digitale Bildung für Erzieherinnen und Erzieher, 2020.
- ²⁰ Vgl. Piwko, Mathias: Die Rolle von Netzwerkkooperationen im Strukturwandel peripherer Regionen. Fallstudien zur Entwicklung endogener Entwicklungspotentiale am Beispiel der Stiftung IBZ. (Schriften des IBZ, Bd. 11). Ostritz 2009.
- ²¹ Vgl. Deutsche Gesellschaft für Projektmanagement, Projekt als Strategie – Strategie als Projekt: Trends, Potenziale, Perspektiven, 2009, S. 19.

Fotonachweis

- 1** Sven Taubert; **2, 3, 6, 20, 24, 27, 30, 32, 35–42, 44–47** Dr. Michael Schlitt; **4, 5, 7, 8, 10–13, 15–17, 22** IBZ St. Marienthal; **9, 14, 18, 21, 23, 25, 26, 28, 29, 33, 34, 43** Bettina Schlitt; **19** Klosterstift St. Marienthal; **48** René Egmont Pech

DIE KLOSTERSCHENKE ST. MARIENTHAL

Auszug aus der Festschrift anlässlich der Wiedereröffnung der historischen Klosterschenke zu Himmelfahrt 1998 (21. Mai 1998)

Gerhard Brendler unter Mitwirkung von Sr. M. Hildegard Zeletzki OCist, Sr. M. Elisabeth Vaterodt OCist, Johanna und Walther Bergmann (St. Marienthal), Josefine Schmachl (Ostritz) und Oswald Springer (Cuxhaven)

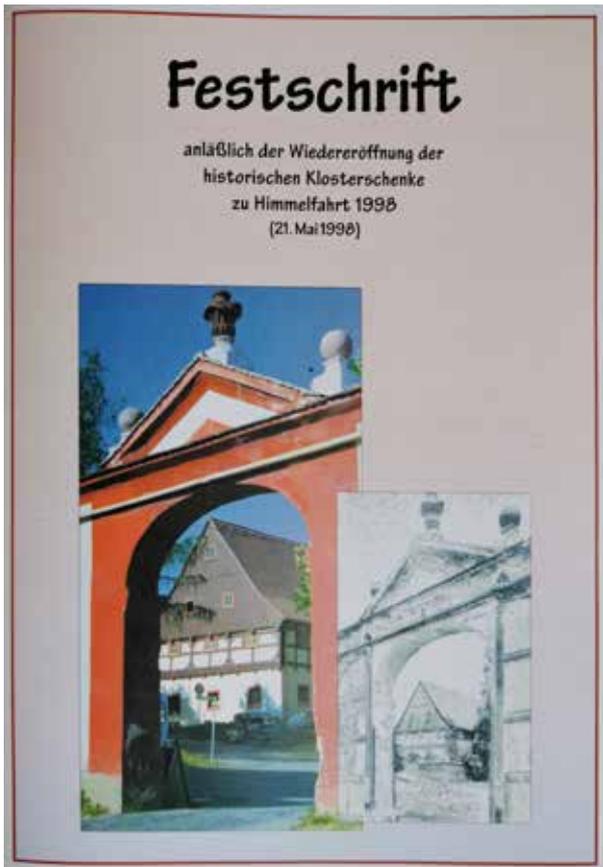


Abb. 1 Titelseite der Festschrift zur Wiedereröffnung der Klosterschenke 1998

„Grüß Gott“ und herzlich willkommen in der Klosterschenke!“ So mag es noch manchem älteren Ostritzer oder Marienthaler in den Ohren geklungen haben, wenn er in den vergangenen Jahren bei einem Spaziergang in das Kloster St. Marienthal oder in das Neißetal eben an dieser Klosterschenke vorbeikam. Einerseits stand da das barocke Kloster, gleichsam für die Ewigkeit gebaut – andererseits deuteten das morsche Fachwerk und die zerschlagenen Fensterscheiben der Klosterschenke auf die Vergänglichkeit menschlichen Schaffens hin. Das sprichwörtliche Leben war aus diesem Haus mit offensichtlich großer Vergangenheit gewichen. Die Klosterschenke wartete auf ihren Todesstoß – und jugendlicher Übermuttrieb

sein Spiel und versetzten ihr, der Totgesagten, sichtbar schmerzhaft Stiche. Und dennoch: Wer hören wollte, der hörte die vier gewaltigen hundertjährigen Kastanien im Vorgarten raunen, welch’ herrliche Zeiten sie zu ihren Füßen erlebt haben. Wenn die Ostritzer ihren Familienausflug unternahmen, wenn die Görlitzer mit ihren birken-geschmückten Pferdewagen nach St. Marienthal kamen, um der Großstadt zu entkommen und im Kloster oder im Neißetal Entspannung und geistliche Bereicherung zu erfahren. Oder wenn die Hirschfelder und Zittauer das Neißetal von Süden her durchwanderten und der Klosterschenkewirt ihnen den Weg an der Neißetalbaude ganz wesentlich erleichterte. Wie romantisch mag es gewesen sein, wenn am Sonntagnachmittag unser Urgroßvater die Urgroßmutter nach einer Kahnfahrt auf der Neiße zu einem Klosterbier und zum Spritzwürsteessen in die „Schenke“ eingeladen hat. Wie stimmungsvoll waren am Sonntagabend die „Bälle“, ob nun die Klosterherrschaft zum Erntefest, der Radelfahrerverein zum Vereinsball oder der „Schenkewirt“ mit Musik vom frühen Morgen an zum Himmelfahrtsausflug einlud – stets war unsere Klosterschenke ein Ort der Entspannung, der Kurzweil, der Familie und der Geselligkeit.

Unsere „Klosterschenke“ hat nicht nur Stunden des Frohsinns erlebt – sie hat Menschen gesehen, die gestern noch lachten und heute in Schwarz eines lieben Anverwandten oder Nachbarn gedenken. Sie hat Feuersbrünste und Hochwasser im nahen Kloster und in der Klosterfreiheit fürchten gelernt, Sturzfluten aus dem höhergelegenen Haseldorf selbst erleiden müssen. Wirtschaftliche Not, zwei Weltkriege, Flüchtlingseleid, braune und rote Diktaturen haben ihr ebenso zugesetzt, wie der rücksichtslose Raubbau an der Umwelt unserer Oberlausitzer Heimat.

Wir hier in St. Marienthal haben aber immer mit großer Zuversicht in die Zukunft schauen dürfen – wissen wir doch, dass seit 1234 hier und noch heute Frauen leben, die uns mit ihrem Gebet stets begleiten. Seit nahezu

acht Jahrhunderten rief die Klosterglocke Menschen zur Mahnung und zum Trost – ob wir uns nun in geselliger Runde oder aus traurigem Anlass in der Klosterschenke trafen. Und so soll es auch im nächsten Jahrtausend sein. Mit Hochachtung danken wir Frau Äbtissin Sr. M. Regina Wollmann OCist und den Schwestern der Zisterzienserinnenabtei St. Marienthal für die kühne Entscheidung, die traditionsreiche Klosterschenke grundhaft sanieren zu lassen und sie den Einwohnern von Ostritz St. Marienthal, den Besuchern des Klosters St. Marienthal und unserer Oberlausitzer Heimat als Ausflugs-, Familien- und Vereinsgaststätte anzubieten.

Das Kloster St. Marienthal und die Klosterschenke

Ob der Besucher der Klosterschenke heute in der „Klosterstube“ auf gastronomische Erkundung klösterlicher Traditionen in Keller und Küche geht oder sich im Kastaniengarten ein Landskron, ein Eibauer oder ein Klosterbier servieren lässt – er verzichtet gern auf technische Details einer modernen Küche und lässt sich lieber entführen in die Vergangenheit dieses Ortes und dieser Schenke.

Die Vorgeschichte der Marienthaler Klosterschenke lässt sich sicherlich nur noch vage aufhellen im Zusammenhang uralter klösterlicher Traditionen des Wirtschaftslebens. Die Zisterzienser – und wir wollen die Zisterzienserinnen überhaupt nicht ausklammern – galten im Mittelalter als die Experten der Urbarmachung. Nicht umsonst heißt es bei Girald von Wales: *„Gebt diesen Mönchen ein ödes Moor oder einen wilden Wald, laßt dann einige Jahre vergehen, und ihr werdet nicht nur schöne Kirchen, sondern auch menschliche Siedlungen dort errichtet finden.“*

So kann man sich auch die Vorzeit des Klosters St. Marienthal vorstellen: Marienthal, der heutige Klosterwald und die Ackerflächen diesseits und jenseits der Neiße, wilder Wald, die Neiße selbst hatte sich nach ihrem Durchbruch durch den Höhenrücken zwischen Hirschfelde und Marienthal ein ausgedehntes Schwemmland am heutigen Klosterstandort und eine immer breiter werdende Flussaue nach Norden zu geschaffen. Mag es ödes Moor- oder Schwemmland gewesen sein! Und dennoch haben die böhmische Königin Kunigunde und die ersten Zisterzienserinnen schon vor über 760 Jahren die Einmaligkeit dieser Landschaft erkannt, das Kloster St. Marienthal gegründet und sind an die Urbarmachung gegangen. Und in der Tat, wir sehen heute hier nicht nur

die beeindruckende Klosteranlage von St. Marienthal, errichtet in einem Schwemmlandbogen der Neiße, sondern auch Städte, Dörfer und Güter, deren Geschichte eng mit der des Klosters verbunden ist: die alte Klosterfreiheit mit Marienthal, der Bergfrieden und das Haseldorf, die Altstadt (der slawischen Ursiedlung Ostroz), die Stadt Ostritz, deren Verbundenheit mit dem Kloster selbst im Stadtwappen zum Ausdruck kommt, die Dörfer jenseits der Neiße, wie z. B. Grunau (Krzewina), Blumberg (Bratków), Rusdorf (Posada), Königshain (Działoszyn), Seitendorf (Zatonie) und Reichenau (Bogatynia) oder diesseits der Neiße, wie z. B. Leuba, Schlegel, Jauernick. Noch heute lohnt es sich, Zeugen einer jahrhundertelangen Zugehörigkeit der Oberlausitz zum Königreich Böhmen und des Klosters St. Marienthal zum Erzbistum Prag zu entdecken. Viele Privilegien des römisch-deutschen Kaisers und böhmischen Königs sowie weitreichende Schenkungen adliger Grundherren ließen das Kloster schnell auch zu einer weltlichen Herrschaft und somit zu einem gesellschaftlichen Zentrum der östlichen Oberlausitz werden – schließlich zählten anno 1833 21 Ortschaften, vier Ortsteile und drei Klosterhöfe mit insgesamt 16.000 Menschen zur Klosterherrschaft. Trotz aller irdischen Probleme menschlichen Zusammenlebens war auch in der Marienthaler Grundherrschaft der Ausspruch geläufig: *„Unter dem Krummstab ist gut leben.“*

Die Zisterzienser waren anerkannte Wirtschaftsexperten. Nach der Urbarmachung des Landes gingen sie zielstrebig an die Entwicklung der Landwirtschaft. Entgegen der üblichen Praxis der damaligen Zeit, aber getreu dem benediktinischen Ordensgrundsatz *„Bete und Arbeite“* bewirtschafteten sie ihre Flächen selbst, wurden führend in der Schafzucht, der Zeidlerei und in der Fischzucht. Weinbau war „ein Muss“ für die Zisterzienser. Ein Schwerpunkt war die Verarbeitung landwirtschaftlicher Produkte. So empfahl sich die Lage der Zisterzienserklöster am Wasser für die Errichtung von Mühlen und zur Wasserkraftnutzung. Es entstanden Bäckereien, Gärtnereien, Sattlereien. Der Wirtschaftsbetrieb eines Zisterzienserklusters war auf die Eigenversorgung ausgerichtet. So erfüllten sich gleich mehrere, noch heute für uns bemerkenswerte Grundsätze zisterziensischen Wirtschaftens:

- Lebe von Deiner Hände Arbeit.
- Nehme der Natur nur so viel, wie Du für Deine Existenz benötigst.
- Du sollst Deine Ware nicht zu einem höheren Preis verkaufen, als für Deine Existenz nötig.



Abb. 2 Zeichnung von der Klosterschenke von Bernhard Heppert (Ostritz)

Wenn auch der Wein häufig mit dem Klosterleben in Verbindung gebracht wird, so war er in unseren Breiten doch in erster Linie liturgischen Zwecken vorbehalten, ohne leugnen zu wollen, dass an hohen kirchlichen Feiertagen der Klosterküche auch der Wein nicht ausging. Allein der „östlichste Weinberg Deutschlands“ hier in St. Marienthal zeugt vom Willen der Zisterzienser, auch unter unwirtlichen Bedingungen noch die lieblichsten Lagen zu finden, um Eigenerzeuger von Wein zu werden.

Dennoch war seit jeher das Bier das übliche Getränk in Stadt und Land. Für die Klosterbewohner war es in erster Linie ein gehaltreiches Nahrungsmittel, das u. a. half, über die strenge Fastenzeit zu kommen. Auch hier in St. Marienthal galt die bekannte bayrische Mönchsweisheit: „Naß bricht Fasten nicht.“ Und da das Kloster auch gesellschaftlicher Mittelpunkt der östlichen Oberlausitz war, gab es für das Klostervolk auch genug Anlass, zum Bier zu greifen. Solche Anlässe waren die jährlichen Abrechnungen mit der Klosterherrschaft, Gerichtstermine, Grundstücksverkäufe, die Ausstellung sonstiger Urkunden. So wurden das Bierbrauen und der Bierverkauf zu einem handfesten wirtschaftlichen Problem – kein Wunder, dass sich die Ostritzer, Zittauer und Görlitzer um das

Recht des Bierverkaufs schlugen. Auch die Ostritzer und die Klosterherrschaft legten sich wegen der sogenannten Bierzüge an – und die Klosterschenke war nicht ganz unbeteiligt.

Jedenfalls waren die Ordensvorschriften, die gesellschaftliche Tragweite und der wirtschaftliche Effekt hinreichende Gründe, dass schon sehr frühzeitig im Kloster St. Marienthal eine Brauerei bestand, die auch einen Brauereiausshank besaß. Hinweise darauf gibt es nur indirekt.

Den frühesten Hinweis auf eine eigene Bierbrauerei enthält eine Stiftung der Äbtissin des Klosters aus dem Jahre 1423, wonach sie den Armen der Stadt Ostritz jährlich zweimal Brot, Bier und ein Bad reicht (das sog. Seelbad). Aus dem Jahre 1599 datiert eine andere Mitteilung, wonach die Äbtissin zur Pestzeit den Armen der Stadt Zittau vier Viertel Bier und einige Wagen mit Lebensmitteln zur Verteilung geschickt hat. Noch 1614 lässt das Kloster ein juristisches Gutachten von der Juristenfakultät zu Helmstadt anfertigen, in dem das Recht des Klosters bestätigt wird, Bier zu brauen und auf den umliegenden Dörfern zu vertreiben.

Einen späteren Hinweis auf Brauerei und Klosterkretscham enthält ein Schreiben von Äbtissin Anna Friedrich vom 3. Juli 1667 an Kaiser Leopold I.:

„Unter anderem unseren wenigen und gar zu unserer notdürftigen Unterhaltung zureichenden Stiftsgüterlein befindet sich auch ein also genannter Kretscham. Darinnen haben unsere gottseligen Vorfahren sonder allem Zweifel ab origine foundationis nicht allein Mundtrunk vor das Kloster und Convent gebrauen, sondern solch eingebrauen Bier auch über Menschengedenken auf den Dörfern frei verkauft, auch sonsten in dem Kloster-Kretscham frei öffentlich zu feilem Schank kannenweise verlassen und verschenket, allermaßen auch bis data noch geschiehet.“

Auch wird auf das Recht hingewiesen, dass das Bier, im Kretscham gebraut, auch in den Dörfern Altstadt, Blumberg, Grunau, Rusdorf, Königshain und Schönfeld öffentlich verkauft und ausgeführt wurde.

Nicht mehr nachvollziehen lässt sich offensichtlich der ursprüngliche Standort der ersten Klosterschenke. Wenn sie mit der Klosterbrauerei unter einem Dach war, dann standen die Brauerei mit Schenke bis zum 20. Januar 1670 etwa im Bereich des heutigen Beamten-Wohnhauses (Pater-Gerhard-Haus), gleich nach dem äußeren

Klostertor auf der rechten Seite. Durch Urkunden ist belegt, dass u. a. die Schenke innerhalb der Klostermauern ebenfalls ein Raub der Flammen beim großen Brand 1683 geworden ist.

Da die Klosteranlage in der heutigen böhmisch-barocken Form innerhalb von ca. 90 Jahren und die Klosterschenke in diesem Zusammenhang am heutigen Standort errichtet wurde, hierüber aber konkrete Quellhinweise fehlen, konnte bisher über das tatsächliche Baujahr der Klosterschenke nur gemutmaßt werden. Vielleicht ist die Jahreszahl auf einem Silbertaler, der bei den jetzigen Sanierungsarbeiten 1998 im Deckengebälk des Obergeschosses auf der Nordseite des Gebäudes gefunden wurde, ein Hinweis auf das tatsächliche Baujahr: 1740.

Aber bereits 1829 ist offensichtlich die Schenke in einem so desolaten Bauzustand, dass sie dem Pächter nicht mehr den Pachtzins von 60 Talern jährlich erbringt, die Reparaturkosten die Möglichkeiten des Klosters bei weitem übersteigen und sich „die meiste Einkehrung bei der jetzigen Lage des baufälligen Gebäudes weggewendet habe“, obwohl der damalige Pächter Joseph Berger sen. als Fleischer und Koch weit bekannt war und er sein gesamtes privates Vermögen in die Schenke gesteckt habe.

In dieser zweiten Existenzkrise der Klosterschenke entschloss sich die damalige Äbtissin Michaela Zacher, am 25. April 1829 der „Hochpreislichen Oberamts-Regierung in Budessin“ die beabsichtigte Veräußerung anzuzeigen. Die Klosterschenke sollte den Anfang machen, da auch die Mühle und andere Klostergebäude zum Verkauf anstanden. Die Äbtissin unterstrich die öffentliche Bedeutung dieser Schenke als Gerichtskretscham für die Gemeinde Klosterfreiheit und das Recht des Inhabers auf Schlachten, Backen und Branntweinbrennen. Sie bevorzugt mehr einen regelmäßigen Kanon von 30 Talern als eine hohe Kaufsumme.

Nach gerichtlicher Bestätigung der Verkaufsabsicht erfolgte eine Art Ausschreibung der Klosterschenke in den Zittauer, Bautzner, Löbauer und Görlitzer Zeitungen sowie durch Aushang in der Klosterschenke selbst, in Ostritz, Königshain, Seitendorf, Reichenau und Oberseifersdorf, zu Leuba im Gerichtskretscham und im Kellerhaus.

Am nächsten Tag begannen die abschließenden Verhandlungen mit Tobias Bergmann, der sein Angebot auf 550 Taler erhöht. Die Klosterherrschaft begründet ihre Entscheidung für Bergmann mit Rücksicht auf seine Person. Bergmann verpflichtet sich, die Kaufsumme

innerhalb eines halben Jahres zu bezahlen. Bis dahin wird sie ihm zinslos gestundet. Bergmann haftet mit seinem sämtlichen Hab und Gut. Der schriftliche Kaufvertrag enthält folgende Einzelpunkte:

1. Bis zur Bezahlung der Kaufsumme in einem halben Jahr bietet der Käufer als Sicherheit seinen Ostritzer Bierhof und die dazugehörigen Grundstücke.
2. Käufer und jeder künftige Besitzer ist schuldig, den jährlichen Kanon von 30 Talern zu zahlen.
3. Wie der jeweilige Wirt nur ehrsame Gäste aufnehmen soll, so soll er mit seiner Familie ein friedliches und christliches Leben führen, auch nur rechtliche und ehrliche Dienstleute halten und sich betreffs der Beherbergung streng nach den polizeilichen Bestimmungen richten.
4. Auch bezüglich der Tanzmusik hat er sich an die gesetzlichen Vorschriften zu halten und die verbotenen Zeiten genau zu beachten.
5. Das Bier hat er aus der herrschaftlichen Kellerei zu entnehmen und den Preis nach herrschaftlicher Anordnung zu stellen. Die Einführung fremden Bieres wird mit 10 Talern Strafe belegt.
6. Die Behandlung der herrschaftlichen Biergefäße hat sachgemäß zu erfolgen.
7. Der Schenker hat auch das Schlachten für das Kloster zu übernehmen oder, wenn er dessen nicht kundig ist, durch einen „Purschen“ ausführen zu lassen. Das Einkaufen des Schlachtviehes für das Kloster hat ohne Provision zu geschehen, das Schlachten selbst im herrschaftlichen Schlachthaus zu erfolgen. Ebenso ist von ihm das tägliche „Einbacken“ für die Küche zu besorgen. In all diesen Sachen hat er sich größter Reinlichkeit zu befleißigen.
8. Für diese Arbeiten erhält er folgende Emolumente (Vergütungen):
 - 3 Klafter weiches Holz,
 - 3 Schock weiches Reißig, wovon er das Macherlohn selbst zu entrichten hat,
 - die Benützung eines Kraut-Deputat-Beetes, wie es die anderen Deputatisten haben,
 - die Benützung eines „Wiesenflecks“ im sog. Alten Dorfe in dem Maße, wie es von den bisherigen Schenkenpächtern benützt worden ist, und
 - die Freiheit, eine Kuh bei der herrschaftlichen Herde „vorzutreiben“, solange und zu der Zeit, als das herrschaftliche Vieh ausgetrieben wird.

9. An Schlachterlohn erhält derselbe überdies:
 - für einen Ochsen oder eine Kuh 3 gr. 6 pf.
 - für ein Schwein 3 gr. 6 pf.
 - für ein Kalb, einen Bock oder eine Ziege 1 gr. 6 pf.
 - für einen Schöps oder ein Schaf 1 gr. 0 pf.
 - für ein Lämmel, Zickel oder Spanferkel 0 gr. 6 pf.
 - für einen Hirsch abzudecken zerlegen 4 gr. 0 pf.
 - für ein Reh desgl. 2 gr. 0 pf.
10. Diese Vergütungen werden nur für das Schlachten gewährt und kommen in Wegfall, wenn dasselbe wegen Unzufriedenheit aufhört.
11. Wegen der Leder hat der Schenker vierteljährlich mit dem Verwalter abzurechnen und darüber genau Buch zu führen.
12. Die Reparaturkosten gehen vom Tage des Kaufs auf den Käufer über ohne Anspruch auf einen Beitrag von seiten des Klosters.
13. Bei einem etwaigen Neubau müssen die Gebäude massiv aufgeführt und mit Ziegelbedachung versehen werden.
14. Wenn das Wohnhaus dabei mehr an die Straße gerückt wird, so darf am Wege kein Eingang sein.
15. Den zwischen Schenke und der ehemaligen Schmiedewohnung befindlichen Graben sind Käufer und Nachfolger zu unterhalten schuldig und dürfen ihn nicht eingehen lassen.
16. Etwaige Verpachtung darf niemals ohne herrschaftliche Genehmigung erfolgen. Der Pächter ist der Herrschaft zu präsentieren.
17. Der Käufer übernimmt für sich und die künftigen Besitzer die Verpflichtung, dem Hochw. Herrn Probst alljährlich zum Namenstag das herkömmliche Geschenk eines Hutes Zucker zu verabreichen
18. Bei jedesmaligem Verkaufe in fremde Hand reserviert sich das Hochw. Klosterstift das Vorkaufsrecht in der Summe, die ein Fremder bietet.
19. Bei jedem künftigen Verkaufe, sei es im Erbe oder an Fremde, ist der herrschaftliche Abzug von 5% der Kaufsumme an das Klosterstift abzuführen.

„Nachdem nun beide Teile mit den Bedingungen einverstanden sind, entsagen sie allen Ausflüchten und Rechtsbehelfen, insbesondere der Ausflucht des Scheinhandels, des Irrtums, des Miß- oder Nichtverständnisses, der Übereilung, Überredung, der Verletzung über oder unter der Hälfte des wahren Wertes, der anders verabredeten als niedergeschriebenen Sache, der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand

und Rechtsregel, daß ein allgemeiner Verzicht nicht gelte, wenn nicht ein besonderer vorhergegangen, hiermit auf zu Recht beständige Weise.“

Geht es Ihnen nicht auch so: Beim Lesen dieses Textes fühlt man sich gewissermaßen zurückversetzt in die Zeiten einer weltlichen Klosterherrschaft in und um St. Marienthal. Beispielhaft, wie die herrschaftlichen Behörden mit juristischen Formulierungen dem Klosterstift auch für die Zukunft gewisse Rechte gesichert haben. Die königlich-sächsische Bürokratie lässt grüßen! Und sie wurde preußisch exakt in die kaiserlich-deutsche, in die Weimaraner, in die braun-deutsche und schließlich auch in die rot-deutsche Bürokratie übernommen. Die deutsche Bürokratie ist unsterblich und das soll an einem Beispiel der Klosterschenke demonstriert werden:

Das zitierte Vorkaufsrecht des Klosters wurde in das sächsische Grundbuch eingetragen. Diese Eintragung hat alle Besitzerwechsel und Systeme überlebt: das sächsische Königreich, das deutsche Kaiserreich, die Weimarer Republik, das „Dritte Reich“, die Sowjetische Besatzungszone, das Land mit dem größten Millimeterpapier. Erst als 1992 die Klosterschenke zur Liquidationsmasse des Konsum Ostsachsen geschlagen und somit vermarktet werden sollte, konnte das Kloster mit Hinweis auf die frühere königlich-sächsische Grundbucheintragung aus 1829 seine Rechte wahrnehmen. Gott sei Dank!

Die Klosterschenke im Spiegelbild ihrer Besitzer

Wir wollen das Ergebnis dieser aner kennenswerten Odyssee der Bürokratie nicht vorwegnehmen, wollen wir die Klosterschenke bei ihrem Gang durch die Jahrzehnte der jüngeren Geschichte begleiten. Für die Schenke selbst war es einesteils ein harter Weg – und sie war manchmal am Zusammenbrechen. Aber dann gab es immer wieder bodenständige Menschen, die sie aufrichteten: ein Blick auf nach oben und zum Kloster geben Kraft – ein Blick voraus schuf Freude auf die Zukunft von St. Marienthal.

Andererseits war der Weg der Schenke durch die Zeit auch geprägt durch Freude ihrer Gäste: Familienfeiern, Dämmerchoppen, Skatturniere, Kaffeefahrten, Tanzmusik oder einfach „mal auf ein Bier mit dem Nachbarn“. Gern erinnern sich die Ostritzer der mittleren und älteren Generation an Wirtsleute, die sich zu ihnen setzten und Geschichten erzählten. Mögen es stellvertretend nun die Bergmann Hanni, die Donath Hanni, der Richter Emil oder andere gewesen sein.

Bevor wir nun ins Schwärmen über vergangene Zeiten in der Klosterschenke kommen, sind wir unseren heutigen Gästen die letzten 170 Jahre schuldig. Wie gesagt, mit dem 15. Juli 1829 wechselte die Klosterschenke ihren Besitzer. Sie ging aus dem Besitz des Klosters St. Marienthal in den Privatbesitz des Fleischermeisters Tobias Bergmann aus Ostritz über. Mit aller Vorsicht ging er an die nötigsten Reparaturarbeiten, zu dem massiven Neubau ist es sicherlich aus Finanzierungsgründen nicht gekommen. Dem knappen Geld der damaligen Zeit verdanken wir, dass wir die Klosterschenke heute weitestgehend im historischen Gewand aus Stein, Fachwerk und Lehm bewundern können. Mit seinem Tode 1851 ging die Schenke testamentarisch an die Witwe über. Und das, was jetzt geschah, ist zwar ganz menschlich, aber dennoch wie eine Fügung. Die Ehe der Bergmanns war kinderlos und die Bergmanns hatten eine Pflgetochter, Therese Friedrich aus Ostritz, zu sich genommen. Und das romantische Märchen fand in St. Marienthal tatsächlich seine Vollendung. Zu dieser Zeit arbeitete auch der Fleischergehilfe Josef Berger in der Schenke. Und warum sollte er wegen einer Braut in die Ferne schweifen, wenn das Gute ach so nah. 1841 heiratete er kurzentschlossen die erbberechtigte Pflgetochter des Besitzers.

Der Josef Berger scheint ein tüchtiger, exakter Mann gewesen zu sein, denn nach dem Tode des Meisters führte er schon praktisch das Geschäft für die Witwe und führte akribisch Tagebuch über Familienfeiern, Geschäftsvorgänge und Ereignisse in der Umgebung. 1854 erwarb er die Schenke für 1.000 Taler von der Witwe Bergmann. Auch seine Frau schlug gut ein im Geschäft – und der eine oder andere hat von unseren Urgroßeltern noch etwas von der „Schenk-Rasel“ gehört.

Josef Berger veranlasste, dass die hölzernen Dachschindeln 1875 für 500 Taler durch Dachziegel ersetzt und 1862 die massive Scheune für landwirtschaftliche Zwecke an der Nordseite des heutigen Kastaniengartens gebaut wurden.

Am 11. Januar 1892 kaufte dann sein Sohn Paul Peter Berger die Schenke vom Vater für 10.000 Mark. Um die Jahrhundertwende war die Klosterschenke Schankwirtschaft, Fleischerei und Landwirtschaftsbetrieb. Die Branntweimbrennerei war im Grundbuch als Recht eingetragen, wurde aber schon nicht mehr praktiziert. Hieraus erklären sich die historischen Gebäudebezeichnungen, die heute schon nicht mehr geläufig sind. Im Nebengebäude im Hof waren zum Haseldorf hin das Schlachthaus untergebracht – die

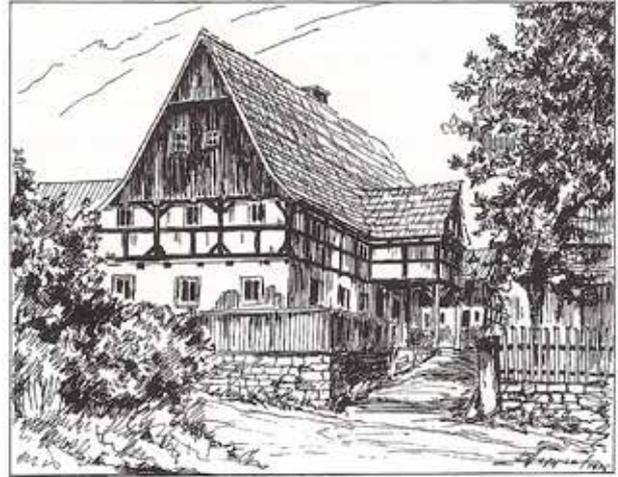


Abb. 3 Zeichnung von der Klosterschenke von Bernhard Heppert (Ostritz)

Transmissionsantriebe für die Kühlung und die Fleischerhaken sind noch zu sehen. Daneben unterhalb des Fachwerkgiebels im Nebengebäude waren der Pferdestall und zum Wohnhaus hin der Kuhstall angeordnet. Im Erdgeschoss des Wohnhauses war der Schafstall und später eine Garage untergebracht. Die heute darüber befindlichen Wohn- oder Büroräume waren erste Anfänge eines Pensionsangebotes für Sommerfrischler. Der Hof wurde nach Süden hin zum Haseldorfweg durch ein zweistöckiges, massives Gebäude abgeschlossen: die Wurstküche.

Bis in die 1890er Jahre gab es unseren beliebten Kastaniengarten noch gar nicht. Aus den Erzählungen von Martha Hiltcher geht hervor, dass dort eine Vielzahl von Pflaumenbäumen gestanden haben und 1895 der heutige Garten gestaltet und die vier Kastanien gepflanzt worden sind, aber auf einem um einen Meter niedrigeren Niveau.

Auf der Fläche vor dem Eingang zur Schenke stand zum Haseldorf hin ein grün umrankter Musikpavillon, die „Laube“, wo regelmäßig musiziert wurde. Zwischen Schenkegebäude und Kastaniengarten bestand eine Durchfahrt für die Warenanlieferung, da es eine Durchfahrt durch den Hof nicht gab. Leider ist das Nachbarhaus, ehemals ebenfalls ein Fachwerkhaus, in den letzten Jahren abgerissen worden. Es ist das historische Wohnhaus des Klosterschmieds gewesen. Zwischen beiden Grundstücken verlief früher ein Wassergraben, der unterirdisch mit Steinen gesetzt und bei den jüngsten Bauarbeiten saniert worden ist. Er ist für die Entwässerung von den umliegenden Hanglagen und zum Schutz des Schenkgrundstückes von außerordentlicher Bedeutung, zumal oberhalb eine Reihe von Wasserbornen lag und häufig Gewittergüsse mit ihren Sturzfluten den Schenkhof verwüsteten.

Ja, so mag der Paul Peter Berger mit seiner Familie die Schenke bis 1918 bewirtschaftet haben. Dann ging sie in den Besitz seines Schwiegersohnes über: Ernst Max Hiltcher. Seit dessen Tod 1927 führte seine Witwe Martha Hiltcher, geb. Berger, die Schenke bis 1956. Sie meisterte die Krisenjahre um 1930 und auch die braunen Jahre 1933–1945.

Außer Einquartierungen konnte die Klosterschenke ohne Schäden über das Kriegsende gerettet werden. Dafür sah unsere Klosterschenke 1945/46 viel Elend von Vertriebenen, denn plötzlich war die deutsch-polnische Grenze nur noch wenige hundert Meter entfernt. Viele suchten im nahen Kloster Unterkunft, ein Stück Brot oder wenigstens Trost, meinten bald wieder nach Hause zurückkehren zu können. Die meisten sind über dieser Illusion gestorben.

Für Martha Hiltcher, ihre Tochter Johanna und die Klosterschenke brachen mit dem Sozialismus auch schwere Zeiten an. Private Unternehmen waren nicht mehr gefragt. Und so kam es 1956 zu einer Verpachtung, 1969 zum Verkauf an den KONSUM-Genossenschaftsverband Stadt und Kreis Görlitz. Der Notar übernahm es, angesichts des historischen Vorkaufsrecht des Klosters St. Marienthal eine Zustimmung zum Kaufvertrag einzuholen – die sozialistische DDR-Bürokratie musste der königlich-sächsischen Bürokratie eine späte Referenz erweisen.

Nun begann eine widersprüchliche Zeit für unsere Klosterschenke. Einerseits war sie in ihrer jahrhundertelangen Geschichte nie so weit vom Kloster entfernt, wie in dieser Zeit. Traditionen und vor allem, wenn sie christliche waren, widersprachen der vorherrschenden Ideologie, und so durfte nicht sein, was eigentlich gewesen war. Sozialistische Gaststättenkultur brachte uns schwindelerregend niedrige Preise für Bier und Schnitzel – 0,3 l Landskron hell für 0,49 Mark der Deutschen Notenbank der DDR oder ein Schnitzel mit Salzkartoffeln und Mischgemüse für 3,50 Mark der gleichen Herkunft. Was wunder, wenn in den 1960er und 1970er Jahren die Klosterschenke mit ihrer herrlichen Umgebung schnell zu einer sozialistischen Naherholungsgaststätte wurde, in der der Gast auf den Eingangsstufen Schlange stehen musste und von mehr oder minder mürrischen Kellnern platziert wurde.

Und dennoch hat es auch in dieser Zeit Wirtsleute gegeben, die dem Gast das Gefühl von Heimat und Tradition, die Freude am Hiergeblieben sein vermittelten. So sei nur erinnert an die lebenslustige Donath Hanni, den leutseligen Richter Emil, den geschäftstüchtigen Fiedler

Rainer oder das gutgläubige Ehepaar Herschel. Und daher sei allen, die uns die Klosterschenke auch in diesen schwierigen Zeiten erhalten haben, gedankt. Sie alle haben uns mit unterschiedlichem Niveau, mit unterschiedlicher Freundlichkeit und aus unterschiedlichen Motiven ein Stück Heimat erhalten, als es unmodern war, ein Stück Heimat zu haben.

Es war ja bemerkenswert, dass 1970 das Dach neu gedeckt wurde und in der ersten Hälfte der 1970er Jahre die Klosterschenke ein weiteres Mal saniert wurde: Gaststube, Küche, Toiletten und Wohnhaus. Die Scheune wurde abgerissen, der Kastaniengarten erweitert und um mindestens einen Meter aufgeschüttet, Grillanlagen für Sommerparties gebaut, die historische Durchfahrt geschlossen und mit einer sehr massiven Freitreppe vom Klostervorplatz her abgeschlossen. Die Klosterschenke war Naherholungsgaststätte und Ziel von Gruppenfahrten der Reisebüros und sozialistischer Kollektive. Mit der gesicherten Kundschaft aus der Fremde nahm die Freundlichkeit für die Einheimischen ab – es bestand die Gefahr, dass die Schenke überfremdet wurde, obwohl sie doch „unsere“ Schenke war.

Wieder einmal drohte der Klosterschenke der bauliche Kollaps, da sie ohne Rücksicht auf die historische Bausubstanz auf Verschleiß gefahren wurde. Die Qualität der Toiletten und der Küche entsprachen nicht mehr den gewachsenen Ansprüchen, die Elektroanlage war marode, die Statik des Fachwerkes gab Anlass zur Sorge. Und so traf die Wende 1989/90 nicht nur die Klosterschenke völlig unvorbereitet. Das Ehepaar Herschel als Pächter versuchte, mit großem persönlichem Engagement den Gaststättenbetrieb aufrechtzuerhalten, obwohl die KONSUM Genossenschaft Ostsachsen e.G. als Eigentümer schon nicht mehr zahlungsfähig war und sich der spätere Konkurs schon andeutete.

Es begann eine „böse Auseinandersetzung“ um unsere heruntergekommene Klosterschenke. Geschunden von der Zeit, musste sie es über sich ergehen lassen, wie sie von angeblichen Investoren zur spekulativen Besichtigung freigegeben wurde, um die Konkursmasse aufzubessern. Sie musste als würdevolle alte Dame erdulden, dass man sie als Spekulationsobjekt nach ihrem Verkehrswert, ausgedrückt in DM (West) beurteilte, anstatt ihre innere Schönheit zu bewundern und spürbar sich auch äußerlich herauszuputzen. Verdient hätte sie es! Und so kam es, wie es kommen musste: Pfingsten 1992 war im Ausgang der Klosterschenke zu lesen, dass der Konsum den



Abb. 4 Die Klosterschenke im Jahr 2021

Pachtvertrag mit dem bisherigen Pächter „vorsorglich“ gekündigt hat, die Klosterschenke geschlossen ist und dass ein unbefugter Gebrauch der „Sache Klosterschenke“ nicht gestattet ist.

Wir können es unserer mehr als 250-jährigen Klosterschenke nicht übelnehmen, dass sie spätestens jetzt verzweifeln und baulich zusammenbrechen wollte. Sie ging in die Konkursmasse der Konsum Ostsachsen e.G. ein und wurde zum Verkauf angeboten.

Immer, wenn es ganz dunkel ist umher, kommt von irgendwoher ein Licht – wir hier in St. Marienthal meinen, das ist Gottes Fügung. Und er hat sich der genauen Kenntnis der Schwestern von St. Marienthal über ihre historischen Rechte bedient. Und so können wir heute nur in Dankbarkeit und Freude die Entscheidung von Frau Äbtissin M. Regina Wollmann OCist und ihres Konvents begrüßen, vom Vorkaufsrecht Gebrauch zu machen und die Klosterschenke 1993 wieder zurückzukaufen. Somit ist die „Schenke“ nach 164 schönen, aber auch bedrückenden Jahren in das klösterliche Ensemble zurückgekehrt.

Die „zurückgekehrte“ Klosterschenke

Bei aller Freude über die Rückkehr der Klosterschenke war nicht zu übersehen: Schönheit ist zeitlich, auch bei der Klosterschenke. Es musste gehandelt werden. Es war die Zeit einer grundlegenden baulichen Sanierung dieses historischen Gebäudes gekommen – alle Kostenschätzungen lagen im Millionenbereich. Unsicherheiten mit einem schlüssigen gastronomischen Konzept, mit der Finanzierung, mit den notwendigen Partnerschaften, in der Einschätzung der generellen wirtschaftlichen Lage – es gab für die Schwestern des Klosters mehr Fragen als Antworten. Berater kamen und gingen, die Schwestern mit ihren Fragen blieben. So nimmt es nicht wunder, dass es bis 1997 dauerte, bis alle Grundsatzfragen entschieden waren. Dem waren auch umfangreiche Konsultationen in den Klöstern Ettal, Andechs und Benediktbeuern, innerhalb des Arbeitskreises „Wirtschafts- und Kulturinitiative Ostritz-St. Marienthal“, mit der Sächsischen Aufbaubank, mit der Kreissparkasse Löbau-Zittau u. a. vorausgegangen.

Am 1. Juli 1997 wurde die Kloster St. Marienthal Wirtschaftsverwaltungsgesellschaft mbH gegründet, zu deren Geschäftsführerin Sr. M. Elisabeth Vaterodt OCist, Cellerarin des Klosters und Dr. Gerhard Brendler aus Neustadt in Sachsen, berufen wurden. Diese Betriebsgesellschaft des Klosters hatte die Aufgabe, die Klosterbäckerei, den Klostermarkt in der ehemaligen Brauerei, die Klostergärtnerei, die historische Wasserkraftanlage des Klosters und nicht zuletzt die Klosterschenke unternehmerisch zu leiten.

Am 28. Oktober 1997 wurde der Förderbescheid für den „Aufbau des Handwerker- und Gewerbezentrum St. Marienthal“ übergeben, sodass dann die Bauplanungen beginnen konnten. Im Rahmen dieser grundlegenden Sanierung der Klosterschenke wurden das Dachgebälk ausgebessert, das Dach neu gedeckt, der Zustand der Dach-, Decken- und Fachwerkbalken und deren Statik überprüft, die Holzkonstruktionen grundhaft saniert, Stützständer im Erd- und im Obergeschoss eingesetzt, eine der drei Balkenlagen in der Decke des Obergeschosses entfernt, um die geforderten Raumhöhen zu erreichen, neue WC-Anlagen installiert, die Holzdecken im Erd- und Obergeschoss von den Verkleidungen befreit, die Fachwerke und Lehmfaschen der Außenwände auch innen freigelegt, Heizung, Be- und Entlüftung installiert, eine moderne Küche eingerichtet, die Innenräume völlig neu gestaltet, ein Speisenaufzug montiert und die Außenanlagen als Biergarten angelegt. Im Außenbereich wurden 18 Parkplätze unmittelbar im Grundstück eingerichtet.

Alle Sanierungsarbeiten wurden mit der Maßgabe durchgeführt, möglichst nahe am historischen Vorbild der Klosterschenke zu bleiben und die räumliche und architektonische Nähe zum Kloster zu berücksichtigen. Das kam auch in der farblichen Gestaltung der Außenfassade und der Innenräume zum Ausdruck.

Den Gästen wurden nun angeboten: eine „Klosterstube“ (Gaststube im Erdgeschoss) mit 40 Sitzplätzen und fünf Plätzen am Tresen (gegen den schnellen Durst), im Obergeschoss der „Saal“ mit nochmals 40 Sitzplätzen, den beiden Vereinszimmern „Zum Klostersvogt“ und „Zum Syndicus“ mit 16 bzw. 12 Plätzen und dem Erkerzimmer „Zum Gerichtsstübl“ mit acht Plätzen. In den Sommermonaten bietet der Kastaniengarten Platz für ca. 80 Personen. Der Eingang für Menschen mit Behinderung erfolgt von der Hofseite, ebenso die Zufahrt zum Behinderten-WC im Hof. In den WC-Vorräumen befinden sich Wickeltische.

Willkommen in der Klosterschenke

Wir sind überzeugt, dass Sie unsere gastronomische Grundphilosophie bei einem Besuch in der Klosterschenke schnell spüren werden. Die nachfolgenden Grundzüge sollen Ihnen helfen, sich bei Ihrem nächsten Ausflug für St. Marienthal und die Klosterschenke zu entscheiden, oder nach einem Besuch bei uns einzuschätzen, ob denn nun alles so war wie beschrieben.

Die Klosterschenke ist im Eigentum des Klosters, befindet sich in der Tradition des Klosters und bildet mit ihm räumlich-architektonisch und historisch eine Einheit. Danach richten sich die nicht überzogene Ausstattung, die Atmosphäre und auch die Art der Veranstaltungen. Unsere Speisekarte wird auch klösterlichen Traditionen folgen, so z. B. in der Fastenzeit, mittwochs und freitags.

St. Marienthal pflegt seit alters her Kontakte nach Schlesien und Böhmen. Daher sollen schlesische und böhmische Küche im Angebot sein, auf jeden Fall im kulinarischen Kalender. Traditionelle Angebote der Klosterschenke aus der Zeit gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts, wie z. B. die fingerdünnen und in Brezelform servierten Spritzwürstl (Bratwurstteig, Zitrone und Weißwein), die hausgemachte Teller-gallert, die Schenkbratwürste.

Aus der historischen Klosterschenke ist das Klosterbier St. Marienthal nicht wegzudenken. Deshalb bieten wir mit Unterstützung der Münch-Brauerei Eibau/Oberlausitz auch wieder ein dunkles Klosterbier. Das Bierangebot wird ergänzt durch das Landskron-Sortiment – alles Biere aus der Heimat! Und möge die Landskron-Brauerei nicht vergessen, dass sie dem Klosterstift seit 1920 monatlich 750 Flaschen Bier kostenlos schuldet, als sie die Brau- und Mälzereitechnik damals dem Kloster abkaufte und das Kloster das Brauen von Bier eingestellt hat.

Wir sind stolz, Oberlausitzer zu sein. Daher sind Oberlausitzer Art, Musik und Brauchtum Voraussetzungen für Oberlausitzer Gastlichkeit in der Klosterschenke. Wir sind überzeugt, dass unsere Mitarbeiter Ihnen diese Gastlichkeit vermitteln können.

Ausdrücklich bieten wir die Klosterschenke Gästen aus Marienthal, dem Haseldorf, dem Bergfrieden, aus Altstadt und aus Ostritz, aus dem ehemaligen Patronatsdörfern des Klosters an, damit sie recht bald wieder „unsere Klosterschenke“ wird. Wir empfehlen uns für Ihre Familienfeiern aus frohen oder traurigen Anlässen, für eine Einkehr nach einem Spaziergang durch das Kloster, nach einer Radwanderung durch das Neißetal, für Ihre

Vereinsarbeit. Sie sind uns auch willkommen, wenn Sie einfach mal auf ein Bier kommen.

Ostritz-St. Marienthal hat eine reiche Tradition an Brauchtum. Letztes sichtbares Zeichen ist die alljährliche Saatreiterprozession. Lassen wir solche Traditionen aufleben: Den modernen Menschen dürstet danach. Die Klosterschenke denkt an die Wiederbelebung der Ballsaison der vielen Vereine zwischen Dreikönige und Fastnacht, an die Ostritzer und die Klosterkirmes, an einen historischen Klostermarkt vor dem Klostertor, an einen Öko-Markt zusammen mit interessierten Gruppen.

St. Marienthal ist ein Kultur- und Kunststandort. Für die Konzertreihe „Musik kennt keine Grenzen“ werden

wir Konzertreisen organisieren, die Konzerte z. B. in der Klosterschenke ausklingen lassen. Für eine Bildergalerie gibt es schon viele Ideen.

Wir verstehen uns als eine Gaststätte, die mit ihren Angeboten vielschichtigen Ansprüchen gerecht werden will. Sie wird aber auch Angebote an Speisen- und Getränkebereich im unteren Preisbereich anbieten. Wir werden auch Feiern anbieten für kinderreiche, arbeitslose oder hilfsbedürftige Familien und werden das Menü vertrauensvoll mit dem Gastgeber beraten. Wenn wir von „unserer Klosterschenke“ sprechen, dann meinen wir das auch so.

Literatur

Festschrift „Zum 100jährigen Jubiläum der Klosterschenke“
1929, Klosterarchiv St. Marienthal

Zusammenstellung des Textes sowie der Abbildungen für
diesen Beitrag: Torsten Fechner (Mitarbeiter des Klosterstifts
St. Marienthal)

Fotonachweis

4 Bettina Schlitt

DER DREIFALTIGKEITSBRUNNEN IN ST. MARIENTHAL – EIN DENKMAL DER „PIETAS AUSTRIACA“¹

Arnold Klaffenböck

Im Innenhof des Zisterzienserinnenklosters St. Marienthal erhebt sich eine Brunnenanlage, die für die Oberlausitz ungewöhnlich erscheint. Diese Freiplastik verkörpert nämlich einen barocken Bildtypus, der ein Spezifikum des mit der Habsburgermonarchie verbundenen Kulturraums im 18. Jahrhundert ist, und deren Vorbild im fernen Wien steht: die Dreifaltigkeitssäule am Graben (Abb. 1). Als mächtiges Denkmal habsburgischer Frömmigkeit und herrscherlichen Sendungsbewusstseins hat sie programmatisch gewirkt. Ihre künstlerische Strahlkraft inspirierte zu einer Unzahl ähnlich gestalteter Monumente, die über das Habsburgerreich verstreut errichtet wurden. Offenbar hat das schöpferische Potenzial bis an die Lausitzer Neiße gereicht und dafür gesorgt, dass hier, am Rande des



Abb. 1 Die Wiener Dreifaltigkeitssäule am Graben

habsburgischen Einflussbereichs, ein derartiges Bildnis zur Aufstellung gelangen konnte (Abb. 2).

Von der Mitte des St. Marienthaler Brunnenbeckens, auf einem wuchtigen Sockel mit vier wasserspeienden Löwenhäuptern ruhend, steigt über dem Oktagon eine Wolkensäule empor, aus der geflügelte Engelsköpfe hervorlugen. Zuoberst trägt sie eine Darstellung der Heiligen Dreifaltigkeit im Strahlenkranz: Auf dem Wolken thron in der Glorie, umgeben vom Chor der Engel, sitzen Gott-Vater mit dem Szepter und Gott-Sohn mit dem Kreuz, beide halten segnend ihre Hände über die Weltkugel. Darüber schwebt der Heilige Geist in Gestalt einer goldenen Taube. Zu Füßen des Wolkenturms präsentieren zwei Engel das Wappen der Äbtissin Martha Tanner (reg. 1693–1709), in deren Amtszeit die Entstehung dieses Werks fällt. Rückseitig enthalten Kartuschen die Weiheinschrift „Gelobt sey die Aller Heyligste Dreifaltigkeit“ sowie die Dedikation „aD honoreM saCrosanCtae trInItatIs posuIt“ mit einem Chronogramm auf das Jahr 1704.² Folglich handelt es sich um einen frühen Nachfolger der Wiener Dreifaltigkeitssäule, die ihre endgültige Form erst ein Jahrzehnt zuvor erhalten hatte.

Gemessen am imposanten Vorgänger, der die Brunnenssäule um mehr als das Dreifache überragt, und verglichen mit dem imperialen Gestus des Prototyps nimmt sich das St. Marienthaler Standbild schlicht aus, doch schmälert das nicht den Symbolwert. Um die ihm innewohnende theologisch-politische Botschaft zu entschlüsseln, lohnt es sich, das Denkmal unter zwei Gesichtspunkten zu betrachten: als Sinnbild für die Dreifaltigkeitslehre der römischen Papstkirche sowie als Ausdruck der habsburgischen „Pietas Austriaca“.

Trinität – künstlerische Sichtweisen des dreieinen Gottes

In der Bibel sucht man Begriffe wie Dreieinigkeit oder Dreifaltigkeit vergeblich, doch gibt es vor allem im Neuen Testament Hinweise darauf, dass der eine Gott sich in drei Gestalten offenbart hat.³ Die wohl bedeutendste, für die bildliche Ausgestaltung einprägsamste



Abb. 2 St. Marienthal, Dreifaltigkeitsbrunnen

trinitätstheologische Passage ist der Taufauftrag Jesu an seine Jünger im Matthäusevangelium: „Darum geht zu allen Völkern und macht alle Menschen zu meinen Jüngern; tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, und lehrt sie, alles zu befolgen, was ich euch geboten habe.“ (Mt 28,19 f.) Als Kernstück christlichen Glaubens bleibt die Dreifaltigkeit letztlich ein Mysterium, in dem sich die Unbegreiflichkeit Gottes, seine Vielfalt und sein Reichtum ausdrücken.

Ab dem 9. Jahrhundert wurde die Trinität künstlerisch als Dreigestalt geschildert, um deren „Gleichheit und Einheit“⁴ sichtbar zu machen, denn nach kirchlichem Verständnis ist Gott „Communio, er verwirklicht sein Sein im Dialog der Liebe dreier Personen.“⁵ Sie sind einander ebenbürtig und untrennbar voneinander. Oder anders ausgedrückt: „Jesus und der Heilige Geist sind nicht von Gott verschiedene ‚Medien‘, durch die zwar Gott handelt, selbst aber dahinter als verborgener, unzugänglicher Abgrund entzogen bleibt, vielmehr sind die ‚Vermittlungsgestalten‘, in denen Gott auf die Menschen zugeht, selbst *Gott*.“⁶ Drei gleich aussehende, männliche Personen, als Herrscher ausgezeichnet, seltener auch als eine dreigesichtige Figur gehalten, verkörperten den dreieinen Gott (Abb. 3). Anhand ihrer Attribute ließen sie sich zweifelsfrei identifizieren: Gott-Vater mit Krone und Weltkugel, Gott-Sohn mit dem Kreuz, der Heilige Geist mit der Taube bzw. dem Gesetzesbuch. Allerdings wurden figürliche Interpretationen der Trinität auch als problematisch empfunden. Unverfänglicher schien es, sie in abstrakt-symbolischer Form abzubilden, insbesondere als formelhaftes Dreieck.

Während der Gegenreformation bzw. im Barockzeitalter setzte sich im Figürlichen jene ikonografische Auffassung durch, wie eingangs für den St. Marienthaler Dreifaltigkeitsbrunnen beschrieben. Gefördert wurde dieser Prozess durch päpstliche Dekrete. Urban VIII. hatte im Jahr 1628 Abbildungen untersagt, welche die Trinität mit drei Gesichtern zeigten, und 1745 verhängte Papst Benedikt XIV. ein Verbot, das sich gegen Bildnisse richtete, die den Heiligen Geist als Jüngling wiedergaben. An die Stelle der dritten göttlichen Persönlichkeit mit menschlichem Antlitz sollte nun endgültig die Taube treten.⁷ Mancherorts erwies sich die ältere Bildtradition als langlebig, sodass beide Formen zeitweilig nebeneinander existierten.

Von Protestanten wie Katholiken gleichermaßen geschätzt, tauchte in der Oberlausitz der jüngere, heute vertrautere Dreifaltigkeitstypus in den Kirchen beider



Abb. 3 *Der dreieine Gott: gotische Malerei im ehem. Kollegiatstift Ardagger, Niederösterreich*

Konfessionen auf. Mit Bezug zur Trinität wurden auf evangelisch-lutherischer Seite sogar einige der künstlerisch wertvollsten Kirchengestaltungen des 18. Jahrhunderts geschaffen, die es hierzulande gibt.⁸

Der Bildhauer Caspar Gottlob von Rodewitz (1679–1721) in Görlitz hat sich mehrfach mit dem Thema beschäftigt. 1713 schuf er den Hochaltar der Dreifaltigkeitskirche am Obermarkt, eine Donation des Görlitzer Bürgermeisters Samuel Knorr von Rosenroth. Der an eine Triumphpforte erinnernde Altarprospekt bildet den Rahmen für die dramatische figürliche Inszenierung. Im Zentrum ist Jesus am Ölberg zu sehen, dem ein Engel den Kelch zur Stärkung bringt, während ein zweiter Bote im Gewölk herabschwebt und das Kreuz als Symbol der Passion bzw. des Opfertodes präsentiert. Im Aufsatz, über dem Lamm mit der Siegesfahne, spendet Gott-Vater hoheitsvoll und expressiv vom Firmament herab der Welt seinen Segen. Zuerst, in einer den Himmel machtvoll ausleuchtenden, sternenförmigen Gloriole, erscheint der Heilige Geist⁹ (Abb. 4). Anmutiger und zierlicher wirkt der Kanzelaltar, den Rodewitz für Deutsch-Ossig (1716/17, jetzt in Görlitz-Königshufen) gefertigt hat. Ein Wolkenband umspielt das verkröpte Gesims, auf dem Gott-Vater und sein Sohn in Frontalansicht hocken, zwei körperlich grazile und charakterlich fein empfundene Gestalten, überstrahlt vom Gottesauge und der silbernen Taube.¹⁰ In Spitzkunnersdorf beeindruckt das Altarwerk des im nordböhmischen Rumburg/Rumburk ansässigen Franz Biener (1716). Wiederum im Auszug, sind die entsprechenden Figuren in drei Zonen übereinander angeordnet: In der Nische, manieristisch überlängelt, der auferstandene Heiland auf der Weltkugel mit der Schlange als Symbol der durch den Kreuzestod überwundenen Erbsünde. Im Giebel darüber prangt



Abb. 4 Hochaltar der Görlitzer Dreifaltigkeitskirche

die Geisttaube mit waagrecht ausgebreiteten Flügeln. Zuoberst lagert Gott-Vater in flatterndem Gewand auf einer Wolke, die rechte Hand zum Segensgestus erhoben.¹¹ In diesem Zusammenhang verdient auch der Hochaltar der Stadtkirche von Elstra (1733–1735) einer Erwähnung. Um die göttliche Trias wirkungsvoll zu präsentieren, hat der Bildhauer Andreas Böhmer sie im Auszug durch Architekturelemente bühnenartig hinterfangen. Auf Giebelsegmenten knien zwei Engel in Anbetung zu Füßen der breit gelagerten Dreifaltigkeitsgruppe. Der ganzen Komposition ist ein kraftvoller, pathetischer Ausdruck eigen.¹²

In seltenen Fällen stattete man in der Oberlausitz den ganzen Kirchenraum im Sinne eines „trinitarisch aufgebauten dogmatischen bzw. didaktischen Bildprogramms“¹³ aus, wie dies in Rauscha / Ruszów nordöstlich von Görlitz geschehen sein soll. Mitunter wurde auf die bildliche Wiedergabe verzichtet und eine symbolhafte Sprache gewählt, etwa die Geometrie des Dreiecks, welche den Grundriss des Taufisches von Ebersbach in der südlichen Oberlausitz lieferte.¹⁴ Die Beispiele lassen

den Gestaltungswillen und die Intention ablesen, die theologische Vorstellung vom dreieinen Gott möglichst eindrücklich zu vergegenwärtigen.

Vom gleichen Wunsch beseelt war Johann Jakob Joseph Wosky von Bärenstamm (1692–1771), der als Administrator des Bistums Meißen in den beiden Lausitzen bzw. Domdekan von Bautzen für die Entfaltung des Katholizismus Sorge trug. Der Sohn sorbischer Bauern aus Crostwitz galt als eifriger Förderer von Religion, Bildung und Kultur, der in seinem Wirkungsfeld Kirchen und Gemeinden initiierte.¹⁵ Er bemühte sich, den Kult um den hl. Benno zu heben, doch muss er genauso ein Verehrer der Trinität gewesen sein, schließlich taucht deren Motiv an sakraler Kunst und bei geistlichen Insignien auf, die mit Wosky in Verbindung standen. 1745 von Papst Benedikt XIV. mit dem Pontificalienrecht versehen, also mit bischöflichen Befugnissen ausgestattet, demonstrierte Wosky seine Rangerhöhung, indem er in Prag einen Bischofsstab anfertigen ließ. Die mit filigranen Blättern und zarten Blüten besetzte, durch Edelsteine und Glasflüsse verzierte Silberarbeit zeigt am Auslauf der vergoldeten Krümme eine vollplastische Miniaturdarstellung der Dreifaltigkeit, wobei die Heilig-Geist-Taube davon abgesondert am Scheitelpunkt der Bogenkrümmung angebracht ist.¹⁶

Enge Verbindungen unterhielt Wosky zum Dresdener Hof und den seit der Konversion von Kurfürst Friedrich August I. im Jahr 1697 katholischen Wettinern.¹⁷ Nach der Einweihung der neu erbauten Hofkirche in Dresden 1751 wurde die im ehemaligen Komödienhaus eingerichtete Kapelle überflüssig. Wosky ersuchte den sächsischen Kurfürsten Friedrich August II., ihm den nicht mehr benötigten Hauptaltar zu überlassen. Durch Vermittlung von Premierminister Heinrich Graf Brühl erhielt er ihn zum Geschenk. Nach Ankunft in Bautzen und baulicher Adaption wurde er im Chor des Domes aufgestellt.¹⁸ Das Altarbild des venezianischen Malers Giovanni Antonio Pellegrini (1675–1741) zeigt die Heilige Dreifaltigkeit, die kompositorisch von der traditionellen Form abweicht. Vielmehr vollzieht sich ein inniger Dialog mit raumgreifenden Gebärden zwischen Christus, dessen riesige Gestalt sich am Kreuz aufrichtet, und dem Schöpfergott, der ihm gegenüber erhöht auf einer Wolke schwebt. Assistenzengel lauschen der Konversation zwischen dem Weltenherrscher und dem Weltenrichter, während die Taube, der Geist Gottes, in ätherisches Licht taucht.¹⁹



Abb. 5 Hl. Dreifaltigkeit am Portal des Bautzener Domstifts

Unter Wosky erfolgte die Ausschmückung und Umgestaltung der Portalanlage zum Bautzener Domstift, mit der er den Bildhauer Jakob Delenka (1695–1763) betraut haben soll²⁰ (Abb. 5). Unmittelbar über dem Wappen des Domstifts am mittigen Sprenggiebel, flankiert von zwei adorierenden Engeln, erhebt sich im Halbrund das Relief mit der Dreifaltigkeit als ausgewogene Dreieckskomposition, eingerahmt von goldenen Strahlungen. Zu den unter Wosky im Lande errichteten Kirchbauten gehört auch jener im damals noch böhmischen Schirgiswalde, wo das Bautzener Domstift die Grundherrschaft innehatte. Das Gotteshaus *ad assumptionem Beatae Mariae Virginis* wurde zugleich der Heiligen Dreifaltigkeit geweiht sowie Johannes von Nepomuk, dessen Heiligsprechung erst 1729 erfolgt war. Der Bezug zur Trinität wird am Aufsatzbild des Hochaltars sowie auf einer Widmungstafel in der Vorhalle anlässlich der Konsekration der Kirche 1750 durch Wosky deutlich gemacht.²¹ Für das Dörfchen Ostro unweit des Klosters St. Marienstern stiftete Wosky eine Kirche zu Ehren des hl. Benno, die in vierjähriger Bauzeit bis 1772 entstand. Am Hauptaltar über dem Gemälde des Kirchenpatrons, flankiert von Flammenvasen und Engelsputten, unter der aus Gewölk und Lichtstrahlen gebildeten Gloriole, welche die Heilig-Geist-Taube umschließt, erscheinen die göttlichen Gestalten mit ihren Insignien. Einst wurde dieses Figurenensemble vom Tageslicht umfungen, das durch ein Fenster der Apsis hinter dem Altar einströmte und der Szenerie etwas Leichtes, Transzendentes verlieh.²²

Bei den Ordensniederlassungen der Zisterzienserinnen, in den Klöstern wie in den Kirchen jener Ortschaften, die zu ihrem Besitz oder Einflussbereich gehörten, sind ebenfalls figürliche Dreifaltigkeitsszenen anzutreffen. In St. Marienstern sticht ein Monument ins Auge, das wohl



Abb. 6 St. Marienstern, Dreifaltigkeitssäule im Klosterhof

der Bildhauer Georg Vater während der Zeit von Äbtissin Cordula Sommer (reg. 1710–1746) angefertigt hat²³ (Abb. 6). Typologisch ist es verwandt mit der Dreifaltigkeitssäule am Brunnen von St. Marienthal und auch von gleicher Höhe, gestalterisch jedoch völlig anders gehalten. Anstelle des Wolkenturms weist es als Basis ein mehrstufiges Postament auf, das sich nach oben hin verzüngt, verziert mit Spiegeln und Voluten. Darauf thront, in ausgeglichener Ponderation und lebendiger Körperhaltung, die Heilige Dreifaltigkeit: Während Gott-Vater als Herrscher über die Welt gekennzeichnet ist und segnend seine Rechte erhebt, blickt sein göttlicher Sohn, der das Kreuz als Signum des überwundenen Todes darbietet, himmelwärts, wobei seine rechte Hand auf der Weltkugel ruht. Über beiden schwebt, als schmiedeeiserne Strahlenglorie, die Taube des Heiligen Geistes.

Zur Ausstattung der Klosterkirche gehörten zwei außergewöhnliche künstlerische Umsetzungen zum Thema Dreieinigkeit. Auf der Nonnenempore wurde 1709 unter der Äbtissin Ottilie Hentschel ein Choraltar errichtet, den der seit 1697 in Bautzen ansässige Johann Georg Urbansky mit Skulpturen versah, welche die Ordensheiligen Benedikt von Nursia sowie Bernhard von Clairvaux verkörpern. Der im Kloster wirkende Maler Siegfried Philippi lieferte das Altarblatt, das Christus segnend zeigt,



Abb. 7 Hl. Dreifaltigkeit, Gemälde von Franz Gareis, um 1790/95

erleuchtet vom Heiligen Geist. Das Relief im Giebel stellt Gott-Vater vor, sich zu seinem Sohn hinabbeugend.²⁴

Zwischen 1751 und 1756 betraute die Äbtissin Josepha Elger mehrere Prager Künstler mit der Errichtung des neuen Hochaltars. Über Franz Karl Palkos Gemälde der Himmelfahrt Mariens hatte der Bildhauer Ignaz Franz Platzer (1717–1787), der für den Skulpturenschmuck des Retabels verantwortlich zeichnete, eine ikonografisch höchst bemerkenswerte Plastik eingefügt. Umringt von Engeln trat Christus, bedeutungsmäßig verschmolzen mit Gott-Vater, als segnender Herrscher der Welt auf, wobei sein Gesicht trotz des kurzen Bartes sehr jugendlich wirkte und feminine Züge aufwies. Hierbei handelte es sich offenkundig um eine lokale Bildtradition, die im Mittelalter ihre Wurzeln hatte. Damit sollte versucht werden, „Identifikationsmuster für die jungfräuliche Klostergemeinschaft bildlich vor Augen zu führen.“²⁵

Im Umfeld des Klosters St. Marienthal erhielten sich einige Darstellungen der Trinität aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Reduziert auf eine rein symbolische Form, als goldene Dreiecke hat sie der hiesige Bildhauer und Kunsttischler Daniel Martin an seinen markanten Altären in Oberseifersdorf bei Zittau sowie Ostritz angebracht.²⁶ Unter den figürlichen Ausprägungen der

göttlichen Trinität muss Königshain/Działoszyn angeführt werden, wo die Äbtissin und Patronatscherrin Anastasia Roesler (reg. 1764–84) den Kirchenbau veranlasst hatte. Stilistisch trägt der im Rokokostil geformte Hochaltar die Handschrift von Johann Hajek aus Münchengrätz/Mnichovo Hradiště bzw. seiner Werkstatt. Er birgt ein Bild mit dem Martyrium des hl. Bartholomäus von Philipp Leubner, getragen von zwei himmelwärts strebenden Engeln, und gipfelt in der Dreifaltigkeitsgruppe. Aufgrund der räumlichen Verhältnisse unter dem Deckengewölbe haben Gott-Vater und Gott-Sohn schräg sitzend auf der Wolkenbank Platz genommen.²⁷

Vom Ende des Jahrhunderts stammt ein Dreifaltigkeitsbild, das Franz Gareis (1775–1803) aus Ostritz zugewiesen wird und noch einmal alle für dieses Sujet typischen Elemente zusammenführt: Gott-Vater mit der Physiognomie eines alten bärtigen Mannes ist zusätzlich mit dem Dreiecksnimbus über seinem Haupt charakterisiert, während sein Sohn ein noch bartloses Gesicht aufweist. Kinderengel hinter ihm zeigen das Kreuz als Symbol für den Opfertod. Zusammen halten die göttlichen Gestalten das herrschaftliche Szepter, welches sie auf den Erdenball gestellt haben. Über allem breitet die Heilig-Geist-Taube ihre Flügel aus und entsendet göttliches Licht²⁸ (Abb. 7).

Die höchste Aussagekraft unter allen Bildnissen der Trinität in St. Marienthal besitzt freilich der Dreifaltigkeitsbrunnen, weil er anders als die rein religiösen Kunstwerke zusätzlich eine machtpolitische Forderung zum Ausdruck bringt, die sich im Sinne der habsburgischen „Pietas Austriaca“ deuten lässt.

„Pietas Austriaca“ – Gottesgnadentum und Habsburgs Herrschaftsauftrag

Der Terminus „Pietas Austriaca“ bezeichnet das staats-theologisch begründete, spezifische Herrschaftsverständnis des Hauses Habsburg österreichischer wie spanischer Linie. Im Zentrum dieser Auffassung von Machtausübung und Regentschaft steht das pflichtgemäße, verantwortungsvolle und in jeder Hinsicht vorbildliche Verhalten, das alle Mitglieder der Dynastie, insbesondere aber die zur Regierung bestimmten Vertreter Gott und den ihnen anvertrauten Menschen, ihren Untertanen entgegenbringen. Entscheidend ist hierbei die Vorstellung vom gottgegebenen Herrschaftsauftrag: Gott beruft den Ausgewählten, er steht ihm bei und unterstützt ihn, als ein

gerechter Gesetzesgeber zu agieren. Die „*Pietas Austriaca*“ bildete „das Kernstück der habsburgischen Staats- und Herrscherideologie“²⁹ und sollte helfen, den Herrschaftsanspruch zu legitimieren. Das geistige Rüstzeug lieferten Historiker, Gelehrte und Kirchenmänner, die in ihren Schriften die besondere Gottesfurcht bzw. Gläubigkeit als herausragende Herrschertugend jenes Geschlechts festschrieben. Doch auch die Habsburger selbst, wie Ferdinand II. mit seiner Druckschrift „*Princeps in compendio*“ (1632), trugen dazu bei, ihre weltanschaulichen Maximen zu formulieren.³⁰ Durch die außerordentliche himmlische Gnade, die dem Haus Habsburg offensichtlich zuteilwurde, fühlte es sich auserkoren. Darum glaubte es, sich verstärkt in den Dienst Gottes stellen und sich mehr noch als andere um göttliches Wohlwollen bemühen zu müssen. In der „*Pietas Austriaca*“ drückte sich die Gewissheit aus, dass Habsburgs Herrschern „von Gott her eine bestimmte Mission für Reich und Kirche“³¹ zugedacht worden war. Dies deuteten sie als Aufgabe und Anrecht gleichermaßen, was sie nach außen sowohl in ihrer katholischen Glaubenspraxis als auch in frommen Werken sichtbar werden ließen.

Geradezu vorbildlich für eine Reihe habsburgischer Herrscher, vor allem die römisch-deutschen Kaiser Ferdinand II. (reg. 1619–1637), Ferdinand III. (reg. 1637–1657), Leopold I. (reg. 1658–1705) und Karl VI. (reg. 1711–1740), wurde Rudolf I. (reg. 1273–1291) und das mit ihm identifizierte Gottesgnadentum (Abb. 8). Bei seiner Inthronisation am 29. September 1273 hatte er nämlich ein Kreuzifix anstelle des (fehlenden) Szepters ergriffen und verkündet, in diesem Zeichen regieren zu wollen. Mit Bezug auf die Lehre von den zwei Staaten nach Augustinus, wonach „im christlichen Imperium Romanum“³² das himmlische Reich mit dem irdischen eine Einheit bildet, fühlte er sich zum Stellvertreter Christi berufen. Indem die eigentlich „kaiserliche Regierungserklärung“ Rudolfs I. „als ein Akt spezifisch habsburgischer Frömmigkeit“ ausgelegt wurde, sollte der Herrschaftsanspruch abgesichert werden.³³ Mit seiner Gottergebenheit habe Rudolf I. der habsburgischen Dynastie die „*Pietas Eucharistica*“ als wirkmächtige „Kraftquelle“ erschlossen.³⁴

Mit Bezug auf die Legende von der Begegnung Rudolfs I. mit der Eucharistie im Jahr 1264, als Papst Urban IV. Fronleichnam zum allgemeinen Kirchenfest bestimmt hatte, konnte behauptet werden, Gott selbst hätte „die Eucharistie der Kirche als die strahlende Sonne ihres Glaubens und dem Haus Habsburg als Fundament seines



Abb. 8 Epitaph Rudolfs I. von Habsburg im Dom zu Speyer, um 1285

Herrschtums“³⁵ verliehen. Die regierenden Nachfahren orientierten sich an der beispielhaften Gesinnung Rudolfs I., die sie als „ein heiliges verpflichtendes Erbe“³⁶ empfanden und dazu benützten, ihre Herrschaft als ein „Bündnis des Habsburgergeschlechtes mit dem eucharistischen Gott“³⁷ herauszustreichen. Durch besondere Gottesfurcht hofften sie, höchste Gunst zu erlangen und über göttlichen Beistand ihre Hegemonie verteidigen zu können. Anhand der Stiftung von Gedächtnisbildnissen, kirchlicher Gebäude oder sakraler Kunstwerke trachteten sie, göttliches Einvernehmen herzustellen bzw. *ex voto* die eigene Gottesfürchtigkeit augenfällig zu machen. Die öffentlichkeitswirksam zur Schau getragene Frömmigkeit des Herrschers sollte mithelfen, den Glauben beim Volk und darüber hinaus die Bindung an die Dynastie und Papstkirche zu festigen.

Ein Palladium gegen die Pest – die Wiener Dreifaltigkeitssäule

Die höchste Bedeutung innerhalb der „Pietas Austriaca“ kam der Verehrung der „Sanctissima Trinitas“ zu, dem Herzstück des „theokratischen Systems der religiösen Staatsidee der Habsburger“.³⁸ Dass die Heilige Dreifaltigkeit in den Erbländen solche Hochachtung fand, hing mit dem Auftreten der Pest zusammen, die seit der Mitte des 14. Jahrhunderts immer wiederkehrte und unzählige Opfer forderte. Von der Kirche als eine „Geißel Gottes“ gedeutet, um die sündigen Menschen zu strafen und zu prüfen, erhoffte man sich Schutz durch Anrufung der göttlichen Dreieinigkeit, denn sie galt neben Maria und mehreren Heiligen (Sebastian, Rochus, Rosalia, Karl Borromäus) als Pestpatronanz schlechthin. Während des 17. Jahrhunderts erlangte die Dreifaltigkeitsverehrung unter Leopold I. eine Blütezeit. Die bedeutsamste Stätte des Trinitätskultes in Österreich war der Sonntagberg nahe dem Benediktinerstift Seitenstetten mit seinem Andachtsbild aus dem Jahr 1614, das einen Gnadenstuhl zeigt: Gott-Vater im Herrscherornat präsentiert seinen gekreuzigten Sohn, darunter im Lichtschein die Taube des Heiligen Geistes. Das eindruckliche Motiv findet sich heute noch auf manchen Dreifaltigkeitssäulen des früheren Habsburgerreiches (Abb. 9).

Von Ungarn kommend, griff die Pest 1678 auf den Wiener Raum über. Im Dezember flackerte die Krankheit in einigen Vororten auf, erst ab dem Juli 1679 grassierte sie innerhalb der Stadtmauern und erreichte im Sommer ihren Höhepunkt. Leopold I. hatte seine Residenz fluchtartig in Richtung Prag verlassen, gelobte jedoch, eine Kapelle auf dem Wiener Leopoldsberg errichten und seinem Namenspatron widmen zu wollen, sollte die Seuche erlöschen. Auf Empfehlung des Erzbischofs von Wien, eine Votivsäule zu Ehren der Heiligen Dreifaltigkeit und den Neun Chören der Engel zu stiften oder den Neubau der Peterskirche am Graben zu veranlassen, änderte er seinen Plan und bestimmte den Bau eines Erinnerungsmals an die Pest im Zeichen des dreieinen Gottes. Seiner Wahl kam entgegen, dass die Dreifaltigkeit als „Inbegriff der Macht und der Gerechtigkeit, der Weisheit und Milde, das Urbild alles Monarchentums“³⁹ galt. Zudem ließ sie die Verbindung zwischen den Menschen und ihrem göttlichen Herrn im Kreislauf von „Schöpfung und Erlösung“ sinnfällig werden.

Leopolds Vorstellungen gemäß lenken Engel im Einklang mit Gott zusammen mit der Dreifaltigkeit das



Abb. 9 Gnadenbild in der Wallfahrtskirche auf dem Sonntagberg, Niederösterreich

menschliche Schicksal und bestimmen die Geschehnisse. Die Trinität verkörpere den himmlischen Hofstaat, der sich förderlich auf Ämter, Funktionen oder Würdenträger auswirke. In diesem Verhältnis konnte „der göttliche Heilsplan zur Erlösung der Welt, das Walten Gottes in der Lenkung der irdischen Geschehnisse“ sinnfällig werden, „wobei der Fürst als dessen Stellvertreter auf Erden“ eine vermittelnde Position bezog.⁴⁰ Durch Stiftung der Dreifaltigkeitssäule erwies Leopold I. seine Ergebenheit vor Gott und bezugte Dankbarkeit angesichts der Überwindung der Pest.

Welch wundertätige Kraft man der Säule zutraute, bekennt die Schrift „*Monumenta Religionis Augustae. Seu Colossi Dei Et Divorum Honoribus Caesarum Austriacorum Munifica Pietate Viennae Erecti*“ (1732) des Jesuiten Anton Höller. Der Verfasser deutet Leopolds Votivgabe als einen Schutzschild aus, der die Epidemie am Vormarsch hindern, die von der Seuche Geschwächten stärken und die bereits Erkrankten genesen lassen könne. Ganz im Sinne der habsburgischen Staatsidee und der damit verbundenen „Pietas“, der höchsten aller herrscherlichen Tugenden des Hauses Österreich, verschmilzt in dieser Schrift heidnisch-antikes Gedankengut – das Palladium

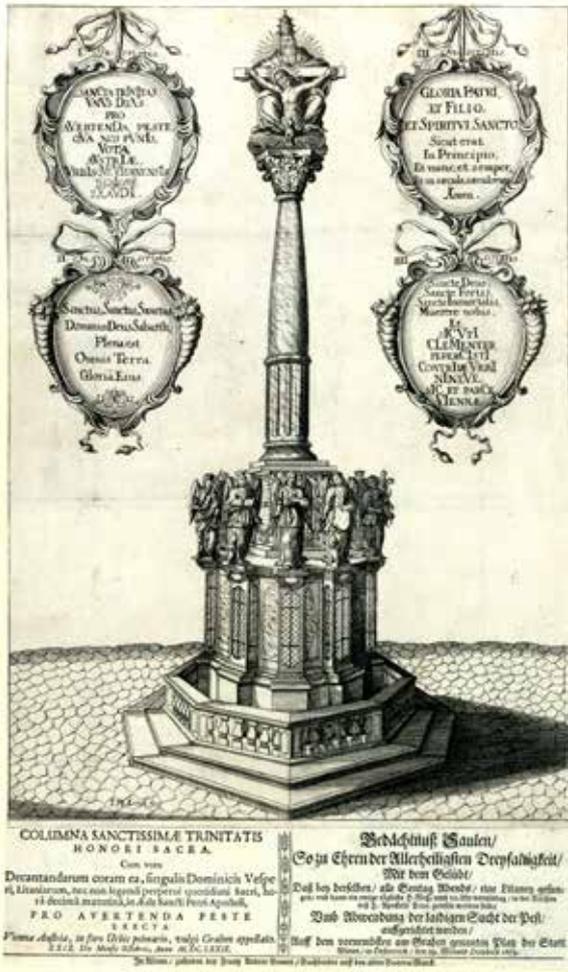


Abb. 10 Die hölzerne Dreifaltigkeitssäule von 1679, Kupferstich von Johann Martin Lerch, Wien Museum



Abb. 11 Die Wiener Dreifaltigkeitssäule, Zeichnung von Lodovico O. Burnacini, um 1680, Wien Museum

der Pallas Athene – mit christlichen Vorstellungen – der Ehernen Schlange des Propheten Moses im Alten Testament (Exodus 4, 1–9).

Zunächst ließ Leopold I. durch eine „Dreifaltigkeitsbruderschaft“, der er selbst angehörte, ein hölzernes Provisorium am Wiener Graben aufrichten.⁴¹ Dieses Denkmal hatte noch wenig gemein mit der Prachtentfaltung seiner Nachfolgerin. Es bestand aus einem achteckigen Sockel mit durchfensterten, als Lichtlaternen ausgebildeten Eckpilastern, die Engel zierten. Darüber erhob sich die Säule mit korinthischem Kapitell und dem Gnadenstuhl nach Sonntagberger Vorbild (Abb. 10). Das Standbild knüpfte an den „Typus der Mariensäulen des 17. Jahrhunderts“⁴² an, wie sie während der Gegenreformation in den katholischen Gebieten üblich geworden waren. Neben der Heiligen Dreifaltigkeit bildete die „Pietas Mariana“ ein weiteres Hauptelement des habsburgischen Herrschaftsverständnisses, denn als himmlischer Heerführerin schrieb man Maria, der „Generalissima“, die Siege von Lepanto (1571), über die Protestanten bei der Schlacht

am Weißen Berg (1620) und gegen die Türken vor Wien (1683) zu. Die bedeutendste und für viele Mariensäulen in Österreich vorbildliche Plastik auf dem Wiener Platz Am Hof hatte Ferdinand III. nach Abwehr der Schwedengefahr 1645 gestiftet.⁴³ Nicht wenige Dreifaltigkeitsanlagen sollten sich an ihr orientieren, wie ja auch umgekehrt von der späteren, aus Salzburger Marmor geformten Wolkenssäule am Graben Anregungen zur Gestaltung von Mariendenkmälern ausgingen. Beide Bildtypen fanden in den habsburgischen Ländern weite Verbreitung.

War zunächst daran gedacht, die hölzerne Dreifaltigkeitssäule analog in Stein zu übertragen, verwarf man dieses Ansinnen zugunsten einer völlig neuen Konzeption. An die Stelle des doch recht konventionellen Typus eines Bildstocks trat eine ansehnliche Wolkenpyramide. Keinem Geringeren als Johann Bernhard Fischer von Erlach (1656–1723) ist die architektonische Grundidee zu verdanken.⁴⁴ Er berief den Theateringenieur Lodovico Ottavio Burnacini (1636–1707), der den Aufbau nach den Prinzipien „einer dreigeteilten Mysterienbühne“⁴⁵

gestaltete. (Abb. 11) Die wohl wichtigste Änderung gegenüber dem Vorgänger war der Verzicht auf den tradierten Gnadenstuhl, den eine bronzene Dreifaltigkeitsgruppe mit den personifizierten göttlichen Gestalten ablöste. Das theologische Programm ersann der Jesuitenpater Franciscus Menegatti, Berater und nachmaliger Beichtvater Leopolds I. Mit der Ausführung war ein ganzer Künstlerstab beschäftigt, die Bildhauerarbeiten führte im Wesentlichen der Tiroler Paul Strudel (1648–1708) aus. Am 29. Oktober 1693, mehr als sechs Jahre nach Grundsteinlegung, erfolgte die Weihe des erhabenen Bildwerkes, dessen Vollendung sich noch bis 1694 hinzog.

Die architektonische Leistung dieses Monuments liegt vor allem in der Neuartigkeit der Form einer aus Wolken gebildeten Säule als „Denkmal eines erhörten Gebetes“,⁴⁶ das ähnlich Weihrauchschwaden bei der Liturgie von den gläubigen Menschen zu dem von ihnen verehrten Schöpfergott aufsteigt. Dergestalt versinnbildlicht sie die erhörte Anrufung Leopolds I., der ehrfürchtig zu Füßen des Wolkenturms verweilt. Ferner verdient die konsequente Umsetzung des Trinitätsgedankens Beachtung, wobei das Sockelgeschoss „in Form dreier radial gestellter Flügel, die sich in zwei Absätzen aufbauen“⁴⁷, modelliert wurde. Drei Betrachtungsflächen mit zwölf Reliefs vermitteln zentrale Glaubensinhalte. Sie erzählen von der Bestrafung und Errettung des Menschen oder berichten von Momenten göttlicher Gnade und Voraussicht, wobei Begebenheiten des Alten bzw. Neuen Bundes sowie Stationen aus dem Leben Jesu mit emblematischen Szenen verknüpft sind: der Weltkugel mit den vier Winden, welche die Pest verblasen, und dem Gotteslam; dem Engel mit dem Hostienkelch und dem flammenden Herz mit Flügelschwingen als Zeichen der nicht verlöschenden Gottesliebe; der Hand Gottes mit dem ehernen Zeigestab, die auf den Widmungsspruch *per legem timoris* („durch das Gesetz der Furcht“) weist, sowie dem Globus mit den Gestirnen. Im Wolkenaufsatz stimmen die Himmelsboten als Sinnbilder der Neun Chöre der Engel den Lobgesang an. Die Zentralgruppe „Fides besiegt die Pest“ zeigt Leopold I. in Adoration der Heiligen Dreifaltigkeit, während darunter der personifizierte Glaube gemeinsam mit einem Putto die Pest in Gestalt einer ausgemergelten Liegefigur hinabstößt (Abb. 12).

Die Votivsäule entfaltet drei Schaufronten, die mit den Wappen Österreichs, Ungarns und Böhmens die „Monarchia Austriaca“ vorstellen. Vor der weltlichen Bedeutung rangiert allerdings die religiöse: Jede Fassade feiert

jeweils eine der drei göttlichen Gestalten als den Schöpfer, Erlöser und Heiligen. Durch die systematische Umsetzung des Dreifaltigkeitsgedankens, der sämtliche Details durchdringt, verkörpert die Wolkenpyramide „Vollkommenheit (*perfectio*), göttliche Allgegenwärtigkeit (*praesentia dei*), göttliche Verklärung (*gloria*) und damit das Wesen der Trinität.“⁴⁸

Unter Leopold I., dessen Epoche die Reunionspolitik des französischen Königs Ludwig XIV., der erbitterte Abwehrkampf gegen das Osmanische Reich, Aufstände ungarisch-kroatischer Magnaten und Protestanten sowie die Gegenreformation bestimmten, wurde die „Pietas Austriaca“ zu einer Frage staatspolitischen Überlebens. Doch dieser Herrscher verstand sie als ideologisches Werkzeug einzusetzen, um die gefährdete konfessionelle Einheit wiederzugewinnen und sie um eine politische zu ergänzen – gemünzt auf das Habsburgerreich mit seinen unterschiedlichen Sprachen und Volksgruppen eine „Einheit in der Vielheit“⁴⁹. Die Wiener Dreifaltigkeitssäule kündigt vom Erfolg der Bestrebungen. Sie visualisiert den Herrschaftswillen Leopolds I. und setzt seinen Machtanspruch in Szene: „Der kniende Kaiser, dessen Insignien des Regententums – als von Gott gegeben – von Engeln getragen werden, ist der berufene Fürbitter für sein Volk und Reich.“⁵⁰

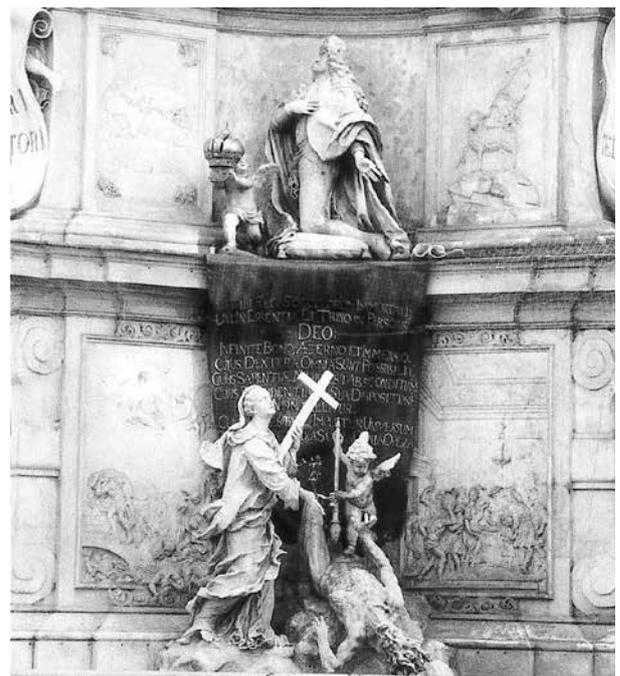


Abb. 12 Leopold I. im Gebet und Fides, die Pest besiegend

Das fromme Denkmal zum Vorbild genommen – Verbreitung einer Bildidee

Unter dem Eindruck der „Großen Pest“, die 1708–1714 weite Teile Europas heimgesucht und 1713 Wien erreicht hatte, wuchs das Bedürfnis, die Freude und Erleichterung angesichts der glücklichen Überwindung dieser Pandemie in religiösen Denkmälern auszudrücken. In der Habsburgermonarchie entstand eine Reihe künstlerisch hochwertiger Dreifaltigkeitssäulen, die sich durch Formen- und Einfallreichtum auszeichnen. Dabei handelt es sich keineswegs um Repliken, sondern um eigenständige Umsetzungen oder originäre Ausdeutungen des Wiener Vorbilds, dem man nacheiferte. Schwerpunkte bei der Ausbreitung bildeten das Umland Wiens sowie der Donauraum, Ober- und vor allem Niederösterreich, doch hatten benachbarte Regionen, wie die Steiermark oder Ungarn, ebenso daran teil. Böhmen, Mähren und Schlesien partizipierten reichlich an dieser Bildidee, deren Ausdehnung sich bis nach Süddeutschland (Lengfurt, Wallerstein) und in das Banat (Temesvár/Timișoara) verfolgen lässt.⁵¹ An bevorzugter Stelle, auf den Plätzen der Städte und Märkte oder vor Kirchen und Klöstern, wurden Neu- bzw. Ersatzbauten für ältere (Pest-)Denkmäler „als sichtbarste Zeichen der siegenden Gegenreformation“⁵² errichtet. Meist begnügte man sich, den Wiener Prototyp abzuwandeln oder zu vereinfachen. Dabei entstanden verkleinerte Anlagen, manche mit erheblich reduzierter Ikonografie (Tepl/Teplá, 1721). Selten kam es zu möglichst getreuen Nachbildungen, wie im damals oberungarischen Kremnitz/Kremnica (1765–1772). In Wolkenpyramiden (Baden bei Wien, Langenlois), stumpfen Wolkenkegeln (Heinrichau/Henryków, Saaz/Žatec) oder Wolkenspiralen (Mödling, Linz an der Donau) findet der kühne Baugedanke, den Fischer von Erlach und Burnacini entwickelt haben, sein Echo (Abb. 13). Genauso schlägt er sich in Anlagen nieder, die als Dreifaltigkeits-, Pest- und Mariendenkmal (Stift Heiligenkreuz, Olmütz/Olomouc) kombiniert wurden. Jedes Monument wirkt individuell, denn die Ausformung und das Figurenrepertoire dürften bestimmten Vorgaben bzw. konkreten Vorstellungen der lokalen Auftraggeber unterworfen gewesen sein.

Mit dem Wiener Denkmal stand ihnen ein attraktives, vielfältig praktikables Modell zur Verfügung, das sich variantenreich weiterentwickeln ließ. Beispielsweise konnte der präfigurierte Wolkenturm sich in ein Wolkenband verwandeln, das schräg nach oben ansteigt und einen



Abb. 13 Linz, Dreifaltigkeitssäule am Hauptplatz, errichtet zwischen 1717 und 1723

Obelisk umwindet (St. Pölten und Zwettl in Niederösterreich, Kaaden/Kadaň und Schluckenau/Šluknov in Böhmen), oder wurde auf Wolkenpolster reduziert, die regelmäßig am Obelisk verteilt sind, darunter das Standbild auf dem Krautmarkt in Brünn/Brno von Anton Schweigl (1729), welches zugleich eine Verehrungsstätte der Maria Immaculata und des hl. Johannes von Nepomuk ist.⁵³ Daneben gibt es, architektonisch gesprochen, „echte“ Dreifaltigkeitssäulen (Perchtoldsdorf, Náchod) oder, unter zusätzlicher Betonung der Trinitätsidee, solche in Dreierkombination, die nach dem Prinzip von Joseph Emanuel Fischer von Erlachs Vermählungsbrunnen (1729–1732) auf dem Hohen Markt in Wien einen Baldachin auf dreikantigem Unterbau tragen, wie die prachtvolle Anlage des Passauer Bildhauers Joseph Matthias Götz in Krems an der Donau (1736–1738).⁵⁴ Oder die Säulen stehen, zum Trio verdichtet, auf einem Sockel, dessen Grundriss ein sphärisches Dreieck bildet, um eine dreiseitige Pyramide abzustützen, wie es Ignaz Lengelacher im südmährischen Nikolsburg/Mikulov (1724–25) für den Fürsten Walter Xaver von Dietrichstein verwirklicht hat.⁵⁵ Die Dreifaltigkeitssäule auf der Prager Kleinseite (1713/14) von Giovanni Battista Alliprandi verzichtet ganz auf die Wolkendrapierung und betont den Trinitätsgedanken durch einen fast schmucklosen Dreikant-Obelisk, während sich alles Figürliche mit dem Sockel bescheiden muss.⁵⁶ Einige Denkmäler erinnern an Portale, ähneln Tabernakeln (Retz im Weinviertel) oder geben sich altarartig mit einer Nischenöffnung (Schemnitz/Banská Štiavnica in der Slowakei). Die Fantasie und Erzählfreude scheinen keine Grenzen zu kennen, denkt man nur an die



Abb. 14 Die Dreifaltigkeitssäule von Teplitz/Teplice

Säule im mährischen Fulnek bei Troppau/Opava (1718), wo Gottvater vom Wolkenberg aus die Heilige Familie segnet.⁵⁷ Anonyme volkstümliche Umsetzungen wechseln mit Arbeiten namhafter Bildhauer, wie Giovanni Giuliani (Zisterzienserstift Heiligenkreuz), Ignaz Franz Platzer (Smečno in Mittelböhmen) oder Matthias Bernhard Braun (Teplitz/Teplice)⁵⁸ (Abb. 14). Das Wolkenmotiv in Verbindung mit einer Säule bzw. Figurenstütze war derart beliebt, dass es auch für andere heilsgeschichtliche Szenen herangezogen wurde: bei der Verklärung-Christi-Säule im ostböhmischen Chrudim (1719–1734) des Ignaz Rohrbach oder den Mariensäulen im schlesischen Ratibor/Racibórz (1725–1727) von Johann Melchior Österreich, in Teltsch/Telč (1714–1718), Lomnitz/Lomnice (mit einer Schilderung des Sündenfalls im Paradiesgarten) und Ungarisch Hradisch/Uherské Hradiště, alle in Mähren gelegen, vielleicht auch an dem mit Wolkenkissen bestückten Obelisk hinter der Statue des hl. Kajetan von Ferdinand Maximilian Brokoff (1709) auf der Prager Karlsbrücke.⁵⁹

Die rechtlichen Grundlagen für die Aufrichtung christlicher Bildwerke in den habsburgischen Ländern hatte schon Ferdinand III. nach dem Dreißigjährigen Krieg in seinem Patent vom 16. September 1650 gelegt. Die Stiftung der Wiener Dreifaltigkeitssäule und der ihr nachfolgenden Denkmäler in der Regierungszeit Leopolds I. sowie unter Karl VI. bedeutete die Wiederaufnahme

und Erweiterung dieses Gebots. Kaiser Joseph I. (reg. 1705–1711) regelte mit einem Erlass die Andachten vor den Dreifaltigkeits- bzw. Mariensäulen, die einen festen Bestandteil bei liturgischen Handlungen und ein dogmatisches Instrument zur Unterweisung der Gläubigen bildeten. Als Orte für Messen unter freiem Himmel oder Versammlungsplätze bei Prozessionen und Gebetsfeiern boten sie eine würdige Kulisse für Festlichkeiten anlässlich von Ehren- bzw. Gedenktagen des Kaiserhauses.⁶⁰ Sicherlich war der Bau von Dreifaltigkeitssäulen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts am intensivsten, aber noch unter Maria Theresia (reg. 1740–1780) rege. Die Dynamik erlahmte erst unter ihrem Sohn, Kaiser Joseph II., der sich der Aufklärung bzw. dem Rationalismus verbunden fühlte und durch tiefgreifende Reformen die katholische Kirche in ihren Repräsentationsmöglichkeiten einschränkte.

St. Marienthal – Habsburgs Vorposten in der Oberlausitz

Warum aber steht ein derartiges Denkmal der „Pietas Austriaca“ in der Oberlausitz, die seit dem Prager Friedensschluss von 1635 zum Kurfürstentum Sachsen gehörte und nicht mehr zum Habsburgerreich? Nachfolgend wird zu zeigen sein, dass der Dreifaltigkeitsbrunnen von St. Marienthal bestimmte Interessen und Ansprüche der „Domus Austriae“ manifestiert, die ungeachtet des vollzogenen Wechsels der Herrscherdynastien wirksam bleiben sollten. Die Anlage gemahnt somit auch an die von Besonderheiten charakterisierte (kirchen-)politische Geschichte dieses Landstrichs im Gefolge des Dreißigjährigen Krieges.

Als die Ober- und Niederlausitz 1623 pfandweise an Johann Georg I. von Sachsen gekommen und die Stände durch die beiden „Immissionsrezesse“ vom Juni desselben Jahres bis zur Begleichung der Kriegsschulden von ihren Pflichten dem Habsburger-Kaiser gegenüber entbunden worden waren, veranlasste Ferdinand II. im „Traditionsrezess“ vom 30. Mai 1635, dass die Lausitzen „erblich, eigentümlich und unwiderruflich, jedoch als ‚ein rechtes Mannlehen der Krone Böhmen‘“⁶¹ an das sächsische Kurhaus gelangten. Im „Abschiedsrezess“ (oder „Traditions-Abschied“) vom 24. April 1636 erfolgte die förmliche, im August 1638 die endgültige Belehnung durch den Kaiser. Johann Georg I. nahm im Oktober 1637 die Huldigung der Stände entgegen und bestätigte ihre Privilegien. Die Markgrafentümer behielten ihre eigene Verfassung und



Abb. 15 Die Länder der Wenzelskrone: Wappen an der Wiener Dreifaltigkeitssäule

wurden lediglich durch „Personalunion“ mit dem Kurfürstentum Sachsen verbunden.⁶² Die Bestimmungen des „Traditionsrezesses“ erlaubten Ferdinand II. und seinen Nachkommen als böhmische Könige, auch künftig Titel und Wappen der übergebenen Länder zu führen. Darum sind auf der Wiener Dreifaltigkeitssäule neben den böhmischen, mährischen und schlesischen auch die Lausitzer Embleme angebracht (Abb. 15). Ferner regelte die Sukzessionsordnung des Vertrags das Heimfall- und Rücklöserrecht und räumte dem Haus Habsburg weiterhin die Lehenshoheit gegenüber den Wettinern in der Lausitz ein.⁶³

Ferdinand II. behielt sich und seinen Rechtsnachfolgern das „Ius patronatus“ bzw. „advocatae“ vor über das nach der Reformation katholisch gebliebene Domstift St. Petri in Bautzen, die Zisterzienserinnenklöster von St. Marienstern und St. Marienthal, die Niederlassung der Magdalenerinnen zu Lauban/Lubań sowie die Zisterzienserabtei von Neuzelle. Als oberster Protektor jener geistlichen Institutionen verpflichtete er die evangelisch-lutherischen Kurfürsten von Sachsen, die bestehenden konfessionellen Verhältnisse unangetastet zu lassen, die katholische Kirche in allen „Rechten, Freiheiten und Exemtionen zu schützen“.⁶⁴ Für die hiesigen Konvente bedeutete dies beispielsweise, dass Abtwahlen bloß „im Beisein

kaiserlicher Kommissare“⁶⁵ stattfinden durften und die Bestätigung durch den habsburgischen Herrscher in seiner Würde als böhmischer König erforderten. Somit sicherte Letzterer sich ein Mitspracherecht bei der „Ein- bzw. Absetzung der geistlichen Administratoren“. Gleichzeitig bildete er die „oberste Beschwerdeinstanz“ für alle klösterlichen Gemeinschaften, die unter seiner Patronanz standen.

Ruft man sich die mit der „Pietas Austriaca“ verbundenen herrscherlichen Pflichten in Erinnerung, dann gehören „Schutz und Förderung der katholischen Religion“⁶⁶ zu den wichtigsten. Wenn der habsburgische Herrscher als „advocatus et defensor ecclesiae“⁶⁷ auftrat, so tat er das überall dort, wo die katholische Kirche bedroht schien. Unter diesem Blickwinkel mussten die Lausitzer Klöster, die aufgrund ihrer Lage in mehrheitlich protestantischer Umgebung Vorposten der katholischen Kirche bildeten, als besonders schutzwürdig gelten.

Die Ordensgemeinschaften waren das Bindeglied zwischen dem Landesfürsten und den Untertanen, stellten sie doch geistig eine „direkte Brücke zwischen Dynastie und Volk“⁶⁸ her. Sie wirkten in der Gegenreformation bei der religiösen Erneuerung mit und beförderten die Rekatholisierung, wobei sich eine wechselseitige Einflussnahme vollzog: Während Ordensleute „als Beichtväter, Hofprediger oder geistliche Berater“⁶⁹ dem Regenten zur



Abb. 16 St. Marienstern, böhmischer Löwe am Klosterbrunnen

Seite standen und so auf dessen Entscheidungen einwirken konnten, reglementierte der Landesherr über seine Personalpolitik die reichsunmittelbaren Stifte und Bistümer, deren hierarchische Strukturen er prägte. In den Kaiserstiegen, Kaisersälen und Kaiserappartements der Klöster Österreichs und Süddeutschlands drückte sich das Selbst- und Rechtsverständnis des habsburgischen Protektors aus: Bei Bedarf sollte der Schutz gebietende Herrscher Räumlichkeiten vorfinden, die seiner Dignität entsprachen. Ikonografisch versinnbildlichten sie das verstärkte Zusammenrücken „von Staat und Kirche, von Thron und Altar“⁷⁰ seit der Gegenreformation.

Vergleichbares lässt sich für den Dreifaltigkeitsbrunnen von St. Marienthal festhalten, der als Sinnbild einer „Propaganda fidei“ gedeutet werden darf. Die Nonnen jenes Klosters, das bis zum Jahr 1783 dem Prager Erzbistum unterstellt und gemeinsam mit St. Marienstern sowie Neuzelle der zisterziensischen „Ordensprovinz“⁷¹ Böhmen, Mähren und Lausitz, der bis 1651 auch Schlesien angehörte, zugeordnet war, signalisierten so ihre Verbundenheit mit der Habsburgerdynastie. Das Bildwerk drückte die Zugehörigkeit zum südlichen Nachbarn aus, von dessen kulturellen Einflüssen man profitierte. Mit diesem Monument nach dem Vorbild des Glaubens- und auch Siegesdenkmals Leopolds I. legte man ein „Bekenntnis“⁷² zur überlebensnotwendigen Schutzmacht durch die Habsburger und den im „Traditionsrezess“ verankerten Bestimmungen ab. Ähnlich wie der Löwe am Brunnen in St. Marienstern (1739; Abb. 16) war auch die St. Marienthaler Dreifaltigkeitssäule ein Hoheitszeichen, das deutlich machte, wer hier – neben Gott – als Herr gesehen wurde (Abb. 17).



Abb. 17 St. Marienthal, Säule des Dreifaltigkeitsbrunnens

Anmerkungen

- ¹ Der Beitrag ist die Neufassung meines Aufsatzes „Der Dreifaltigkeitsbrunnen von St. Marienthal – ein Zeugnis der ‚Pietas Austrica‘ in der Oberlausitz“ aus: Neues Lausitzisches Magazin N. F. 7 (2004), S. 35–50. Für wertvolle Hinweise und kollegiale Hilfe danke ich Marius Winzeler und Kai Wenzel.
- ² HEINRICH MAGIRIUS: Sankt Marienthal. In: KARLHEINZ BLASCHE/HEINRICH MAGIRIUS/SIEGFRIED SEIFERT (Hg.): 750 Jahre Kloster Sankt Marienstern. Festschrift. Halle (Saale) 1998, S. 299–319. CORNELIUS GURLITT: Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen. Heft 29: Amtshauptmannschaft Zittau (Land). Dresden 1906, S. 112. Dort wird die lateinische Weiheinschrift etwas anderslautend überliefert und als Entstehungsjahr 1703 vermutet.
- ³ Vgl. dazu die Aufstellung bei BERTRAM STUBENRAUCH: Dreifaltigkeit (Topos plus Taschenbücher 434). Regensburg 2002, S. 26 f.
- ⁴ STUBENRAUCH (wie Anm. 3), S. 132.
- ⁵ GIBBERT GRESHAKE: Der dreieine Gott. Eine trinitarische Theologie. Freiburg (Breisgau)/Basel/Wien 2001, S. 182.
- ⁶ GRESHAKE (wie Anm. 5), S. 49. Zum Wesen der göttlichen Personen bes. S. 200–214.
- ⁷ Zu den Erscheinungsformen der Trinität in der christlichen Kunst kursorisch W[OLFGANG] BRAUNFELS: Dreifaltigkeit. In: Engelbert Kirschbaum et al. (Hg.): Lexikon der christlichen Ikonographie. Bd. 1. Rom. Freiburg (Breisgau)/Basel 1968, Sp. 526–537.
- ⁸ Wichtige Beispiele nennt HEINRICH MAGIRIUS: Die Gloriole als Zeichen der Theophanie an evangelischen Barockaltären in Mitteldeutschland. In: JENS BULISCH/DIRK KLINGNER/CHRISTIAN MAI (Hg.): Kirchliche Kunst in Sachsen. Festgabe für Hartmut Mai zum 65. Geburtstag. Beucha 2002, S. 85–99, hier S. 93 f.
- ⁹ OPHELIA JANNASCH: Der Bildhauer Caspar Gottlob von Rodewitz. Ein Beitrag zur Barockplastik der Oberlausitz. In: Görlitzer Magazin 6 (1992), S. 79–101, bes. S. 83 f.
- ¹⁰ JANNASCH (wie Anm. 9), S. 84–86. HARTMUT RITSCHEL: Das Interieur der Kirche in der sächsischen Kulturlandschaft. In: Landesamt für Denkmalpflege Sachsen (Hg.): Von Deutsch-Ossig nach Görlitz-Königshufen. Die Rettung einer Dorfkirche. Dresden 1998, S. 21–31, hier S. 22–27.
- ¹¹ HARTMUT RITSCHEL: Der Barockbildhauer Franz Biener und seine Werke in Sachsen und Nordböhmen. In: Landesamt für Denkmalpflege Sachsen (Hg.): Denkmalpflege in Sachsen 1894–1994. Zweiter Teil. Halle (Saale) 1998, S. 469–504, hier S. 481–484.
- ¹² CORNELIUS GURLITT: Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen. Heft 35: Amtshauptmannschaft Kamenz (Land). Dresden 1912, S. 29–32. GERNOT DIETZE: Was Steinmetzzeichen verraten können. In: Denkmalpflege in Sachsen. Mitteilungen des Landesamtes für Denkmalpflege Sachsen Jahrbuch 2004. Beucha 2005, S. 119 f.
- ¹³ HARTMUT MAI: Kirchenbau und Kirchenausstattung des Barock in der Oberlausitz. In: HEINRICH KÜHN (Hg.): Kirche als Kulturfaktor. Festgabe der Theologischen Fakultät der Universität Leipzig zum 65. Geburtstag von Landesbischof Dr. Dr. h. c. Johannes Hempel DD (Zur Sache 34). Hannover 1994, S. 62–87, hier S. 82.
- ¹⁴ CORNELIUS GURLITT: Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen. Heft 34: Amtshauptmannschaft Löbau. Dresden 1910, S. 107 f.
- ¹⁵ Vgl. MARIA MIRTSCHIN: Sorbische Dekane als Auftraggeber für Kunst in der Zeit zwischen 1500 und 1800. In: Lëtopis 45 (1998), H. 2, S. 20–44.
- ¹⁶ Der sog. Wosky-Stab befindet sich heute in der Domschatzkammer Bautzen. Vgl. SIEGFRIED SEIFERT: Domschatzkammer St. Petri in Bautzen (Große Kunstführer 183). München/Zürich 1992, S. 26 (Abb. S. 25).
- ¹⁷ SIEGFRIED SEIFERT: Niedergang und Wiederaufstieg der katholischen Kirche in Sachsen 1517–1773 (Studien zur katholischen Bistums- und Kirchengeschichte 6). Leipzig 1964, S. 122–135.
- ¹⁸ Die erhaltenen Teile dieses „Dresdener Altars“ sind heute in der Hofkirche in Dresden bzw. in der Domschatzkammer Bautzen. GÜNTHER MEINERT: Die erste Katholische Hofkirche in Dresden. Entstehung und kunstgeschichtliche Würdigung. In: HEINRICH BULANG/JOSEF GÜLDEN/SIEGFRIED SEIFERT (Hg.): Unum in veritate et laetitia. Bischof Otto Spülbeck zum Gedächtnis. Leipzig 1970, S. 322–344. KAI WENZEL/BIRGIT MITZSCHERLICH/NICOLE WOHLFARTH: Der Dom zu Bautzen. Hrsg. vom Archivverbund Bautzen, der Evangelisch-Lutherischen Kirchgemeinde St. Petri Bautzen und dem Domkapitel St. Petri in Verbindung mit der Dompfarrei St. Petri (Schriftenreihe des Archivverbundes 4). Bautzen 2016, S. 143–146.
- ¹⁹ GEORGE KNOX: Antonio Pellegrini 1675–1741. Oxford 1995, S. 159–198, bes. S. 181–184.
- ²⁰ ALFRED KRAUTZ: Ein Künstler barocker Plastik: Jacob Delenka (1695–1763). In: Ders.: Sorbische bildende Künstler. Bautzen 1974, S. 29–33. MARIA MIRTSCHIN: Jacob Delenka – ein „bildthauer“ aus Salzenforst. In: Zwischen Wesenitz und Löbauer Wasser 1 (1996), S. 35–43.
- ²¹ CORNELIUS GURLITT: Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen. Heft 31–32: Amtshauptmannschaft Bautzen. Dresden 1908, bes. S. 264.
- ²² Der ursprüngliche Zustand ist dokumentiert bei CORNELIUS GURLITT: Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen. Heft 35: Amtshauptmannschaft Kamenz (Land). Dresden 1912, S. 268–272 (Foto auf S. 271).
- ²³ MARIA MIRTSCHIN: Georg Vater – drei Plastiken im stilkritischen Vergleich. In: Lëtopis 43 (1996), H. 1, S. 3–19. Zu der Figur hat sich in St. Marienstern das Modell erhalten. Vgl. JUDITH OEXLE/MARKUS BAUER/MARIUS WINZELER (Hg.): Zeit und Ewigkeit. 128 Tage in St. Marienstern. Ausstellungskatalog der Ersten Sächsischen Landesausstellung. Halle (Saale) 1998, S. 317.
- ²⁴ Der nunmehr zerlegte Altar ist auf das Kloster St. Marienstern und die Wallfahrtskirche Rosenthal aufgeteilt, sein Aussehen durch eine Aufnahme aus der Zeit um 1920 überliefert. Vgl. MARIUS WINZELER: St. Marienstern. Der Stifter, sein Kloster und die Kunst Mitteleuropas im 13. Jahrhundert. Wettin-Löbejün (Dößel) 2011, S. 123 u. 126. Ders.: Von Prag über Bautzen nach Breslau – zum Frühwerk Johann Georg Urbanskys in der Oberlausitz. In: HELENA DÁŇOVÁ/JAN KLÍPA/LENKA STOLÁROVÁ (Hg.): Slezsko – země Koruny české. Historie a kultura 1300–1740. Praha 2008 [2009], S. 587–601.

- ²⁵ WINZELER: St. Marienstern (wie Anm. 24), S. 297. Vgl. ferner Zeit und Ewigkeit (wie Anm. 23), S. 319 f. MARIUS WINZELER: Ein kursächsisch-evangelischer Hofbildhauer im Dienste der Gegenreformation. Die Werke Zacharias Hegewalds für das Kloster St. Marienstern. In: MARTIN SCHMIDT (Hg.): Die Oberlausitz und Sachsen in Mitteleuropa. Festschrift zum 75. Geburtstag von Prof. Dr. Karlheinz Blaschke (Neues Lausitzisches Magazin Beiheft 3). Görlitz/Zittau 2003, S. 232–249, bes. S. 240–245. Bei der Regotisierung der Klosterkirche im 19. Jahrhundert wurde Platzers Darstellung durch eine neue ersetzt und gelangte später ins Görlitzer Museum. Seit ihrer kriegsbedingten Auslagerung 1945 ist sie verschollen, eine Fotografie zeigt sie in ihrer musealen Präsentation. Vgl. LUDWIG FEYERABEND: Die Oberlausitzer Gedenkhalle mit Kaiser Friedrich-Museum 1902–1912. Görlitz 1912, S. 44 und Tafel 7.
- ²⁶ MARIUS WINZELER: Die Seitenaltäre in der Pfarrkirche Ostritz und das Werk des Bildhauers und Kunsttischlers Daniel Martin aus St. Marienthal. In: ZUZANA ŠTĚPANOVIČOVÁ/MARIUS WINZELER (Hg.): Philip/Philipp Leubner 1733–1803. Pozdní baroko na Lužické Nise/Spätbarock an der Lausitzer Neiße. Liberec/Zittau 2015, S. 308–324, hier S. 313–315.
- ²⁷ CORNELIUS GURLITT: Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen. Heft 29: Amtshauptmannschaft Zittau (Land). Dresden 1906, S. 97 f.
- ²⁸ Vgl. MARIUS WINZELER: Franz Gareis – seine barocken Wurzeln, seine sakralen Werke. In: KAI WENZEL/MARIUS WINZELER (Red.): Zum Maler geboren. Franz Gareis (1775–1803). Gemälde, Zeichnungen und Druckgraphik eines Wegbereiters der deutschen Romantik (Schriftenreihe der Städtischen Sammlungen für Geschichte und Kultur Görlitz N. F. 36). Görlitz/Zittau 2003, S. 47–59, bes. S. 51 und Abb. S. 20.
- ²⁹ FRANZ MATSCHE: Die Kunst im Dienst der Staatsidee Kaiser Karls VI. Ikonographie, Ikonologie und Programmatik des „Kaiserstils“ (Beiträge zur Kunstgeschichte 16/1–16/2). Berlin/New York 1981, S. 78.
- ³⁰ Die wichtigsten Verfasser und deren Werke finden sich bei ANNA CORETH: Pietas Austriaca. Österreichische Frömmigkeit im Barock, Wien ²1982, bes. S. 9–14. DIES.: Historiographie in der Zeit des Barock. In: RUPERT FEUCHTMÜLLER/ELISABETH KOVÁCS (Hg.): Welt des Barock. Wien/Freiburg (Breisgau)/Basel 1986, S. 186–203.
- ³¹ CORETH, Pietas Austriaca (wie Anm. 30), S. 6.
- ³² MATSCHE (wie Anm. 29), S. 78.
- ³³ MATSCHE (wie Anm. 29), S. 83.
- ³⁴ CORETH, Pietas Austriaca (wie Anm. 30), S. 19 f.
- ³⁵ MATSCHE (wie Anm. 29), S. 83.
- ³⁶ CORETH, Pietas Austriaca (wie Anm. 30), S. 6.
- ³⁷ CORETH, Pietas Austriaca (wie Anm. 30), S. 22.
- ³⁸ MATSCHE (wie Anm. 29), S. 103.
- ³⁹ Fortan CORETH, Pietas Austriaca (wie Anm. 30), S. 15.
- ⁴⁰ MATSCHE (wie Anm. 29), S. 106.
- ⁴¹ Vgl. ALEXANDER GRÜNBERG: Pestsäulen in Österreich (Österreich-Reihe 122–124). Wien 1960, S. 5 f.
- ⁴² FELIX CZEIKE: Der Graben (Wiener Geschichtsbücher 10). Wien/Hamburg 1972, S. 108.
- ⁴³ Näheres bei CORETH: Pietas Austriaca (wie Anm. 30), S. 50–57. Vgl. auch GERHARDT KAPNER: Freiplastik in Wien (Wiener Schriften 31). Wien/München 1970, S. 10–22. Zu den Mariensäulen grundlegend zuletzt Walter F. Kalina: Die Mariensäulen in Wernstein am Inn (1645/47), Wien (1664/66), München (1637/38) und Prag (1650). In: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege LVIII (2004). Heft 1, S. 43–61.
- ⁴⁴ CZEIKE (wie Anm. 42), S. 109.
- ⁴⁵ GRÜNBERG (wie Anm. 41), S. 8. Zeichnungen Burnacinis haben sich im Theaternmuseum Wien erhalten. Vgl. dazu GERTRAUD SCHIKOLA: Ludovico Burnacinis Entwürfe für die Wiener Pestsäule. In: Wiener Jahrbuch für Kunstgeschichte 25 (1972), S. 247–258.
- ⁴⁶ GEROLF COUDENHOVE: Die Wiener Pestsäule. Versuch einer Deutung. Wien/München 1958, S. 15.
- ⁴⁷ CZEIKE (wie Anm. 42), S. 109.
- ⁴⁸ WILHELM MRAZEK: Die Dreifaltigkeitssäule als Kunstwerk. In: COUDENHOVE (wie Anm. 46), S. 25–28, hier S. 28.
- ⁴⁹ REINGARD WITZMANN: Die Pestsäule am Graben in Wien / The Plague Column on the Graben in Vienna / Colonna della peste a Vienna (Wiener Geschichtsblätter Beiheft 4/2005), S. 35.
- ⁵⁰ CORETH, Pietas Austriaca (wie Anm. 30), S. 16.
- ⁵¹ Vgl. für Österreich die Übersicht bei GRÜNBERG (wie Anm. 41), S. 19–23. Wichtige Beispiele für das heutige Tschechien finden sich bei GERTRAUD SCHIKOLA: Das öffentliche sakrale Denkmal in den habsburgischen Ländern. Die Auswirkung der Wiener Pestsäule. In: KONSTANTY KALINOWSKI (Hg.): Studien zur europäischen Barock- und Rokokoskulptur. Bd. 2 (Seria Historia Sztuki 15). Poznań 1985, S. 253–271, für Ober- und Niederschlesien, insbesondere den Talkessel von Glatz/Kłodzko, im gleichen Band bei AGNIESZKA ADAMCZEWSKA: Dreifaltigkeitssäulen in Schlesien, S. 273–287. Zum Banat vgl. ADRIANA BUZILĂ/RODICA VĂRTACIU-MEDELEȚ: Die barocke Plastik im Banat. In: KARL MÖSENER/MICHAEL THIMANN/ADOLF HOFSTETTER (Hg.): Barocke Kunst und Kultur im Donauraum. Beiträge zum Internationalen Wissenschaftskongress 9.–13. April 2013 in Passau und Linz. 2. Bände. Petersberg 2014, Bd. 2, S. 380–390.
- ⁵² Vgl. dazu MARTIN SCHEUTZ: Verspätete Konfessionalisierung im österreichischen Donauraum, zwei Konfessionen im Konflikt und Säulen, die langsam Hauptplätze erobern. In: MÖSENER/THIMANN/HOFSTETTER (wie Anm. 51), Bd. 1, S. 146–159, hier S. 154.
- ⁵³ IVO KRSEK/ZDENĚK KUDĚLKA/MILOŠ STEHLÍK/JOSEF VÁLKA: Umění baroka na Moravě a ve Slezsku, Praha 1996, S. 96.
- ⁵⁴ ALEXANDER HEISIG: Joseph Matthias Götz (1696–1760). Barockskulptur in Bayern und Österreich (Studien zur christlichen Kunst 5). Regensburg 2004, S. 46–48.
- ⁵⁵ RICHARD MELLING: Der Karlsruher Hofbildhauer Ignaz Lengelacher (1698–1780). In: Badische Heimat 34 (1954), S. 18–27. KRSEK/KUDĚLKA/STEHlíK/VÁLKA (wie Anm. 53), S. 99 f. und 403. Friedrich Polleroß: ... dem Antiquario zu Rom für sein trinckgeldt und gemachte Spesa ... Kunst-Reisen und Kunst-Handel im 17. und 18. Jahrhundert. In: DERS. (Hg.): Reiselust & Kunstgenuss. Barockes Böhmen, Mähren und Österreich. Petersberg 2004, S. 9–36, hier S. 32–34.
- ⁵⁶ PAVEL VLČEK: Umělecké památky Prahy. Malá strana. Praha 1999, S. 624. PETR MACEK/RICHARD BIEGEL/JAKOB BACHTÍK (Hg.): Barokní architektura v Čechách. Praha 2015, S. 236–247.
- ⁵⁷ KRSEK/KUDĚLKA/STEHlíK/VÁLKA (wie Anm. 53), S. 360.
- ⁵⁸ DAGOBERT FREY/KARL GROSSMANN (Bearb.): Die Denkmale des Stifts Heiligenkreuz (Österreichische Kunsttopographie XIX), Wien 1926, S. 171 f. EMANUEL POCHE: Matthias Bernhard Braun. Monographie. Hrsg. von HANS JÄGER. Innsbruck 2003, S. 147–152.
- ⁵⁹ Pavel Panoch/Štěpán Bartoš: Barokní umění na Chrudimsko. Chrudim 2011, S. 29–33. Krsek/Kudělka/Stehlík/Válka (wie Anm. 53), S. 387, 417, 421. Oldřich J. Blažiček: Ferdinand Brokof, Praha 1976, S. 52 u. 91.

- ⁶⁰ Vgl. SCHIKOLA (wie Anm. 51), S. 257 f.; KONSTANTY KALINOWSKI: Barock in Schlesien. Geschichte, Eigenart und heutige Erscheinung. München 1990, S. 42 f.
- ⁶¹ Dazu KARLHEINZ BLASCHKE: Der Übergang des Markgraftums Oberlausitz von der Krone Böhmen an den Kurfürsten von Sachsen während des Dreißigjährigen Krieges. In: DERS.: Beiträge zur Geschichte der Oberlausitz. Gesammelte Aufsätze (Mitteilungen des Zittauer Geschichts- und Musealvereins Beiheft 1; zugl. Neues Lausitzisches Magazin Sonderheft 2). Hrsg. von GUNTER OETTEL/SIEGFRIED HOCHÉ. Görlitz/Zittau 2000, S. 93–107, hier S. 104.
- ⁶² BLASCHKE (wie Anm. 61), S. 105.
- ⁶³ Vgl. JULIUS PFEIFFER: Das Verhältniß der Oberlausitz zur Krone Böhmen. Ein Beitrag zur Geschichte der Lausitz. In: Neues Lausitzisches Magazin 50 (1873), S. 77–101.
- ⁶⁴ Dazu ALEXANDER SCHUNKA: Die Oberlausitz zwischen Prager Frieden und Wiener Kongreß (1635 bis 1815). In: JOACHIM BÄHLCKE (Hg.): Geschichte der Oberlausitz. Herrschaft, Gesellschaft und Kultur vom Mittelalter bis zum Ende des 20. Jahrhunderts. Leipzig 2001, S. 143–179, hier bes. S. 153–155. PFEIFFER (wie Anm. 63), S. 80.
- ⁶⁵ Nachstehend UWE LAMMEL: Das Haus Habsburg und die Oberlausitz nach 1635. In: JOACHIM BÄHLCKE/VOLKER DUDECK (Hg.): Welt – Macht – Geist. Das Haus Habsburg und die Oberlausitz 1526–1635. Görlitz/Zittau 2002, S. 231–240, hier S. 233.
- ⁶⁶ CORETH, Pietas Austriaca (wie Anm. 30), S. 10.
- ⁶⁷ ELISABETH KOVÁCS: Die österreichische Kirche im Zeitalter des Barock. In: FEUCHTMÜLLER/KOVÁCS (wie Anm. 30), S. 123–140, hier bes. S. 124 f.
- ⁶⁸ Coreth, Pietas Austriaca (wie Anm. 30), S. 7.
- ⁶⁹ Ebd.
- ⁷⁰ HELMUT J. MEZLER-ANDELBERG: Kirche, Staat und Orden in der Barockzeit. In: Lust und Leid. Barocke Kunst, barocker Alltag. Steirische Landesausstellung 1992. Graz 1992, S. 77–87, hier S. 82.
- ⁷¹ WINFRIED TÖPLER: Das Zisterzienserkloster Neuzelle und seine sächsischen Landesherren. In: SCHMIDT (wie Anm. 25), S. 67–87, hier S. 70.
- ⁷² Lammel (wie Anm. 65), S. 238.

Abbildungsnachweis

1, 12, 15 Arnold Klaffenböck; **2, 17** Gunter Oettel; **3** Gerhard Gruber, Pfarramt Stephanshart; **4** Kai Wenzel; **5** Wikimedia: Domstift Bautzen; **6** Wikimedia: St. Marienstern; **7** Kai Wenzel; **8** Wikimedia Haselburg-Müller; **9** Pfarramt Sonntagberg; **10, 11** Wien Museum; **13** Wikimedia, Thomas Ledl Linz Dreifaltigkeitssäule; **14** Wikimedia, Dreifaltigkeitssäule Teplitz; **16** Wikimedia, St. Marienstern, Jörg Blobelt

DAS „WIR-DENKMAL“ IN ST. MARIENTHAL

Michael Schlitt

Die Vorgeschichte

In Frankfurt am Main, dem Wohnort meines Bruders, steht seit dem Jahr 2005 das vom Künstler Hans Traxler in Zusammenarbeit mit dem Steinmetz Reiner Uhl errichtete „Ich-Denkmal“. Seit 2007 steht ein zweites Exemplar in Kassel und seit 2019 ein drittes Exemplar in Bielefeld. Auf der Vorderseite dieser Denkmäler steht jeweils „ICH“ in goldenen Großbuchstaben. An der Rückseite ermöglicht eine dreistufige Treppe das Besteigen des Sockels.

Diese drei Ausführungen des „Ich-Denkmal“ bestehen jeweils aus einem steinernen Sockel, wie ihn üblicherweise Denkmäler berühmter Personen der Zeitgeschichte besitzen. Im Gegensatz zu den üblichen Denkmälern steht beim „Ich-Denkmal“ jedoch keine Statue auf dem Sockel. Vielmehr werden Besucherinnen und Besucher animiert, den Sockel zu besteigen und sich dort, angeregt von Traxlers Zeichnungen auf einer Schautafel, in verschiedenen Positionen fotografieren zu lassen. Die so fotografierten Besucher und Besucherinnen werden somit selbst zum Denkmal.¹

Angeregt durch diese „Ich-Denkmäler“ entstand die Idee, auch auf dem Gelände des Klosters St. Marienthal ein solches Denkmal zu errichten. Der folgende Text für eine Hinweistafel war bereits fertig gestellt:

ICH-Denkmal

Ja-Pomník

Já-Památník

Jeder Mensch ist einzigartig.

Jeder Mensch ist ein Geschöpf Gottes und von Gott geliebt, egal welchen Alters, welchen Geschlechts, welcher Hautfarbe, Religion oder Weltanschauung.

Daher ist die Würde jedes einzelnen Menschen unantastbar.

Jeder Mensch hat es deshalb verdient, auf diesem Podest als Denkmal zu stehen.

Gründe für das „Wir-Denkmal“

Statt des Ich-Denkmal wurde dann im August 2021 in St. Marienthal ein „Wir-Denkmal“ errichtet. Dafür gab es mehrere Gründe: „Ichlinge und Egomane, die sich nur um sich selber drehen, gibt es genug. Soll man denen



Abb. 1 Das „Ich-Denkmal“ in Frankfurt a.M.

auch noch ein Denkmal setzen?“ So oder ähnlich lauteten manche Kommentare von Freunden und Bekannten, denen ich von der Idee der Errichtung eines „Ich-Denkmal“ in St. Marienthal berichtete. Ziel müsse es doch vielmehr sein, das Gemeinsame, das Miteinander der Menschen in einer solidarischen Gesellschaft zu fördern.

Tatsächlich ist in den letzten Monaten und Jahren der Streit in vielen Lebensbereichen heftiger und die Atmosphäre giftiger geworden, wie z. B. die Pandemie- oder die Flüchtlingskrise zeigt. Auch die Debatten über Genderfragen, Rassismus oder Postkolonialismus wurden und werden immer aggressiver geführt.

Nun gehört Streit zweifellos zu einer Demokratie dazu. Aber das sich nicht nur in den sozialen Medien Menschen zunehmend beleidigen und unversöhnlich gegenüberstehen, ist in diesem Ausmaß neu. Um der daraus resultierenden Sprengkraft für unsere Gesellschaft zu begegnen ist vor allem zweierlei erforderlich:

Wir benötigen nicht nur die Anerkennung und Verwirklichung der jeweils eigenen Identität, der individuellen und Gruppen-Interessen. Sondern wir benötigen in noch größerem Ausmaß die Bereitschaft und Fähigkeit, das Eigene in Bezug auf das Gemeinsame, auf das Gemeinwohl zu denken und zu praktizieren, also auch das



Abb. 2 Der afghanische Koch Alem Seighani und sein deutscher Kollege Tobias Rönsch arbeiten seit vielen Jahren sehr gut in der Küche des Internationalen Begegnungszentrums St. Marienthal in Ostritz zusammen.



Abb. 3 Die Görlitzer Musikgruppe „Bierblumen-Band“ besteht aus zwei deutschen und einem polnischen Mitglied. Von links nach rechts: Jacek Telus, Gunnar Hille und Arend Schmidt-Landmeier

Eigene zu relativieren. Denn, die Freiheit des Einzelnen findet immer ihre Grenze in der Freiheit der anderen. Eine freie Gesellschaft sind wir darum nur, wenn wir nicht das eigene Ego zum alleinigen Kriterium machen, sondern die in ihrer ethnischen, kulturellen, religiösen oder sexuellen Orientierung anderen Menschen in ihrer Andersheit anerkennen und solidarisch füreinander eintreten.

Der unabdingbare Respekt vor der Vielfalt der Menschen und dem Anderssein anderer Menschen ist jedoch nicht alles. Er muss eingebettet sein in die Anerkennung von Recht und Gesetz, von Regeln und Verbindlichkeiten,

insbesondere von Mehrheitsentscheidungen. Darüber hinaus aber muss es die immer neue Verständigung darüber geben, was uns als Verschiedene miteinander verbindet und verbindlich ist in den Vorstellungen von Freiheit, Gerechtigkeit, Solidarität, Menschenwürde und Toleranz, also in den unsere Gesellschaft tragenden Werten und ebenso auch in den kulturellen Normen und Traditionen. Sonst ist der gesellschaftliche Zusammenhalt gefährdet oder wird gar zerstört durch radikale Meinungsbiotope und tiefe Wahrnehmungsspaltungen, vor allem in der digitalen Öffentlichkeit. Weil der gesellschaftliche

Auf einer Tafel direkt neben dem neuen Wir-Denkmal findet sich folgende Erläuterung:

Wir-Denkmal

My-Pomnik

My-Památník

Für alle, denen der **Zusammenhalt in der Familie** wichtig ist.

Für alle, denen der **Zusammenhalt von Freunden** wichtig ist.

Für alle, denen der **Zusammenhalt in unserer Gesellschaft** wichtig ist.

Für alle, denen das **gute Miteinander der Menschen unabhängig von Religion, Weltanschauung, Nation und Hautfarbe** wichtig ist.

Alle, denen dieser Zusammenhalt wichtig ist, können dies zum Ausdruck bringen und sich gemeinsam (ab zwei Personen) als „Denkmal“ aufstellen und ein Foto machen.



Abb. 4 Das Wir-Denkmal

Zusammenhalt in einer diversen, sozial und kulturell fragmentierten „Gesellschaft der Einzelnen“ nicht mehr selbstverständlich ist, muss dieser Zusammenhalt ausdrücklich das Ziel von politischen, pädagogischen und kommunikativen Anstrengungen sein. Wir haben nur diese eine Gesellschaft. Und das „Wir“ verlangt wechselseitige geduldige und aufmerksame Zuhör- und Erklär- und Lernbereitschaft.² Dies zu vermitteln, das genau sollte die Aufgabe besonders einer Bildungseinrichtung wie dem Internationalen Begegnungszentrum St. Marienthal sein.

Das neue „Wir-Denkmal“ Die Ausführung

Bevor es zur Ausführung des neuen Denkmals in St. Marienthal kam, wurden im Kuratorium des Internationalen Begegnungszentrums St. Marienthal (IBZ) verschiedene Namen für das Denkmal diskutiert. U.a. wurden die Namen „Wir gemeinsam“ sowie „Miteinander“ vorgeschlagen. Am Ende der Diskussion fand sich eine Mehrheit im Kuratorium für den Namen „Wir“ für

das neue Denkmal. Der Vorstand des IBZ folgte diesem Rat des Kuratoriums und so heißt das neue Denkmal nun „Wir-Denkmal“.

Ausgehend von der Gestaltung des „Ich-Denkmal“ des eingangs bereits benannten Künstlers Hans Traxler wurde das „Wir-Denkmal“ in St. Marienthal in enger Zusammenarbeit mit dem Architekten Dr. Andreas Bednarek (Bernstadt) konzipiert. Wesentliche Änderungen im Vergleich zum „Ich-Denkmal“ sind a) die Größe des Denkmals, die mehreren Personen Platz bietet b) die Zufahrt zum Sockel, die es auch Rollstuhlfahrerinnen und -fahrern ermöglicht, Teil des Denkmals zu sein und c) die polnische und tschechische Übersetzung des Wortes „WIR“ auf dem Sockel, da St. Marienthal aufgrund der Grenz Nähe von vielen Gästen aus Polen und Tschechien besucht wird.

Die Steinmetzarbeiten wurden vom Steinmetzmeister Robert Vallentin (Ostritz) ausgeführt. Die Kosten für das „Wir-Denkmal“ in Höhe von 14.377 € wurden durch das IBZ St. Marienthal getragen.

Anmerkungen

¹ Vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Ich-Denkmal>

² Vgl. zum Vorstehenden Thierse, W.: Wie viel Identität trägt die Gesellschaft? In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 22.2.2021.

Fotonachweis

1–3 Michael Schlitt, 4 Bettina Schlitt



KLÖSTER UND KOMMUNITÄTEN ALS IMPULSGEBER FÜR EINE NACHHALTIGE ENTWICKLUNG*

Michael Schlitt

Der Begriff der „Nachhaltigen Entwicklung“ ist heute aus keiner Diskussion über die Zukunft mehr wegzudenken. Seit Beginn der neunziger Jahre steht dieser Begriff für eine neue Leitidee, bei der die Forderung nach einem schonenderen Umgang mit unserer natürlichen Umwelt mit der Notwendigkeit einer weltweit gerechteren Verteilung des Wohlstands verknüpft wird. Kennzeichen einer solchen nachhaltigen Entwicklung ist, dass sie „den Bedürfnissen der heutigen Generation entspricht, ohne die Möglichkeiten künftiger Generationen zu gefährden, ihre eigenen Bedürfnisse zu befriedigen und ihren Lebensstil zu wählen“ (Brundtland 1987 und Rio 1992 – Agenda 21).

Eine erstaunliche Veränderung des Fortschrittbildes vollzieht sich damit beim Ausgang des 20. Jahrhunderts, das mit übergroßen Erwartungen an die Möglichkeiten des Fortschritts zur Weltverbesserung begann. „Unseren Kindern soll es morgen einmal bessergehen als uns heute“ (und unseren Enkeln besser als unseren Kindern) war die motivierende Parole. Jetzt werden wir mit der ernüchternden Forderung konfrontiert, dass wir nicht (länger) so leben dürfen wie bisher, wenn es unseren Kindern und Enkeln nicht schlechter gehen soll als uns. Dies bedeutet den Rückzug aus unerfüllbaren, mit der Erde und ihren begrenzten Ressourcen und ihrer Verletzlichkeit unverträglichen Wunschvorstellungen.

Ein Deutscher verbraucht heute im Durchschnitt 20-mal soviel Energie und Rohstoffe und belastet 20-mal stärker die Umwelt wie die überwiegende Mehrheit der Menschen in den sogenannten „Entwicklungsländern“. Unsere Lebensform ist aber nach wie vor ein erstrebenswertes Vorbild für die Menschen in den sogenannten „Entwicklungsländern“. Diese doppelte Verantwortung macht den Abschied von einer Fortschrittsvorstellung, nach der es uns materiell immer bessergehen müsse, unausweichlich. Immer mehr Konsumgüter in immer schnelleren Wechsel, immer öfters und immer weiter verreisen, immer mehr aufwendige Technik für kleine Bequemlichkeiten – das sind Erwartungen, die keine Zukunft mehr haben. Diese Erkenntnis muss jedoch nicht in Resignation münden und bedeutet nicht Verzicht auf Fortschritt. Es geht vielmehr darum, die vielfältigen Dimensionen von

Lebensqualität (wieder) zu entdecken, die durch einseitig materielle Orientierung verschüttet wurden. Die Leitidee einer nachhaltigen Entwicklung verlangt also ein neues Verständnis von Fortschritt und Entwicklung. Nur eine Entwicklung, bei der ökonomischer Erfolg mit der Wahrung der natürlichen und sozialen Lebensgrundlagen einhergeht, darf künftig als fortschrittlich gelten.

Aus der Erkenntnis dieser Verpflichtung gegenüber kommenden Generationen hat sich die deutsche Bundesregierung in internationalen Verhandlungen für eine globale nachhaltige Entwicklung eingesetzt. So hat sich Deutschland bereits in den Schlussdokumenten der Rio-Konferenz verpflichtet, die Vereinbarungen der Konferenz, insbesondere aber die Agenda 21, in nationale und internationale Politik umzusetzen.¹ Und auch die christlichen Kirchen Deutschlands fordern seit langem eindringlich eine nachhaltige Entwicklung, die zugleich ökologisch tragfähig, wirtschaftlich erfolgreich und sozial gerecht ist.²

1 Klöster und Kommunen als Impulsgeber für eine nachhaltige Entwicklung in Geschichte und Gegenwart

Im vorliegenden Beitrag wird die These vertreten, dass Klöster und Kommunen oft einen Lebensstil pflegten und pflegen, der nachhaltig genannt werden kann. Bei der derzeitigen Suche nach Vorbildern und Umsetzungsmöglichkeiten des Leitbildes „Nachhaltigkeit“ können die klösterlichen Lebensgemeinschaften einen wichtigen Beitrag leisten; denn die in den Klöstern und Kommunen gemachten Erfahrungen können zahlreiche Impulse für die öffentliche Diskussion über Nachhaltigkeit geben.

Damit wird nicht gesagt, dass alle Menschen ins Kloster gehen sollen. Das Kloster selber ist auch nicht das Modell, an dem sich alle anderen Menschen und Strukturen zu orientieren haben. Aber aus der in den Klöstern und Kommunen gelungenen Synthese von ökonomischen, sozialen und ökologischen Aspekten einerseits und gleichzeitiger individueller Sinnerfüllung und Lebensfreude andererseits lässt sich für die übrige Gesellschaft eine Menge lernen.



Abb. 1 Das Klosterstift St. Marienthal ist seit Jahrzehnten Träger des Pater-Kolbe-Hofes, in dem bis zu 64 Menschen mit geistiger und zusätzlicher Behinderung leben und arbeiten. Die dortige Solaranlage liefert seit fast 20 Jahren Strom.

Umgekehrt können die klösterlichen Gemeinschaften ihrerseits davon profitieren und ihre Rolle in der Gesellschaft stärken, wenn sie ihre besondere Verantwortung und Chance als Impulsgeber und Gesprächspartner in der Nachhaltigkeitsdiskussion zur Profilierung nutzen. Klöster und Kommunitäten können heute „Keimzellen“ und „Lernorte“ für eine nachhaltige Entwicklung werden. Eine Reihe von Klöstern und Kommunitäten haben dies bereits seit langem erkannt und sich auf diesen Weg begeben.

1.1 Das Engagement der Klöster für eine nachhaltige Entwicklung in der Geschichte

Das Wirken christlicher Klöster seit dem frühen Mittelalter betraf nicht nur Fragen der Glaubensverbreitung. Vielmehr nahmen die Klöster Funktionen wahr, die die Kultur sowie die sozialen, ökonomischen und ökologischen Verhältnisse entscheidend prägten – oft bis in die heutige Zeit. Ein eindrucksvolles Beispiel dafür ist die Ausbreitung des Zisterzienser-Ordens im späten Mittelalter, der ausgehend von Frankreich in einem Zeitraum von ca. 300 Jahren ein Netz von über 1.400 Klöstern in Europa – von Sizilien bis Skandinavien – entwickelte. Die großen Aufbauleistungen konnten nur deswegen gelingen, weil hinter den regionalen Leistungen ein durchdachter Gesamtzusammenhang, eine Gesamtphilosophie, stand.³ Diese Philosophie der Zisterzienser und anderer Ordensgemeinschaften zeichnete sich aus durch eine umfassende Beachtung der Prinzipien einer nachhaltigen Entwicklung.

Klöster haben sich über Jahrhunderte hinweg bemüht, ökonomische, ökologische und soziale Gesichtspunkte in ihrer Arbeit zu verbinden. Viele Klöster brachten es zu großem wirtschaftlichen Reichtum, engagierten

sich gleichzeitig sozial (z. B. durch Armenspeisungen, Schulen) und vergaßen dabei nicht den Schutz der natürlichen Lebensgrundlagen.

Anhand eines konkreten Beispiels, der Waldbewirtschaftung der Zisterzienser, soll dieser ganzheitliche, klösterliche Ansatz verdeutlicht werden: Die Bevölkerungsexplosion des 12. und 13. Jahrhunderts hatte für die Umwelt des mittelalterlichen Europas verheerende Folgen: Hunderttausende Hektar Wald wurden durch exzessive Rodungen vernichtet und die Flüsse stark verschmutzt. Die Zisterzienser waren an dieser Umweltzerstörung fast nicht beteiligt. Um ihr Kulturland zu vergrößern, praktizierten die Zisterzienser systematisch die Urbarmachung von Brach-, Heide- und Sumpfland, statt zu roden. Es wurde ein Holzungsrecht (in der Regel 20 Jahre) eingesetzt, das die Nutzung des Waldes ermöglichte, ohne seine Erneuerung zu behindern.

Diese Forstpolitik wurde all die Jahrhunderte hindurch von fast sämtlichen Abteien praktiziert. Sie hatte den wirtschaftlichen Vorteil, die Klöster vor Preiserhöhungen durch Holzspekulationen zu bewahren. Dass die meisten alten Zisterzienserklöster (in Deutschland z. B. Waldsassen, St. Marienstern und St. Marienthal) noch heute von Wald umgeben sind, ist eine Folge dieses bewahrenden Umgangs mit den Waldbeständen. An dem jahrtausendelangen Raubbau durch Nomaden und Bauern aller Kontinente, die den Wald stets als unerschöpfliche natürliche Rohstoffquelle abbrannten und abholzten, ohne sich um kommende Jahrhunderte zu sorgen, hatten die Zisterzienser so gut wie keinen Anteil.⁴

Der ganzheitliche Ansatz der Waldbewirtschaftung der Zisterzienser bot aber auch noch andere Vorteile: Der Wald diente zum Schutz (z. B. vor Lawinen und

Hochwasser), er diente der Erholung und hatte auch kulturelle Funktionen. So wurden durch die Existenz von Wäldern materielle und immaterielle Leistungen erbracht, welche die Lebensqualität wie auch die Lebensgrundlagen der Menschen verbesserten. Die Leistungen gehen teilweise allein aus der Existenz des Waldes hervor, werden und wurden zum großen Teil aber erst durch die zielgerichtete Forstwirtschaft der Zisterzienser erbracht und vermehrt.

1.2 Klöster und Kommunen in der Gegenwart als Vorreiter einer nachhaltigen Entwicklung

Auch heute noch gibt es zahlreiche Klöster, die sich stark für eine nachhaltige Entwicklung einsetzen. Die Klöster Benediktbeuern, Plankstetten, St. Marienthal, Gnadenthal und Volkenroda seien in diesem Zusammenhang beispielhaft genannt:

Im *Kloster Benediktbeuern* (Bayern) gibt es ein Zentrum für Umwelt und Kultur. Träger dieses Zentrums sind die Salesianer Don Boscos. Rund 130.000 Besuchern pro Jahr werden in Benediktbeuern Grundlagen und Detailkenntnisse für ein nachhaltiges Leben vermittelt. Das Kloster selbst dient als Demonstrationsobjekt in dem Sinne, dass die bauliche Restaurierung der Anlage, die Bewirtschaftung der großen landwirtschaftlichen Flächen im Umland sowie das Alltagsleben im Kloster eng an den Prinzipien der Agenda 21 orientiert sind. Die Entwicklung in Benediktbeuern wird von Politik, Wirtschaft und Gesellschaft wohlwollend begleitet und strahlt auf diese aus.

Das *Zisterzienserinnen-Kloster St. Marienthal* (Sachsen) liegt unmittelbar im Dreiländereck Deutschland, Polen, Tschechien. Ähnlich wie Benediktbeuern setzt das



Abb. 2 Seit dem Jahr 2000 wird im Klosterstift St. Marienthal mit dieser Turbine aus Wasserkraft Strom gewonnen

im Kloster angesiedelte Internationale Begegnungszentrum St. Marienthal (IBZ) seine Akzente in den Bereichen „Kommunikation und ökologische Bildung“. Zusammen mit der benachbarten Kommune Ostritz-St. Marienthal wurde erreicht, dass erstmals in Deutschland in einer Kleinstadt mehr Strom und Wärme aus erneuerbaren Energiequellen (Biomasse, Wind, Wasser, Sonne) produziert als verbraucht werden. Als eine der ersten Weiterbildungseinrichtungen in Deutschland wendet das IBZ seit dem Jahr 2004 ein Umweltmanagementsystem an (EMAS II), sodass Umweltschutz im IBZ systematisch verankert ist. Darüberhinaus gibt es zahlreiche ökologische Modellprojekte.

Auch im *Kloster Volkenroda* (Thüringen) stehen Kommunikation und Bildung für Nachhaltigkeit im Vordergrund. In der Region wirkt das Kloster vor allem durch seine Aktivitäten im Bereich der Dorferneuerung und der wirtschaftlichen Entwicklung (strukturschwache Region).

Im *Benediktiner-Kloster Plankstetten* (Bayern) und der *Jesus-Bruderschaft* in Gnadenthal (Hessen) wird neben der Umweltbildung auch eine umfangreiche ökologische Landwirtschaft mit Vermarktung der selbst erzeugten Lebensmittel betrieben.



Abb. 3 Klosterstift und Internationales Begegnungszentrum St. Marienthal nutzen seit dem Jahr 2000 die Wärmeenergie aus dem nahegelegenen Biomasseheizkraftwerk in Ostritz

2 Zehn Impulse für eine nachhaltige Lebensweise

Im Folgenden werden zehn besonders wichtige Impulse für eine nachhaltige Lebensweise aufgezeigt, die von den Klöstern und Kommunitäten ausgehen.

2.1 Neue religiös-geistige Perspektiven

Der Beitrag der klösterlichen Gemeinschaften in der Nachhaltigkeitsdebatte liegt zunächst einmal in den Bereichen, in denen es um Begründung und Motivation geht. Die Frage nach dem Sinnhorizont, in dem die Menschen ihre Verantwortung für die Erde erkennen und verwirklichen, fällt im öffentlichen Diskurs weitgehend unter den Tisch. Es wird fast nicht über die begründenden Normen und Werte einer nachhaltigen Entwicklung gesprochen, ganz zu schweigen von Grundhaltungen oder Tugenden. Dieses Defizit schwächt die Möglichkeit der wirklichen Umkehr einer Entwicklung, die die Erde in absehbarer Zeit zu einem unbewohnbaren Ort machen wird. Hier sind die Kirchen und klösterlichen Gemeinschaften in ihrer ganz eigenen und unersetzbaren Kompetenz herausgefordert.⁵

Immer deutlicher zeigt es sich, dass die ökologische Krise eine religiöse Tiefendimension in sich birgt: Die vielfältigen Herausforderungen stellen gesellschaftlich vorherrschende Lebenskonzepte und -ziele in Frage. Dies führt nach einer neuen Suche nach Antworten auf die Frage, was das Leben eigentlich lebenswert, sinnvoll und zukunftsfähig macht.

Die religiös-geistliche Perspektive richtet den Blick auf das Ganze der Welt und versucht, ihre Herkunft und Sinnbestimmung in einen übergreifenden Horizont zu stellen. Für religiöse Menschen wird die Welt zum Gleichnis Gottes, dem sie ihren Ursprung verdankt und der den Blick für ihren Sinn, ihre innere Verbundenheit und Ganzheit öffnet. Spirituelle Menschen erkennen in den Dingen und Wesen der Natur eine über jeden unmittelbaren Nutzen hinausgehende sinnvolle und schützenswerte Qualität. Sie nehmen eine ehrfürchtige Haltung des Stauens über ihr Dasein und ihre Schönheit ein und wollen die Erde als den von Gott geschenkten Lebensraum allen Menschen und allen Kreaturen als Wohnstatt erhalten.⁶

Bei der Besinnung auf die geistlichen Grundlagen können gerade die Klöster von ihrer jeweiligen Spiritualität her wertvolle Hilfestellungen geben. Zu denken ist beispielsweise an die Impulse der Hildegard von Bingen für eine ganzheitliche Medizin oder an den welt- und

schöpfungszugewandten Leitsatz des heiligen Ignatius von Loyola „Gott in allen Dingen finden“.

Grundlage des klösterlichen Wirkens in der Natur ist der christliche Schöpfungsglaube, demgemäß die gesamte Schöpfung, also auch alle Tiere und Pflanzen einen Eigenwert haben. Dies erfordert einen Blick, der nicht nur das naturwissenschaftlich Messbare wahrnimmt, sondern auch die Schönheit der Natur und ihren Symbolgehalt. Wer die Natur mit solch ästhetisch-spirituellen Augen wahrnimmt, kann sich ihr eng verbunden fühlen. So etwa der heilige Franziskus in seinem von einer tiefreligiösen Naturverbundenheit zeugenden Sonnengesang.

Und der heilige Benedikt spricht sich für einen nachhaltigen Umgang mit den Dingen aus, wenn es bei ihm heißt: „Alle Geräte und der ganze Besitz des Klosters sind als heiliges Altargerät zu betrachten.“ (RB 31,10) Benedikt sieht keinen Unterschied in der Würde und in der erforderlichen Sorge zwischen dem Kelch auf dem Altar und dem Topf in der Küche. Beides mal geht es um die gleiche Wirklichkeit: um Gott, der sich den Menschen in der Schöpfung offenbart und schenkt. Eine solche Haltung kann nur zeigen, wer von der Nähe und Größe Gottes so ergriffen ist, dass er in allen Menschen und Dingen seine Gegenwart spürt.⁷

Dementsprechend ist es kein Zufall, dass beispielsweise die Benediktiner in Benediktbeuern und die Zisterzienserinnen in St. Marienthal Kuhställe von großer Ästhetik so solide gebaut haben, dass diese Jahrhunderte überdauert haben und heute noch – allerdings zu anderen Zwecken – genutzt werden. Dies ist nachhaltiges Wirtschaften par excellence.

2.2 Lob des Schöpfers⁸

Viele Ordensleute (z. B. Benediktiner und Zisterzienser) treffen sich mehrfach am Tag zum Gotteslob; denn die Bibel sieht die eigentliche Aufgabe des Menschen darin, Gott zu loben und zu preisen. In der Bibel erfährt der Mensch nicht nur sich selbst, sondern die ganze Welt als Schöpfung, als Gabe an ihn. Diese Erfahrung der Welt als einer in sich schönen und wohlgeordneten findet in vielen Psalmen ihren Ausdruck, die in den Klöstern und Kommunitäten täglich gebetet werden. Aus den Schöpfungspsalmen z. B. spricht nicht nur eine meditative, sondern zugleich eine optimistische Weltbetrachtung, die uns gerade heute, da viele von Zukunftsangst und Hoffungslosigkeit bestimmt sind, guttut. Es ist die gute Schöpfung



Abb. 4 Zur Eigenversorgung des Kloster St. Marienthal gehörte über Jahrhunderte hinweg auch ein eigener Weinberg, der seit den 1980er Jahren von Bürgerinnen und Bürgern aus Ostritz und Umgebung ehrenamtlich bewirtschaftet wird.¹¹

des guten Schöpfers, der es gut mit uns meint und uns aus dem Reichtum seiner Gaben Tag für Tag reichlich schenkt.

Dem autonomen Menschen der Neuzeit ist das Gespür für das Loben allerdings weitgehend abhandengekommen. Er erfährt sich als homo faber, als Macher. Er fühlt sich selbst als Schöpfer und blickt voll Stolz auf seine eigenen Werke. Schaffen, etwas leisten, sich in seinem Werk selbst verwirklichen, das erscheint ihm wichtiger als das nutzlose und überflüssige Loben des Schöpfers.

Den Primat Gottes in einer säkularisierten Welt hochzuhalten, ist eine wichtige Aufgabe der Klöster und Kommunen. Und wer von Gott gut redet, der muss auch vom Menschen und von der Schöpfung gut reden, der sieht jedes Geschöpf mit guten Augen und erkennt in ihm Gottes Herrlichkeit.

Beim Loben ist immer der Gelobte das Subjekt und steht im Mittelpunkt. Loben setzt also voraus, dass der Mensch sich selbst nicht so wichtig nimmt, dass er nicht

ständig um sich und seine Lebensprobleme kreist, sondern sich von einem Größeren ergreifen lässt. Loben trägt damit zur inneren Gesundheit des Menschen bei; denn der Mensch muss immer etwas erhöhen, bewundern, verehren, zu etwas aufsehen. Ohne Loben und Erhöhen gibt es kein lebendiges Dasein. Ohne Loben verkümmert der Mensch. Er wird starr, griesgrämig und unzufrieden. Der Snob hingegen hat immer und überall etwas auszusetzen. Wer die Dinge lobt, wer sich an ihnen freuen und seiner Freude Ausdruck verleihen kann, der kann sie auch genießen.

Und wenn die Menschen an einem Kloster vorbeifahren und wissen, dass da Tag für Tag Gott gelobt wird, dann verändert sich für sie die Welt. Sie können sie wieder mit den Augen des Glaubens sehen, sie können wiedererkennen, dass es Gottes gute Schöpfung ist. Wer überall nur die Umweltzerstörung sieht, der wird nicht nur blind, in der Schöpfung Gott zu erkennen, sondern der wird auch mutlos.

2.3 Dankbarkeit für das Geschenk des Lebens

„Wofür ist das gut?“ – „Was habe ich davon?“ – „Was bringt uns das?“ Das sind typische Fragen für unsere Gesellschaft. Sie hat die Tendenz, alles unter einem Zweck zu sehen und das ganze Leben zu funktionalisieren. Selbst Kinder werden funktionalisiert: als Fortführer der eigenen Lebensvorstellungen und Erben von Besitz und Erwerbungen, als Garanten der Rente oder schlicht als Erfüllung des eigenen Wunsches nach einem Kind, und sei es auf dem Weg der künstlichen Befruchtung. Ebenso wird die übrige Schöpfung unter zweckrationaler Perspektive und Optimierung gesehen und ausgenutzt: Was hat der Mensch davon und wie hat er am meisten davon? Solches Zweck- und Nützlichkeits-Denken ist übrigens einer der wesentlichen Gründe der Umweltkrise.

In einem Kloster wird gebetet. Das ist vielleicht die erste Assoziation vieler Zeitgenossen zum Stichwort „Kloster“ – und dies zu Recht. Wer betet, vor allem: wer Gott dankt, weiß um den Geschenkcharakter allen Lebens. Ein Menschenleben wie die ganze Schöpfung ist nicht zuerst ein „Faktum“, das wir Menschen fabriziert haben und mit dem wir daher rechnen, kalkulieren und es uns nach Belieben zunutze machen können, sondern alles Leben ist etwas uns Gegebenes und Anvertrautes, das erst einmal unsere Dankbarkeit und Freude auslösen will.

Nach biblischer Aussage verdichtet sich diese ganz andere, zweckfreie Sicht des Lebens im Geschenk des 7. Schöpfungstages, des Sonntags. An diesem Tag hören wir auf zu arbeiten, „zu machen“, an diesem Tag ruhen wir von unserer Arbeit. Der Sonntag hält uns Menschen zur Freude an der Schöpfung und zur Dankbarkeit gegenüber dem Schöpfer an. Er will uns eine Grundhaltung vermitteln, die uns auch an den Werktagen hilft, uns nicht ins Machen zu verlieren: Dankbarkeit für das Geschenk der Schöpfung. Wir verfügen nicht über die Schöpfung, sie gehört Gott, er hat sie uns nur anvertraut. Im bewussten Feiern des Sonntags wie auch im täglichen „Morgenlob“ in der Frühe eines Klostertages wird diese Grundhaltung eingepägt und gepflegt.

Ein altes Morgenlied beginnt so:

*Mein erst Gefühl sei Preis und Dank, erhebe ihn, meine Seele!
Der Herr hört deinen Lobgesang, lobsing ihm, meine Seele!*

Und dann:

*Du bist es, Herr und Gott der Welt, und dein ist unser Leben;
du bist es, der es uns erhält und mir's jetzt neu gegeben.*



Abb. 5. Die Klosterimkerei St. Marienthal wurde vom Internationalen Begegnungszentrum St. Marienthal (IBZ) wiederaufgebaut. Dort wird nun der Klosterhonig „Marienthaler Leckermäulchen“ produziert. Zudem wird die Imkerei im Rahmen der Umweltbildung des IBZ genutzt

Dieses Lied – wie übrigens jedes ernsthafte Gebet – verdeutlicht, dass unser Leben nicht uns gehört und uns nicht beliebig zur Verfügung steht. Die wesentlichen Dinge im Leben sind unverfügbar. Liebe kann man nicht erzwingen, Gesundheit nicht garantieren, Lebenskraft nicht grenzenlos erneuern. Und Glück lässt sich schon gar nicht direkt ansteuern. Aber für alles kann ich Gott danken und damit eine Grundhaltung einüben, die wirklich befreiend ist, die auch vom ständigen Kosten-Nutzen-Denken befreit:

*Du bist es, Herr und Gott der Welt, und dein ist unser Leben;
du bist es, der es uns erhält und mir's jetzt neu gegeben.*

In solcher Dankbarkeit und Gelassenheit liegt die Grundvoraussetzung dazu, anders leben zu können als viele Zeitgenossen. Ich muss nicht bei allem sofort wissen: Wozu ist es gut, was bringt es mir? Ich muss auch nicht möglichst alles möglichst jederzeit und möglichst sofort haben, sondern ich lasse mich täglich beschenken. Die Dankbarkeit hilft mir dazu. Alles Leben ist Geschenk, alles ist Gnade.

2.4 Leben in geistlich-natürlichen Rhythmen und Riten

Die geschöpflichen Gegebenheit, dass wir z. B. nicht 24 Stunden durcharbeiten können, sondern Zeiten des Wachens und des Schlafens, des Arbeitens und Ausruhens für unser Wohlergehen brauchen, werden in den Klöstern und Kommunitäten ernstgenommen und geistlich gestaltet. So ergibt sich ein von den Stundengebetszeiten gegliederter Tagesrhythmus: die Arbeit wird mehrmals am Tag unterbrochen vom Gebet: ora et labora. So hielt es übrigens

schon das alte Gottesvolk Israel, von dem die Christen die Ordnung der Gebetszeiten übernommen haben.

Wer kann schon zehn Stunden mit gleichbleibender Intensität durcharbeiten? Wir brauchen im Tagesablauf immer wieder einmal einen „Phasenwechsel“. Im Kloster wechseln sich Arbeitsphasen, Gebetsphasen und Feierabend ab und geben dem Tag eine gute, sinnerfüllte Form und Struktur. Eine solche Tagesstruktur ist nicht ans Klosterleben gebunden. Jeder Christ, ja jeder Mensch, sollte im Ablauf eines Tages immer wieder innehalten und darüber nachdenken, was er erlebt hat. Der Wechsel von Aktion und Kontemplation ist nicht spezifisch christlich, sondern einfach nur schöpfungsgemäß. Ohne ihn verliert der Mensch etwas zutiefst Menschliches: dass er bewusst lebt und verarbeitet, was er erlebt, dass er aus dem Hören heraus aktiv wird.

Zahlreiche Klostersgemeinschaften (Benediktiner, Zisterzienser etc.) leben nach dem Grundsatz „bete und arbeite“ (ora et labora). Die Klosterregel des Hl. Benedikt z. B. enthält die Tageseinteilung in einem ausgewogenen Wechsel von Arbeitszeit, Stunden geistiger Betätigung und Ruhepausen als wichtiges Prinzip. Diese Regel fordert zudem produktive Arbeitsleistung und verwehrt zu weitgehenden Konsum.

Neue kulturelle Leistungen, technische Entwicklungen, geeignete Maßnahmen des Wirtschaftens: dies alles ergibt sich gerade durch den Wechsel von Gebet und Arbeit. Der Mensch braucht, um Neues auf den Weg zu bringen, vor allem auch Zeiten des Nachdenkens und des Innehaltens. Der Mensch, der ständig arbeitet, womöglich noch ständig derselben monotonen Arbeit nachgeht, ist in den wenigsten Fällen in der Lage, wirklich kreativ zu sein.

Heinrich von Pierer, ehemaliger Vorstandschef der Siemens AG, hat ein Buch herausgegeben mit dem Titel: *Wie kommt das Neue in die Welt?* In einem Beitrag dieses Buches wird gerade die Kombination von „ora“ und „labora“, die Kombination von Innehalten, Nachdenken, Meditieren und Beten einerseits und der Arbeit andererseits als diejenige Bedingung genannt, Neues zu erforschen und auf den Weg zu bringen.¹⁰ Weder Arbeit noch Gebet allein, weder der ständige Druck, produktiv sein zu müssen, noch die ständige Muße führen zu erfolgreichem Wirtschaften, sondern die Kombination von beidem.

Auch heute können Klöster durch die gelebte Kombination von Gebet und Arbeit den Menschen das Prinzip vor Augen zu führen, das wir brauchen, Innovationen auf dem Weg zu einer nachhaltigen Entwicklung herbeizuführen. Damit können sie einen wirksamen Beitrag leisten zu

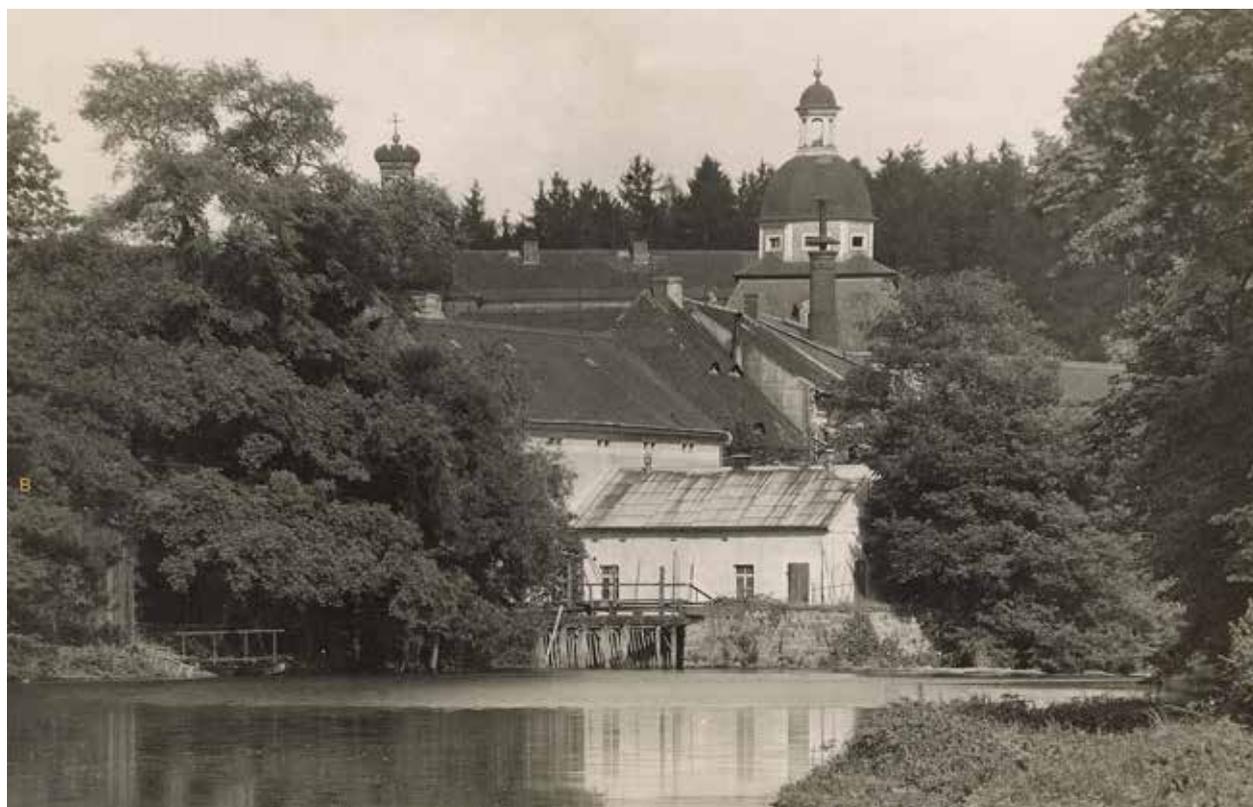


Abb. 6 Historische Aufnahme vom Klosterstift St. Marienthal. In den beiden Gebäuden im Vordergrund (Turbinenhaus und Getreidemühle) wurde mit Wasserkraft Strom und Mehl bzw. Schrot produziert

der notwendigen weiteren Erschließung des wirtschaftlichen Potenzials der Menschheit.

Das oben Gesagte gilt auch für die Gestaltung der Woche. Der Wechsel von Werktag und Sonntag, von Alltag und Feiertag geben der Woche eine gute Struktur. Ähnliches ließe sich vom Kirchenjahr in seiner engen Verbindung mit dem Naturjahr sagen. Die Feste im Jahreszyklus verbinden geistlich-spirituelle Inhalte mit geschöpflich-natürlichem Kreislauf und prägen so das Jahr. Solche bewusste Gestaltung der Tage, Wochen und Jahre macht unser Leben reich, gibt ihm eine schöne, sinnerfüllte Gestalt. Das ist allemal ein besserer Weg zur Lebensfülle als die Anhäufung von möglichst vielen Konsumgütern und außergewöhnlichen Erlebnissen.

Doch genau diese rhythmische Gliederung unseres Tages, unserer Wochen wird heute auf breiter Front unterlaufen. Die moderne Produktionsweise ist tendenziell rhythmuslos. Am wirtschaftlichsten laufen die Maschinen in den Werkhallen Tag und Nacht, Werktag wie Sonntag. Diese Tendenz setzt sich längst auch im modernen Lebensstil fort, der immer stärker von der Maschine und dem Tempo der technischen Entwicklungen bestimmt wird.

Dass solche – unnatürliche – Lebensweise auf Dauer den Menschen krankmacht, ist längst deutlich. Umgekehrt hat es eine heilende Wirkung, das Leben wieder bewusst in Lebensrhythmen einzufügen, die unserer geschöpflichen Konstitution gemäß sind. So gewinnen wir wieder das Empfinden für die natürlichen Rhythmen, die menschliches Leben – sogar kostenlos! – abwechslungsreich machen und unser geistliches Leben befruchten.

Auch in der klösterlichen Liturgie gibt es zahlreiche Möglichkeiten, Spiritualität als geistig-geistliche Orientierung den Menschen nahe zu bringen. Denn geradezu typisch für das Leben im Kloster ist die hohe Bedeutung der lebensstützenden Liturgien und liturgischen Ordnungen:

- in Jahrhunderten gewachsene Liturgien und Abläufe in Gottesdienst und Gebetszeiten;
- Gebrauch und Pflege von Fest- und Alltagsliturgien in Kirche und Haus (Tischgebet, Begrüßung des Sonntags, Adventsliturgie etc.);
- Pflege von Sitten und Gebräuchen im Kirchen- und Naturjahr (Adventskranz, Häusersegen, Feldbegehung etc.).

Solche Liturgien und Gebräuche stützen und ordnen die Lebensläufe, vermitteln Geborgenheit und geben Orientierung.

2.5 Konzentriertes Leben in einem gesunden Maß

Meistens wollen wir mehr, als wir können und vermögen – erst recht in einer Gesellschaft, die zahllose technische Möglichkeiten kennt, schnelllebig ist und von Reizen überflutet wird. Entsprechend oberflächlich wird das Leben, oder es treten gesundheitliche Störungen und seelische Krankheiten auf.

„Wir leben so schnell, dass wir das Essen nicht mehr schmecken, die Schönheit um uns herum nicht mehr sehen und mit unseren Kindern nicht mehr spielen. Deshalb möchten wir immer mehr haben, weil wir das, was uns bereits gehört, überhaupt nicht nutzen.“ (Dennis Meadows)

Wie bewusst nehmen wir wahr, was uns gegeben ist? Können wir uns noch an einer blühenden Rose, an einer frischen Erdbeere, an einem freundlichen Blick und einem guten Wort freuen? Je rascher wir leben und handeln, je mehr wir in kürzester Zeit konsumieren, desto oberflächlicher wird unsere Wahrnehmung, desto stärker aber auch unsere Sucht nach immer neuen Erlebnissen, nach immer mehr Konsum und Besitz. Da hilft nur noch eines: eine bewusste Reduktion, z. B. im Lebenstempo oder in der Erlebnisfülle, gerade um intensiver (er)leben zu können.

Zum Klosterleben gehören traditionell Askese und Zeiten des Fastens, was im Erlebnisrausch unserer Zeit noch einmal eine ganz neue Bedeutung erhält: Es geht dabei um die Intensivierung des Lebens durch Verzicht und Konzentration. Weniger ist oft mehr. Dies kann heute u. a. bedeuten:

- Reduktion der Eindrücke und Erlebnisfülle (besser nachklingen lassen, als noch etwas „draufsetzen“ – damit ein Erlebnis ein Erlebnis bleibt);
- Reduktion der Beziehungen (ich kann nicht zahlreiche Freundschaften und Beziehungen in gleicher Qualität leben);
- Entschleunigung anstelle ständiger Beschleunigung (übrigens: für die (zu) vielen Termine mit einem Terminkalender bin zuerst ich selbst verantwortlich, nicht die anderen oder die Umstände oder ganz dringende Aufgaben);
- Entwicklung von Formen der Enthaltbarkeit im Übermaß der Medien-Angebote;
- Einfügen von Zeiten der Verarbeitung, des Gebets (nur was ich – vor Gott – verarbeite, trägt zu meiner Reifung bei).

Klöster und Kommunen machen deutlich, dass sich die Chancen humaner Entfaltung und Lebensbewältigung nicht primär durch ein Mehr an Produkten und Erlebnisangeboten verbessern, sondern durch eine Kultur des Maßhaltens und durch eine „Kultur der Eleganz“ (H.-B. Gerl-Falkovitz). Es geht nicht darum, die Freude an den Dingen zu verneinen, sondern um die Fähigkeit des Auswählens zwischen den Dingen (elegans = lateinisch: wählerisch). Es geht darum, sich auf das Wichtige zu konzentrieren, um dieses dann bewusst wahrzunehmen und zu genießen.

Die Fähigkeit, Einfaches zu schätzen, auf Überflüssiges zu verzichten, seine Zeit für Wesentliches frei zu halten und so aus einer inneren Ruhe heraus den Alltag zu gestalten, ist eine der wichtigsten Quellen für Zufriedenheit. Mehr und mehr Zeitgenossen werden mittlerweile nachdenklich und spüren an sich selbst: Übermaß erdrückt und tötet Kreativität und Freude, Selbstbeschränkung dagegen erweckt und belebt sie.

Ein nachhaltiger Lebensstil braucht positive Leitbilder und kann nur begrenzt negativ durch Verbote beeinflusst werden. Dies ist eine Herausforderung für die Klöster und Kommunen, vom christlichen Menschenbild her die vielfältigen Dimensionen dessen aufzuzeigen, was wirklich dem dauerhaften Wohl(stand) des Menschen dient.



Abb. 7 Im Kloster St. Marienthal wurde über Jahrhunderte hinweg auch Landwirtschaft betrieben. Hier ein Foto vor der ehemaligen Schmiede des Klosters

2.6 Suffizienz als notwendige Ergänzung zur technologischen Steigerung der Effizienz

Die Ordensgemeinschaften zeichnen sich oftmals schon seit Jahrhunderten durch einen einfachen und ressourcenschonenden Lebensstil aus. Diesen Lebensstil wenigstens ansatzweise auf einen Großteil der Bevölkerung zu übertragen, ist für eine nachhaltige Entwicklung von entscheidender Bedeutung.

Die Menschen in den Industrieländern sind die Hauptverursacher der Umweltzerstörung; denn sie verbrauchen etwa zweidrittel der nur begrenzt vorhandenen natürlichen Ressourcen. Hinzu kommen die Emissionen aus Produktion, Konsum und Verkehr, die Luft und Klima erheblich belasten. Wenn alle Menschen der Erde die Umwelt so zerstören würden und soviel Ressourcen verbrauchen würden wie wir, hätte das schon in den nächsten Jahren katastrophale Folgen.

Um diese Folgen zu vermeiden, setzen viele Menschen ihre Hoffnung einseitig auf eine Verbesserung der Technik. Kein Zweifel: wir benötigen eine effizientere Technik, ja sogar eine „Effizienzrevolution“, d. h. technische Geräte und Systeme, die die gleichen Dienstleistungen mit sehr viel weniger begrenzten Ressourcen und belastenden Abfällen und Emissionen erbringen als bisher. Mit mehr technischer Effizienz werden wir sicherlich den Ressourcenverbrauch pro Kopf verringern. Dennoch reichen die wissenschaftlichen und ingenieurtechnischen Anstrengungen und die daraus resultierenden Einsparungen nicht aus, wenn sie nicht von den „Anstrengungen“

der Verbraucher/innen begleitet werden. Die Einspareffekte der technischen Verbesserungen dürfen durch wachsende materielle Ansprüche nicht kompensiert, womöglich sogar überkompensiert werden, wenn insgesamt eine nachhaltige Entwicklung erreicht werden soll; denn die Weltbevölkerung, die größtenteils noch weit vom materiellen Standard unserer Ansprüche entfernt ist, wächst ständig.

Die materiell reichen Gesellschaften kommen also nicht mehr um die unbequeme Frage der Suffizienz (lat. *sufficere* = genügen) herum: Wie viel ist genug - an Mobilität, an Aufwand,

an Konsum? Wie viel ist verantwortbar? Eine schlichte Frage, die in unserer Gesellschaft jedoch höchst ungeliebt ist. Aufrufe zum Maßhalten bringen keine Wählerstimmen. Und dennoch muss diese Frage gestellt werden, wenn man eine nachhaltige Entwicklung herbeiführen will.

Wenn hier die Forderung nach Verzicht gestellt wird, so heißt dies keineswegs, dass die Menschen künftig in „Sack und Asche“ dahinvegetieren sollen. Das Motto lautet vielmehr: „Gut leben statt viel haben.“ Die vielfältigen Bedürfnisse des Menschen werden nicht einfach durch höchstmöglichen Konsum befriedigt. Vielmehr kann die Umkehr zu einem einfacheren Lebensstil zu einem Gewinn an Lebensqualität und kultureller Entfaltung führen. Zugleich sollte aber nicht verschwiegen werden, dass eine nachhaltige Entwicklung für den Menschen auch die Bereitschaft zu persönlichem Verzicht in einzelnen Bereichen einschließt.

2.7 *Stabilitas loci*: Leben in dauerhaften Beziehungen und Gegengewicht zur rastlosen Mobilität

Bei dem klösterlichen Prinzip der „*stabilitas loci*“ geht es zunächst einmal um die Stabilität und Dauerhaftigkeit der Beziehungen zwischen den Menschen. Damit gewinnt das Leitbild der Nachhaltigkeit auch eine soziale Dimension.

Bei vielen Menschen in unserer Gesellschaft stellt man heute eine gewisse „biographische Kurzatmigkeit“ fest. Insbesondere jüngere Menschen tun sich schwer, bei einer Sache, bei einem Menschen, einer Aufgabe oder an einem Ort zu bleiben. Schwierigkeiten in Beziehungen führen schnell zum Bruch. Studiengänge werden abgebrochen und Jobs beendet, wenn die Anforderungen zu hoch erscheinen. Viele Menschen sind verunsichert, oft auch resigniert. Das liefert sie dem Augenblick aus; was danach kommt, ist ihnen egal. Das geht bis hin zur Sucht, durch die der eigene Körper allmählich zugrunde gerichtet wird.¹²

In den Klöstern und Kommunitäten sind hingegen Ausdauer und Stabilität, die Beständigkeit von großer Bedeutung. Klöster und Kommunitäten sind Beispiele dafür, dass verbindliche Haus- und Lebensgemeinschaften (aufgrund von gemeinsamer Glaubensüberzeugung, nicht von Sympathie) entweder auf längere Zeit oder lebenslang funktionieren. An solchen Beziehungen dauerhaft festzuhalten



Abb. 8 Auf dem Klosterhof St. Marienthal wurde im Jahr 2008 diese eindrucksvolle Bronze-Statue von Papst Johannes Paul II. errichtet. Die Statue wurde gestiftet von Dr. E.h. Fritz Brickwedde (Osnabrück)¹⁸

- bedeutet Aushalten und Austragen von Konflikten und Spannungen;
- fördert persönliches Wachsen und Reifen, besonders durch Verarbeitung von Krisen;
- führt zu Tragfähigkeit und Verlässlichkeit für andere Menschen.

Mit „*stabilitas loci*“ ist aber auch das benediktinische Gebot gemeint, nicht soviel in der Gegend herumzureisen, sondern sich auf die wirklich wichtigen Dinge des Lebens zu konzentrieren. Das bedeutet sicherlich nicht, dass Mobilität als solche schlecht wäre. Aber ein Übermaß an Mobilität schadet sicherlich, nicht zuletzt aufgrund des damit fast immer verbundenen Umweltverbrauchs.

Durch die auch heute noch in vielen Klöstern (Benediktiner, Zisterzienser etc.) übliche „*stabilitas loci*“ wird dagegen ein nachhaltiger Lebensstil gefördert, Umwelterstörung durch rastlose Mobilität wird vermieden.

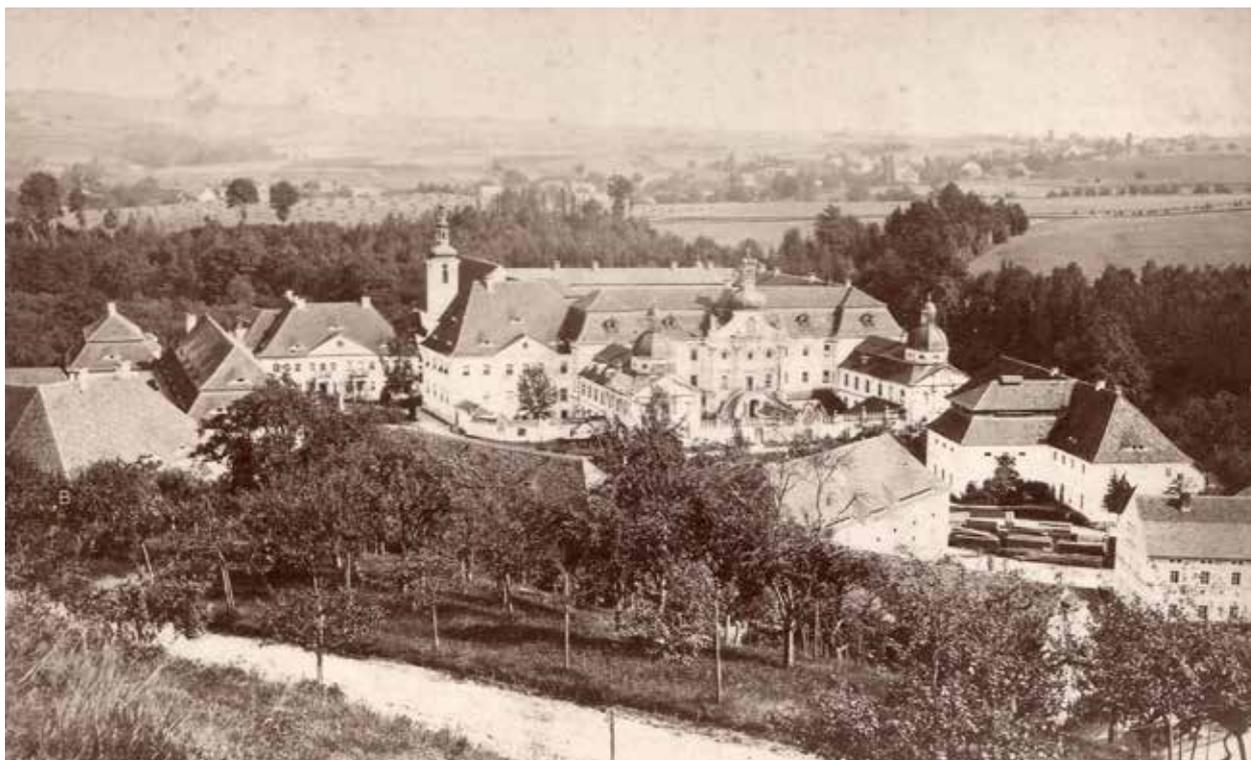


Abb. 9 Historische Aufnahme vom Klosterstift St. Marienthal. Im Vordergrund befinden sich zahlreiche Obstbäume, die zur Selbstversorgung genutzt wurden

2.8 Regionalisierung: Lebensqualität durch Nähe

Kennzeichen des klösterlichen Lebensstils ist die stärkere Orientierung an lokalen und regionalen Strukturen in Wirtschaft, Politik, Kultur und Freizeit. Das Prinzip der „*stabilitas loci*“ veranlasste über Jahrhunderte die Klöster dazu, auf ihr eigenes Umfeld zu achten, regionale Baustoffe zu verwenden, regionale Wirtschaftskreisläufe zu initiieren. Aus dem an einem Ort Verhaftetsein erwuchs und erwächst das Verbot, diesen Ort oder seine Umwelt zu vernachlässigen oder gar zu zerstören.

Regionalisierung im Sinne einer Förderung regionaler Wirtschaftskreisläufe sowie der Einbindung der Menschen in ihre Region ist ein zentraler Aspekt nachhaltiger Entwicklung. Durch überschaubare Strukturen und kurze Wege zwischen Produzenten und Verbrauchern kann z.B. das Verkehrsaufkommen reduziert werden. Durch Regionalisierung können die Chancen der Kommunikation zwischen den unterschiedlichen gesellschaftlich relevanten Institutionen verbessert werden. Zugleich kann Regionalisierung den Blick für die konkreten Probleme vor Ort schärfen und damit Chancen für eine bürgernahe, bedürfnis- und lebensweltorientierte Politik eröffnen, an der die Menschen aktiv teilhaben und ihr Engagement als

sinnvoll erleben. Regionalisierung kann somit Lebensqualität durch Nähe schaffen.

Regionalisierung kann dazu beitragen, Arbeitsplätze vor Ort zu bewahren. Regionaltypische Produkte können ein Gegengewicht bilden zu den beinahe weltweit identischen und damit identitätslosen Waren der internationalen Handelsketten.

Bei der Regionalisierung geht es nicht um einen Rückzug in provinzielle „Kirchturmspolitik“. Vielmehr soll sich eine nachhaltige Regionalentwicklung einordnen in das Bemühen um weltweit gerechte Lebensbedingungen.¹³

2.9 Internationale Netzwerke: globale Solidarität

Das Bemühen um globale Solidarität ist geradezu ein unverzichtbares Element einer Kultur der Nachhaltigkeit. Zahlreiche Ordensgemeinschaften sind weltweit organisiert und verfügen damit nicht nur über international funktionierende Netzwerke, über die eine Bildung für eine nachhaltige Entwicklung erfolgen kann. Viele Ordensgemeinschaften engagieren sich auch ganz erheblich bei der Lösung von humanitären Fragen in anderen Ländern (vgl. z. B. die zahlreichen Projekte der Salesianer Don Boscos in Rußland, Afrika und Lateinamerika).

Statt mit viel Aufwand neue internationale Netzwerke für eine nachhaltige Entwicklung aufzubauen, ist es viel effizienter und erfolgversprechender, auf die bestehenden Netzwerke zurückzugreifen. Auch in diesem Zusammenhang können die Ordensgemeinschaften einen wichtigen Beitrag leisten.

2.10 Leben mit Vergangenheit und Zukunft

Jedes Kloster, jede Kommunität steht in einer umfassenden Tradition (Ordensgeschichte, Frömmigkeitsgeschichte, Kirchengeschichte, Profan- und Kulturgeschichte) und schöpft daraus. Die Bewegung, die einzelne Menschen (Ordensgründer, Heilige, bedeutende Persönlichkeiten) ausgelöst haben, wirkt – manchmal nach Jahrhunderten – noch weiter und gewinnt neue Anhänger. Klöster und Kommunitäten bauen stets auf Leistungen der Generationen auf, die vor ihnen waren, und schöpfen aus deren geistigen, spirituellen oder künstlerischem Reichtum.

Nachhaltig leben bedeutet daher auch, dass wir alle noch von den Nachwirkungen der Geschichte berührt sind und davon profitieren, wenn wir uns bemühen, die alten Spuren an unserem eigenen Ort zu erkennen und zu bewahren, das überkommene Erbe zu pflegen und unsere eigene Gegenwart aus ihrem Werdegang zu verstehen. So binden wir uns selbst in die Geschichte ein. Entgegen der Kurzatmigkeit vieler Aussagen und Aktionen unserer Zeit empfangen wir von daher Inspiration und Ermutigung, lernen wir am Beispiel der Vorausgegangenen, gehen wir selber weiter in bewährten Spuren. Nur wer weiß, woher er kommt, wird den Weg in die Zukunft finden, und nur wer das Alte achtet, wird sinnvoll Neues gestalten können.

Entsprechend gilt es auch, über diese irdische Zeit hinaus zu blicken: Struktur und Selbstverständnis der Klöster sind von ihrem Grundverständnis her auf langfristige und übergreifende Perspektiven ausgerichtet. Nonnen und Mönche sind nicht wie die Politiker abhängig von Wahlergebnissen. Nonnen und Mönche sind auch nicht wie die großen Unternehmer dem „Auf und Ab“ der Aktienkurse unterworfen. Nonnen und Mönche erwarten vielmehr ihr Heil nicht in dieser, sondern in einer jenseitigen Welt. Dass die Mönche und Nonnen das (eigentliche) Heil im Jenseits erwarten, bedeutet allerdings nicht, dass ihnen das Wohl der Menschen auf der Erde gleichgültig wäre. Im Gegenteil: gerade die Klöster und Kommunitäten liefern überzeugende Belege dafür, dass diese Hoffnung zu aktivem Handeln hier und jetzt beflügelt. Aber sie befreit die

Menschen von dem krankhaften Zwang, alles möglichst schnell und gleichsam endgültig zu Lebzeiten erledigen zu müssen.

Ordensleute stehen prinzipiell nicht vor der Notwendigkeit, eine Entwicklung in einer ganz bestimmten Zeit abgeschlossen zu haben. Im Gegenteil, Ordensleute haben beispielsweise oft über Jahrzehnte hinweg an ihren Klöstern gebaut und die umgebende Landschaft urbar gemacht.

Heute braucht eine nachhaltige Entwicklung das Engagement möglichst vieler, die an diese nachhaltige Entwicklung glauben. Ein solches Engagement braucht einen langen Atem, der über Rückschläge und Enttäuschungen hinweghilft. Diese vom Glauben an die Schöpfungsliebe Gottes getragene klösterliche Praxis ist nicht das geringste, was Ordensleute für eine nachhaltige Entwicklung einbringen können.

Angesichts der Erfahrung, dass es der Politik oft an der Kraft und dem langen Atem für die notwendigen unpopulären Maßnahmen fehlt, kommt den klösterlichen Initiativen eine Vorreiterfunktion zu, um ökologische Reformen sowie einen entsprechenden Wertewandel voranzutreiben.

3 Handlungschancen und konkrete Schritte für Klöster und Kommunitäten

In der öffentlichen Nachhaltigkeitsdiskussion wird nach Impulsen und Umsetzungsmöglichkeiten des Leitbildes „Nachhaltigkeit“ gesucht. Für die Klöster und



Abb. 10 Zum Kloster St. Marienthal gehörte über Jahrhunderte hinweg auch ein mehrere hundert Hektar großer Klosterwald. Heute gibt es in diesem Wald einen Walderlebnispfad. Außerdem wird der Wald für die Umweltbildung durch das Internationale Begegnungszentrum St. Marienthal genutzt

Kommunitäten bieten sich aufgrund ihres Engagements für eine nachhaltige Entwicklung zahlreiche Chancen:

- Sie erhalten eine zeitgemäße und zukunftsgerichtete Ausprägung ihres Dienstes an der Welt und formen dadurch ihr Profil. Gleichzeitig könnte eine Profilierung der Gemeinschaften als Impulsgeber für Nachhaltigkeit die Rolle der Klöster und Kommunen in der Gesellschaft stärken. So könnten sich Klöster und Kommunen als „Keimzellen“ und „Lernorte“ für eine nachhaltige Entwicklung etablieren.
- Klöster und Kommunen bringen sich mit ihrem Engagement für eine nachhaltige Entwicklung in die Begegnung der Konfessionen, Religionen, Völker und Volksgruppen, der Generationen und Geschlechter sowie in die Lebensorientierung der Individuen ein. Dadurch erhöht sich ihr Bekanntheitsgrad und dadurch verschaffen sie sich zugleich eine Fülle geistiger und geistlicher Anregungen.
- Durch das Engagement für eine nachhaltige Entwicklung wird die Attraktivität der Klöster und Kommunen gestärkt.

Einige konkrete Handlungschancen für die Klöster im Bereich einer nachhaltigen Entwicklung werden im Folgenden aufgezeigt.

3.1 Erziehung und Bildung

Angesichts der Komplexität der Umweltprobleme und der Größe der Herausforderung verlieren viele Menschen den Mut und den Glauben an die prinzipielle Lösbarkeit heutiger Menschheitsprobleme. Viele Klöster bieten mit ihrem überschaubaren (nicht zu großen und nicht zu kleinen) Gebäuden und der dazugehörigen Umgebung einen Lernort, an dem exemplarisch eine nachhaltige Lebensweise eingeübt werden kann.

Im Gegensatz etwa zu größeren Städten, die unüberschaubar sind, lassen sich in Klöstern und ihrem Umfeld zirkuläre Kreisläufe wesentlich leichter entwickeln. Klöster verfügen meist über gewachsene Strukturen und gemeinsame Aktionen lassen sich hier viel leichter realisieren als in größeren Kommunen. So ist es beispielsweise auch aufgrund der Initiative des Klosters und des Internationalen Begegnungszentrums St. Marienthal gelungen, eine ganze Kleinstadt ausschließlich mit erneuerbaren Energieträgern zu versorgen.

Klöster eignen sich insbesondere auch deshalb gut als Modelle für eine Erziehung und Bildung für eine nachhaltige Entwicklung, da in vielen Fällen noch sehr anschaulich



Abb. 11 Bootsausflüge wie hier auf der Neißة beim Klosterstift St. Marienthal waren auch schon in früheren Jahrhunderten sehr beliebt

traditionelle Wirtschaftskreisläufe nachzuvollziehen sind (Klöster als Beispiele einer weitreichenden Autarkie).

Diese guten Voraussetzungen der Klöster für ein Engagement im Erziehungs- und Bildungsbereich gilt es kontinuierlich auszubauen. Von entscheidender Bedeutung ist in diesem Zusammenhang, dass der Einsatz für eine nachhaltige Entwicklung nicht allein in der Form von Pflichten dargestellt wird, sondern in attraktive Vorstellungen des gelungenen Lebens umgesetzt wird. Denn das Engagement für eine nachhaltige Entwicklung muss Freude machen. Nur dann wird aus diesem Engagement die Massenbewegung, die es braucht, um eine tatsächliche Abkehr von der derzeitigen schöpferfeindlichen Lebensweise der Industriegesellschaften einzuleiten.

3.2 Nachhaltiges Wirtschaften und sanfter Tourismus

Klöster haben – wie bereits mehrfach erwähnt – oftmals Jahrhunderte lang nachhaltig gewirtschaftet. In zahlreichen Einrichtungen ist dies auch heute noch der Fall: Im Benediktinerkloster Plankstetten (Oberpfalz) wird z. B. ökologische Landwirtschaft betrieben. Bäckerei, Metzgerei, Imkerei und Brauerei sind allesamt konsequent ökologisch ausgerichtet. Im Klosterladen gibt es ausschließlich Ökoprodukte aus dem Kloster und der Region. Die zahlreichen Nahrungsmittelskandale der letzten Jahre in Deutschland haben dafür gesorgt, dass das Kloster Plankstetten einen ganz hervorragenden Absatz all dieser Produkte hat und der Laden inzwischen zu einer wichtigen finanziellen Einnahmequelle des Klosters geworden ist.



Abb. 12 Treffen von Brüdern und Schwester aus Klöstern und Kommunitäten im Jahr 2017 in St. Marienthal

Die Produktion und wo möglich auch der Verkauf nachhaltiger Produkte bietet den Klöstern gute Perspektiven. Die Umweltentlastung und die Vorbildwirkung auf andere Einrichtungen sind in diesem Zusammenhang ebenfalls wichtige Faktoren.

Auch im Bereich des sanften Tourismus können Klöster einen wichtigen Beitrag zu einer nachhaltigen Entwicklung leisten. Viele dieser Einrichtungen sind jahrhundertalte Wallfahrtsorte und Ziel zahlreicher Pilger und Touristen. Durch eine Reduzierung der Verkehrsbelastung in empfindlichen Bereichen, durch attraktive Alternativen zum motorisierten Individualverkehr, durch Angebote für Natur- und Kulturinteressierte und für umweltbewusste Gäste, sowie durch weitere Maßnahmen kann der Tourismus im Umfeld der Klöster nachhaltig entwickelt werden.

3.3 Nachhaltige Verbundsysteme und Netzwerkarbeit

Zahlreiche Klöster zeichnen sich aus durch die Entwicklung von nachhaltigen Verbundsystemen und Netzwerkarbeit. Das Kloster Benediktbeuern z. B. praktiziert seit

Jahren erfolgreich eine ökologische Vertragslandwirtschaft, nach der diejenigen Landwirte, die Klosterland gepachtet haben, dazu verpflichtet sind, ökologische Kriterien zu beachten. Im Prämonstratenserkloster Roggenburg werden die im Umfeld des Klosters liegende Bäckerei und Metzgerei sowie andere Betriebe aufgrund der Koordination des Klosters ebenfalls für eine ökologische Wirtschaftsweise gewonnen. Durch das Kloster und das Internationale Begegnungszentrum St. Marienthal als Hauptabnehmer von Wärme wurde in Ostritz-St. Marienthal der Bau eines Biomasseheizkraftwerks möglich. Die Liste dieser aktuellen Beispiele ließe sich leicht verlängern.

Durch solche nachhaltigen Verbundsysteme und Netzwerkarbeit können die Klöster ganz erhebliche Beiträge für eine nachhaltige Entwicklung liefern.

3.4 Ökologisches Weltethos

Eine besondere Chance der europa- oder gar weltweiten Netzwerke der Klöster liegt in einem Engagement für ein ökologisches Weltethos. Die UN-Konferenz von Rio de

Janeiro hat mit Nachdruck die Einführung einer planetarischen Ethik und insbesondere ein ökologisches Weltethos gefordert. Ein solches Ethos kann jedoch nicht allein von der parlamentarischen Politik eingelöst werden. Es erfordert eine breite und offene internationale Verständigung über die ethischen Grundlagen, Ziele und Strukturen einer zukunftsfähigen Entwicklung. Klöster mit ihren transnationalen Organisationen können in diesem Zusammenhang einen wichtigen Beitrag zur Ausbildung eines ökologischen Weltethos leisten. Aber auch hier bedarf es wieder der gezielten institutionellen Aufgabenzuordnung.

3.5 Chancengleichheit der Geschlechter

Für die Förderung einer weltweiten nachhaltigen und gerechten Entwicklung ist die Chancengleichheit von Männern und Frauen von erheblicher Bedeutung. Weltweit gesehen sind viel mehr Frauen als Männer Analphabeten, studieren wesentlich weniger Frauen als Männer. Die mangelnde Bildung von Menschen ist aber einer der

Hauptgründe für eine unzureichende dauerhafte Entwicklung.

Heute können Frauenklöster einen wichtigen Beitrag zu einer nachhaltigen Entwicklung dadurch leisten, dass sie über Frauenklöster-Netzwerke den Gedanken einer nachhaltigen Entwicklung weltweit verbreiten und andere Frauen-Klöster bei deren nachhaltigen Entwicklung unterstützen.

3.6 Institutionalisierung

Sollen die genannten klösterlichen Initiativen aber nicht bloß punktuelle Einzelaktivitäten bleiben, muss das Anliegen der nachhaltigen Entwicklung auch in organisatorischer Hinsicht aufgegriffen werden. Institutionelle Aufgabenzuordnungen für ökologische Fragen erleichtern darüber hinaus die Kommunikation auf allen Ebenen, sei es inner- und binnenklösterlich oder politisch.

Unterstützungsbedarf

Es soll aber nicht verschwiegen werden, dass Klöster und Kommunen um nachhaltige Projekte zu initiieren,



Abb. 13 Der Weinkeller der Klosters St. Marienthal wurde von Bürgerinnen und Bürgern aus Ostritz und Umgebung in den 1980er und 1990er Jahren grundlegend saniert.

oftmals auch Hilfe von außen benötigen. Zudem müssen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gewonnen werden, die ausgehend von den geistlichen Gemeinschaften in die Gesellschaft ausstrahlen. Zu nennen sind hier dritte Orden, Netzwerke um ein Kloster sowie Freundes- und Fördererkreise. Durch die Gründung bzw. Weiterentwicklung solcher Aktivitäten können wichtige Impulse für eine nachhaltige Entwicklung gegeben werden.

3.7 Modelle der Hoffnung

Die Umsetzung des Leitbildes einer nachhaltigen Entwicklung in die Praxis ist eine außerordentlich große Aufgabe. Das Vertrauen in Gott befähigt die Christinnen und Christen dazu, sich an solch' große Aufgaben zu wagen, ohne die eigenen Kräfte zu überschätzen. Christlicher Glaube fordert dazu auf, die gravierenden Gefahren und vielfältigen Dimensionen der Umweltkrise ernst zu

nehmen, ohne in Resignation zu verfallen. Nur eine Hoffnung, die einerseits die ganze Sehnsucht des Menschen weckt und aktiviert, die aber zugleich nüchtern um die Schwächen des Menschen weiß, motiviert tatsächlich zu einer humanen Zukunftsgestaltung. Wer eine Hoffnung über den Tod hinaus hat, muss nicht alles in dieser Zeit erreichen. Christlicher Glaube ist eine solche Hoffnung, die nicht leichtfertiger Optimismus ist, sondern solidarische und verantwortliche Sorge für das Gelingen des Lebens.¹⁴

Angesichts tiefer, häufig eng mit ökologischen Themen verbundenen Zukunftsängsten sind die Klöster und Kommunitäten herausgefordert, mit dem gesellschaftskritischen und handlungsmotivierendem Reichtum ihres christlichen Glaubens einen wirksamen Beitrag für die Wiedergewinnung neuer Zukunftsperspektiven zu leisten.

Die Hoffnung der Ordensleute bewährt sich nicht zuletzt darin, dass sie anderen Grund zur Hoffnung geben.

Literatur

GRÜN, Anselm OSB/SEUFERLING, Alois OSB: Benediktinische Schöpfungsspiritualität. Münsterschwarzach 1996.
Handeln für die Zukunft der Schöpfung. Hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz. Bonn 1998.
HEEREMANN, F.: Nachhaltigkeit aus der Sicht des benediktinischen Mönchtums. In: Benediktinnerinnen auf der Burg Dinklage 1949–1999. Dinklage 1999, S. 12–19.

Konferenz der Vereinten Nationen für Umwelt und Entwicklung im Juni 1992 in Rio de Janeiro. Dokumente, Agenda 21, hg. vom Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit. Bonn 1992.
Laudato si: die Umwelt-Enzyklika des Papstes. Freiburg i. Br. 2015.
VOGT, Markus: Der Zukunft Heimat geben – Pfarrgemeinden im Agenda-21-Prozess. München 1999.

Anmerkungen

- * Überarbeitete Fassung eines Beitrages in der Cisterzienser Chronik 109 (2002), Heft 1, S. 61–75.
¹ Vgl. Konferenz der Vereinten Nationen für Umwelt und Entwicklung im Juni 1992 in Rio de Janeiro. Dokumente, Agenda 21. Hg. vom Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit. Bonn 1992.
² Vgl. z. B. Handeln für die Zukunft der Schöpfung. Hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz. Bonn 1998.
³ Vgl. WITTE, Ulrich/WEINMANN, Arno: Klöster als Kristallisationspunkte nachhaltiger Entwicklung (Vortragsmanuskript). Osnabrück 1999, S. 1.
⁴ Vgl. Die Zisterzienser. Geschichte und Architektur. Köln 1998, S. 104.
⁵ Vgl. HEEREMANN, F.: Nachhaltigkeit aus der Sicht des benediktinischen Mönchtums. In: Benediktinnerinnen auf der Burg Dinklage 1949–1999. Dinklage 1999, S. 14.
⁶ Vgl. Vogt, M., S. 29 f.
⁷ Vgl. HEEREMANN, F. (wie Anm. 7), S. 18.
⁸ Vgl. GRÜN, Anselm OSB/SEUFERLING, Alois OSB: Benediktinische Schöpfungsspiritualität. Münsterschwarzach 1996, S. 13–21.

- ⁹ Nähere Informationen zu diesem östlichsten Weinberg Deutschlands findet man unter http://www.weinberg.ibz-marienthal.de/cms/front_content.php
¹⁰ Vgl. WERNER, Jürgen: Ora e labora. In: Wie kommt das Neue in die Welt? Hg. von Heinrich v. PIERER/Bolko v. OETINGER. München/Wien 1997, S. 209–225.
¹¹ Ausführliche Informationen zu dieser Statue und den Beiträgen anlässlich der Akademietagung anlässlich der Errichtung der Statue sind zu finden in: Papst Johannes Paul II. als Brückenbauer. Hg. von Michael Schlitt (Schriften des Internationalen Begegnungszentrums St. Marienthal, Bd. 12). Ostritz 2008.
¹² Vgl. HEEREMANN, F. (wie Anm. 7), S. 15.
¹³ Vgl. auch zum Vorstehenden: VOGT, S. 15.
¹⁴ Vgl. Vogt, S. 23.

Fotonachweis

1, 2, 4 Bettina Schlitt; **2, 5, 8, 10** IBZ St. Marienthal; **12** Winzergemeinschaft St. Marienthal

DER KONVENT VON ST. MARIENTHAL

Sr. M. Elisabeth Vaterodt OCist, 56. Äbtissin von St. Marienthal, geb. 1956, Profess 1987

Sr. M. Regina Wollmann OCist, Altäbtissin und Priorin, geb. 1941, Profess 1961

Sr. M. Alma Posselt OCist, geb. 1945, Profess 1974

Sr. M. Consilia Bildt OCist, geb. 1932, Profess 1956

Sr. M. Immaculata Biewald OCist, geb. 1923, Profess 1949

Sr. M. Juliana Lindner OCist, geb. 1955, Profess 2008

Sr. M. Mechtild Buttala OCist, geb. 1959, Profess 2008 (Gast aus Kloster St. Marien zu Helfta)

Sr. M. Rita Schatten OCist, geb. 1971, Profess 2000

Sr. M. Theresia Lebsa OCist, geb. 1943, Profess 1962

Sr. M. Ursula Nawroth OCist, geb. 1962, Profess 1985 (z. Zt. im Kloster St. Marien zu Helfta)



Äbtissin Sr. M. Elisabeth Vaterodt OCist, Generalabt Mauro-Giuseppe Lepori OCist, Altäbtissin Sr. M. Regina Wollmann OCist beim Äbtissinnenwechsel 2016

Fotonachweis

Torsten Fechner

AUTORENVERZEICHNIS

Dr. Gerhard Brendler, freischaffender Autor, Neustadt in Sachsen

Dr. Lars-Arne Dannenberg, Historiker, Direktor des Zentrum für Kultur//Geschichte, Königsbrück

Dr. Matthias Efler, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Handschriftenzentrum der Universitätsbibliothek Leipzig

Dipl.-Ing. Architekt Udo Frenschkowski, ab 1986 Oberkonservator im Institut für Denkmalpflege Arbeitsstelle Dresden, bis 2021 Gebietsreferent im Landesamt für Denkmalpflege Sachsen

Dr. Arnold Klaffenböck, freiberuflicher Lektor und Autor, Salzburg

Gisela Rieck, Diplomsoziologin und Journalistin. Freundeskreis der Abtei und Förderkreis „Wir bauen Brücken“ des Internationalen Begegnungszentrums St. Marienthal. Königstein i. Ts. und St. Marienthal

Dr. Andrea Sander, Landesamt für Denkmalpflege Sachsen, Dresden

Dr. Michael Schlitt, Vorstandsvorsitzender der Stiftung Internationales Begegnungszentrum und Vorstandsvorsitzender der Oberlausitz-Stiftung, Görlitz

Sven Taubert, Dipl.-Restaurator (VDR), Büro für Restaurierung und Restaurierungsplanung, Sachverständiger und Gutachter, Dresden

Dr. Marius Winzeler, Kunsthistoriker, Direktor des Grünen Gewölbes und der Rüstkammer der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden

Dr. Jan Zdichynec, Historiker, wissenschaftlicher Assistent an der Philosophischen und an der Pädagogischen Fakultät der Karlsuniversität Prag

Seit fast 800 Jahren existiert die Zisterzienserinnenabtei Klosterstift St. Marienthal ununterbrochen. Damit ist St. Marienthal das älteste Frauenkloster des Ordens in Deutschland, das seit seiner Gründung ununterbrochen besteht. Unmittelbar an der Neiße zwischen Görlitz und Zittau gelegen, sind im Klosterstift St. Marienthal viele Generationen hindurch Nonnen dem Motto „ora et labora“ gefolgt. Die Wirren der Hussitenkriege und der Reformation hat das Klosterstift dabei ebenso überstanden wie die Zeit des Nationalsozialismus und der DDR sowie die mehrmaligen Hochwasserkatastrophen.

Mit dieser Publikation ist seit vielen Jahren endlich wieder ein Buch verfügbar, das über die eindrucksvolle Geschichte und Kultur dieses Klosters informiert.

